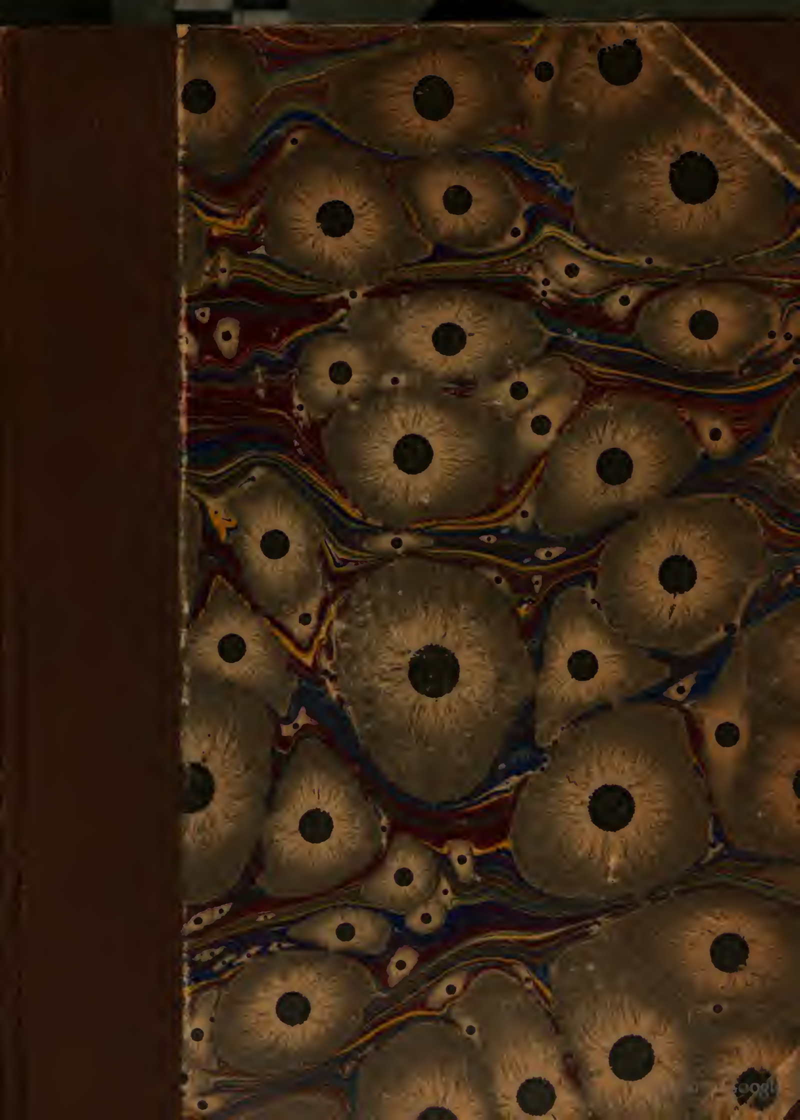






Briefwechsel

zwischen

Anastasius Grün und Ludwig August Frankl



Aus dem
Neunzehnten Jahrhundert

Briefe und Aufzeichnungen

Herausgegeben

von

Karl Emil Franzos

Erster Band

Briefwechsel zwischen Anastasius Grün und Ludwig August Frankl



Berlin 1897
Concordia Deutsche Verlags-Anstalt

Briefwechsel

zwischen

Anastasius Grün

und

Ludwig August Frankl

(1845—1876)

Herausgegeben

von

Dr. Bruno von Frankl-Hochwart



Berlin 1897
Concordia Deutsche Verlags-Anstalt

warmen Freude mein Vater erfüllt wurde, wenn Auersperg nach längerer Abwesenheit die Wohnung in der Seitenstättengasse wieder aufsuchte und die übliche Frage aus wohllautender wohlbekannter Stimme erklang: Ist Freund Frankl zu Hause? Dann der tiefe Schmerz der Todesnachricht, und wie mein Vater am selben Tage seinen Sommeraufenthalt in Gmunden verließ, um in Graz dem toten Freunde die letzte Ehre zu erweisen.

Wenn es mir gestattet ist, nach dem tiefern Grund dieser seltenen, jede Lebensphase der beiden Männer überdauernden Freundschaft zu forschen, so kann ich diesen nicht einzig und allein in den litterarischen und künstlerischen Bestrebungen finden. Wenn Bauernfeld von Grün schreibt: „Ich kenne niemanden, der sich von seinem Jünglingsalter bis in das volle Mannesalter so vollkommen selber gleichgeblieben wäre, wie Anton Alexander Graf Auersperg", so glaube ich in diesen Worten den Schlüssel gefunden zu haben. Der Grundzug des Charakters, in dem Grün und Frankl sich glichen — es sei dem Sohne hier gestattet, sich über seinen Vater zu äußern, so sehr er dies sonst im Sinne des Dahingeschiedenen vermeiden muß — war eine tiefinnere Wahrheitsliebe, eine unwillkürliche Abneigung gegen alles Hohle und Frivole und damit verbunden wahre Bescheidenheit und volle Uneigennützigkeit. Diese Charaktereigenschaften, von denen die Lebensführung der beiden Männer in allen Altersstufen beherrscht wurde, erzeugt das Bild des „Gleichbleibens", welches Bauernfeld an Grün rühmt

— sie waren es auch, welche den Gleichstrebenden die unverrückbare Basis der größten gegenseitigen Achtung und der Freundschaft der jungen Jahre die unverwüstliche Lebenskraft verlieh.

In den Briefen wird den Lesern Auersperg als Dichter und Politiker, als Landwirt und Jurist, als Freund, als Vater und Gatte entgegentreten. Darin, daß das Eigenartige Sympathische in diesem nicht leicht zugänglichen, sich langsam erwärmenden Charakter menschlich nahetritt, dünkt dem Herausgeber der Hauptwert der Briefe Auerspergs zu liegen.

Sie mögen für sich sprechen.

Der Sohn des Dichters, Graf Theodor Auersperg, dessen im Briefwechsel so oft gedacht wird, hat tragisch geendet. Er starb infolge einer Gehirnerschütterung, die er sich bei einem Sturze vom Pferde zugezogen hatte, im 23. Lebensjahre am 4. Mai 1881. Allen, die das Glück hatten, ihn zu kennen, wird seine herzenswarme Liebenswürdigkeit, seine rührende Treue und Liebe für seine Eltern unvergeßlich sein. Die Gattin des Dichters, eine durch Geistes- und Gemütseigenschaften hervorragende Frau, war dem Manne im Jahre 1880 gefolgt.

Mir erübrigt nur, den Herren Direktor Karl Glossy, Dr. Wilhelm Engelmann, Professor Dr. Eugen Guglia, Dozenten Dr. Alexander von Weilen, k. k. Archivar Albert Weltner und den Herren der Wiener Stadtbibliothek und Universitätsbibliothek für deren bei der Herausgabe dieses Briefwechsels gewährte Mithilfe meinen herzlichsten Dank auszusprechen.

Am tiefsten fühle ich mich Herrn Karl Emil Franzos in Berlin verpflichtet, der mir mit Rat und That unermüdlich zur Seite gestanden ist.

Zum Schlusse glaube ich mich noch rechtfertigen zu müssen, daß ich, trotzdem ich litterarischen Arbeiten fernstehe, die Herausgabe nicht in berufene Hände gelegt habe.

Es war mir ein unabweisliches Herzensbedürfnis, dem geliebten Vater, dem zum tiefsten Schmerze der Hinterbliebenen die Mutter so schrecklich rasch gefolgt ist, einen Kranz auf das noch junge Grab zu legen und durch die redliche Mühe, welche ich auf die Herausgabe verwendete, den kleinsten Teil jenes heißen Dankes abzustatten, welchen ich dem liebevollsten, edelsten der Väter schulde.

Es war mir dadurch gegönnt, im Geiste von ihm geleitet, noch manchen Monat mit ihm zu leben.

Wien, im Dezember 1896.

Dr. Bruno von Frankl-Hochwart.





Inhalt.

Seite





Vorwort.

Mit der Herausgabe des Briefwechsels zwischen Anastasius Grün und meinem Vater Ludwig August Frankl erfülle ich ein Vermächtnis des mir teuren Dahingeschiedenen.

Er selbst konnte sich, weil die Briefe Grüns viel Ehrendes für ihn enthalten, nicht entschließen, damit in die Öffentlichkeit zu treten.

Die Briefe bilden ein Denkmal einer mehr als vierzigjährigen treuen, ungetrübten Freundschaft und dürften auf das Interesse der Leser um so eher rechnen, als sie nicht nur die litterarischen Verhältnisse jener Epoche, sondern auch alle anderen Lebenskreise der beiden Männer berühren. Mit den Ergänzungen, die gegeben wurden, dürften sie ein Bild der Bestrebungen der beiden Männer in ihren Hauptrichtungen und manches schätzenswerte Material für die leider noch ungeschriebene Geschichte der deutschen Litteraturbewegung Oesterreichs in diesem Jahrhundert bieten.

So umfangreich der Briefwechsel ist, so bringt er doch selbstverständlich nicht das Ganze der gegenseitigen Beziehungen. Ein Teil der Briefe, wenn auch ein geringer, ist in Verlust geraten. Dazu kommt, daß der persönliche Verkehr bei der häufigen Anwesenheit Anastasius Grüns in Wien sehr rege war und dadurch manche und sehr bedeutende Ereignisse nur gesprächsweise erörtert wurden. Ein Zeugnis hierfür besteht nebst anderem in einzelnen schriftlichen Aufzeichnungen Frankls über Gespräche mit Anastasius Grün, deren einige benutzt wurden.

Die Korrespondenz umfaßt 288 Briefe, 165 von Auersperg und 123 von Frankl. Die Briefe Grüns lagen mir ausschließlich in der eigenen Niederschrift, jene Frankls zum größeren Teile ebenfalls im Original, zum Teil aber auch in Abschrift vor.

Von den Briefen aus den Jahren 1845—1867 wurden nur jene vorwiegend geschäftlicher Natur ausgeschieden, in welchen der fern von Wien domizilierende Grün Auskünfte erbat und erhielt. Hingegen mußte aus den Briefen der Jahre 1868—1876, welche sich in erster Linie sehr eingehend mit den Angelegenheiten des Schillerdenkmals befassen, eine Auswahl getroffen werden. Manches mußte mit Rücksicht auf noch lebende Persönlichkeiten vorläufig der Öffentlichkeit vorenthalten bleiben.

In meinen Jugenderinnerungen lebt noch die hochragende Erscheinung des Sechzigers Anastasius Grün, steht fest, mit welcher Verehrung sein Name stets im Vaterhause genannt wurde, von welcher



I.

Vormärz und März.

(1845–1848.)

Ueber die Anfänge des später so innigen Freundschaftsbundes zwischen Grün und Frankl ist dem Herausgeber Authentisches nicht bekannt. Es scheint jedoch außer Zweifel, daß sie einander zuerst in dem oft geschilderten Poetenwinkel des vormärzlichen Wien, im „Silbernen Kaffeehause“, begegneten. Daß sie schon 1836 in näheren Beziehungen standen, erweist ein Brief Grüns an den damals in Rom lebenden Maler, Radierer und Schriftsteller Johann Christian Reinhart vom 24. Oktober 1836, in dem sich folgende Stelle findet [1]:

„... Kaum sind 8 Tage verflossen, seit mein letzter Brief an Sie abging, und schon wieder läuft einer vom Stapel! War aber jener größtentheils von einem schnöden Egoismus dictirt, so ist dieser im Gegensatz ein gutes, gottgefälliges Werk. Wenn

[1]) Ungedruckt. Nach einer Abschrift im Besitz des Herausgebers.

ich Ihnen in dem Ueberbringer dieser Zeilen Herrn Frankl, meinen Freund und Mitstürmer bei der Attaque auf den Musenberg, empfehle, glaube ich alle Parteien zufriedengestellt zu haben, nämlich: Sie, weil ich Ihnen an Herrn Frankl eine angenehme und interessante Bekanntschaft verschaffe, Herrn Frankl, weil er mir, einst zurückgekehrt von Rom, gewiß niemanden wird nennen können, an den er lieber empfohlen worden wäre, und endlich den lieben Herrgott, weil dieser an dem Vereine der Gerechten und Guten sein allerhöchstes Wohlgefallen hat. . . .“

Als Frankl seine „Sonntagsblätter“ begründete, wurde Grün sein fleißiger Mitarbeiter. Dort erschien auch 1845—46 die Vorrede zu Grüns „Volksliedern aus Krain“ und eine Reihe dieser Lieder [2]), erstere allerdings nicht ohne einige Kürzungen durch den Rotstift des Censors. Den Dank für diese „kostbaren Krainerlieder“ spricht ein Schreiben Frankls vom 5. März 1845 aus, ein anderes, vom 16. März desselben Jahres, bringt die Entschuldigung, daß er seinen Dank noch nicht mündlich gesagt: „Es scheint, daß der zwar schwache, aber ungewohnte politische Luftzug des Dienstag-Abend mir einen starken materiellen Schnupfen zuzog, der mich seit jenem Abend zu meinem Verdrusse aus Zimmer fesselt“. Gemeint ist eine Beratung über die Denk-

[2]) Sonntagsblätter 1845, Nr. 11—13, 18, 20, 41; 1846 Nr. 2 u. 4.

schrift der Wiener Schriftsteller gegen die Censur, die am 11. März 1845 bei Bauernfeld stattgefunden hatte[3]).

Nach dem Erfolg dieser Denkschrift fragt u. a. der erste Brief Grüns an Frankl, der sich erhalten hat. Sein Hauptinhalt aber bezieht sich auf ein seltsames Mißverständnis, das damals das ganze litterarische Deutschland in Erregung versetzte.

Im März 1835 erschien in dem Cottaschen „Morgenblatt", dann auch in der „Augsburger Allgemeinen Zeitung" (Nr. 135) das nachstehende Sonett:

Verlorenes Glück.

Mir ist, seitdem du dich von mir gewendet,
Wie Einem, der betäubt vom Lustpokale,
Noch stehet einsam in dem öden Saale,
Wenn nun das Fest, das rauschende, geendet.

Weg sind die Töne, die dem Ohr gespendet
Wollüst'gen Trank; auf flüchtiger Sandale
Entwich des Tages Göttin; noch vom Strahle
Der bunten Kerzen ist sein Aug' geblendet.

Erloschen ist das schimmernde Gefunkel,
Nur noch ein Lämpchen glüht im weiten Raume,
Verlassen, mühsam kämpfend mit dem Dunkel.

Er stiert hinein. Ihm ist als wie im Traume.
Er reckt nach der entschwund'nen Lust die Hände,
Und den Erwachten höhnen tote Wände.
N. L.

[3]) Vergl. „Presse" Nr. 135 vom 17. Mai 1862: „Aus halbvergangener Zeit. Schriftsteller-Demonstration im Jahre 1845" von Frankl.

Es war eine Zeit, wo das Mitgefühl für das Schicksal des im Herbst vorher erkrankten Lenau und die Hoffnung auf seine baldige Genesung noch überaus lebendig war. Darum zweifelten viele Leser nicht, daß dies Sonett das erste Zeichen dieser Genesung sei; die Tonart, die Initialen, der Ort des Erscheinens deuteten darauf hin, und als nun vollends die „Wiener Zeitung“ kurz darauf aus Stuttgart meldete, daß Lenau wieder „sein erstes zusammenhängendes Gedicht niedergeschrieben“, wurde die Vermutung für die meisten Freunde des Dichters zur Gewißheit, und das Sonett ging unter Lenaus Namen durch die deutsche Presse. Auch Grün zweifelte nicht, schrieb in freudiger Erschütterung drei Sonette an den unglücklichen Freund, denen er die erste Strophe des oben mitgeteilten Sonetts als Motto vorsetzte, und sandte sie zum Abdruck in den „Sonntagsblättern“ mit folgendem Begleitschreiben an Frankl:

Seit der Nachricht von der Erkrankung Lenaus hat nicht bald etwas auf mich einen so tiefen Eindruck gemacht, als sein neuestes Lied, das er in der Krankheit geschrieben und die „Allg. Ztg.“ in Nr. 135 mitgeteilt hat. Diesem tiefen Eindrucke und meiner Liebe zu dem Kranken Worte zu leihen, entstanden die mitfolgenden Sonette, welche ich, wenn kein Anstand deren Aufnahme im Wege steht, den „Sonntagsblättern“ bestimme. Ich erfülle dadurch mir selbst den längstgehegten Wunsch, endlich einmal Ihrer freundlichen Aufforderung, mein verehrter Freund, und meinem gegebenen

Versprechen durch die That nachzukommen. In Kürze hoffe ich noch Einiges, theils für Sie, größerentheils aber für auswärtige Freunde nachtragen zu können. Da ich hier mein eigener Abschreiber bin, liegt darin schon einige Entschuldigung für Verzögerungen.

Das durch einige Zeitungen verbreitete Lügengerücht, als habe nebst Zedlitz und Halm auch ich Anstand genommen, die Denkschrift in Censurangelegenheiten zu unterfertigen, hat mich als ein neuer unverdienter Angriff auf meinen Karakter wirklich empört. Ich wollte anfänglich, trotz meiner Abneigung gegen alle Erklärungen, öffentlich gegen jene Anschuldigung protestiren; doch ich hätte nur wiederholen können und müssen, was ich auch mündlich geäußert, daß jene Denkschrift eher zu gemäßigt als zu überspannt, eher zu wenig als zu viel fordert, und daß ich demnach, wenn überhaupt ein Bedenken, solches nur in diesem Sinne hätte haben können. Doch ich wollte mich durch eine derlei Separat-Erklärung nicht von den übrigen Unterzeichnern der Denkschrift isoliren, und dies zwar um so weniger, als es mir der eigentliche Triumph der guten Sache zu sein scheint, daß trotz so mannigfacher Meinungsschattirungen sich doch so viele und achtbare Männer zu jenem Minimum der Anforderungen vereinigt haben. Und so verspare ich meine Expectoration auf eine andere Gelegenheit.

Wenn Sie unsern verehrten Hammer sehen, melden Sie ihm doch freundlichst viele herzliche Grüße von mir, ebenso auch an unsere gemeinsamen Freunde im Supiritum und in der Concordia. Nur leid that es mir, dem Abschiedsfeste für Marsano nicht beigewohnt zu haben und es nur aus Bauernfelds allerdings trefflicher und lebendiger Beschreibung zu kennen. Ist Bauernfeld bereits abgereist und wohin? Ich muthe Ihnen nicht zu, bei Ihrer vielfach in Anspruch genommenen Zeit, sich in umständliche Korrespondenz mit mir einzulassen; aber gelegentlich ein paar Zeilen mit einigen Schlagworten würden Sie nicht ruiniren und mich sehr erfreuen.

Ich habe fast vergessen, Sie zu fragen, welche Folgen von unserem gemeinschaftlichen Einschreiten zu gewärtigen sein dürften? Wie Ironie klingt es beinahe, wenn ein Wiener Correspondent der Allgemeinen Zeitung versichert, soviel sei schon errungen, daß in Hinkunft die Expeditionen (lies: Executionen) der Censur beschleunigt werden sollen. Bei sonstiger Beibehaltung des Systems leuchtet mir der Gewinn hierbei nicht ein; im Gegentheile, ich sehe nur eine Einbuße; denn wenn schon durchaus geköpft und kastrirt werden soll, so trägt doch Jeder lieber einige Zeit länger seinen Kopf und seine T . . . . in der Welt herum.

Mit den herzlichsten Grüßen aufrichtiger Freundschaft

Ihr ergebener

Thurn am Hart, 27. Mai 1845. A. Auersperg.

Inzwischen hatten das „Morgenblatt", dann auch die „Allgemeine Zeitung" die Erklärung gebracht, daß das Gedicht nicht von Lenau sei; sie kam Grün unmittelbar nach Absendung seines Berichts zu Gesicht. Doch lag derselbe noch auf der Post und er konnte die folgende Nachschrift beifügen:

> P. S. Aus einem späteren Artikel der Allg. Ztg. erfahre ich so eben, daß das Haus der „Freiherrn von Aufseß" in diesen Tagen eine beträchtliche Vermehrung erhalten hat durch die Vielen, die dem Pseudo-Lenau aufgesessen sind. Es ist doch schmälich, an die Leiden einer der edelsten Geister einen literarischen Betrug zu knüpfen! Abgesehen von der moralischen Seite ist das Ding doch mit vielem Geschick gemacht und geeignet, die beabsichtigte Täuschung hervorzurufen. Obschon die nächste äußere Veranlassung zu meinen 3 Sonetten somit zum Theile wegfällt, so bleibt doch die Hauptsache die Gesinnung, welche sie dictirt hat und somit nehme ich keinen Anstand, Ihnen dieselben zur Verfügung zu stellen, indem ich nur die Bitte beifüge, in dem Sonette Nr. III, welches in directer Beziehung zu dem Sonette des Pseudo-Lenau steht, einige Aenderungen für den Druck vorzunehmen.

Es ist von Interesse, zu verfolgen, wie rasch und gewandt Grün das Gedicht umgestaltete.

Die ersten sechs Zeilen jenes Sonetts lauteten:

Ich hör' ein Lied sich deiner Stub' entschwingen:
Genesung ist's! Du blühst in Sängen wieder!

Des Dichterbaumes Blüten sind die Lieder,
Kein kranker Baum wird solche Blüten bringen.

Ein trostlos düsteres Lied, doch ganz dein Singen!
Die dunkle Tanne blüht nicht hell wie Flieder u. s. w.

Statt der beiden ersten Zeilen setzte er nun:

O hört' ein Lied ich deinem Mund' entklingen!
Genesung ist's, blühst du in Sängen wieder!
Des Dichterbaumes u. s. w.

Und statt Vers 5:

Sei's auch ein düstres Lied, wenn nur dein Singen!
Die dunkle Tanne u. s. w.

Endlich wählte er, statt des „Falschmünzers Versen", wie er grimmig schreibt, die Zeilen Lenaus:

Das Menschenherz hat keine Stimme
Im finstern Reiche der Natur.

In dieser Form erschienen die drei Sonette in Frankls Zeitschrift und gingen auch in die Gedichte Grüns über.[4]) Daß eine „Falschmünzerei" vorgelegen, glaubte Grün noch neun Jahre später, als er für Cotta die Biographie Lenaus schrieb, und äußerte sich in seinem Manuscript, „daß da eine kaum ganz absichtslose Mystifikation stattgefunden." Die Stelle kam Gustav Pfizer vor Augen; sie ging ihn zunächst an, denn er war 1845 Redakteur des poetischen Teils des „Morgenblatt" gewesen. In einem bisher ungedruckten Schreiben an Grün

---

[4]) „Sonntagsblätter", 1845, Nr. 23. Letzter Abdruck in: „Anastasius Grüns Gesammelte Werke", Berlin 1877. II. 121—123.

(Stuttgart, 18. Dez. 1854) erbat er die Aenderung: „daß eine leidige, wohl von niemand entfernt beabsichtigte Mystifikation des Inhalts, mittelst der irreführenden Buchstaben stattgefunden", und gab folgende Aufklärung, die hier folgen möge, da sie in dieser Vollständigkeit bisher nie bekannt geworden ist:

„Ein mir nicht persönlich bekannter junger Mann, Hermann Eytel, schickte das fragliche Sonett ein, das mir des Drucks wert schien. Ich erinnere mich nicht mehr, ob er wünschte, daß sein Name nicht genannt werde, oder ob ich, um ihn nicht ohne seine Genehmigung zu nennen, die Auskunft ergriff — genug, ich bezeichnete die letzten Buchstaben seiner Namen als Chiffren des Verfassers — und nun wurden, wenn ich mich recht erinnere, gegen meine Absicht große Buchstaben genommen; mir aber kam nicht der entfernteste Gedanken an jene Aehnlichkeit, erst lange nachher (durch Schurz oder Reinbeck) hörte ich davon, der aber von dieser harmlosen Erklärung nicht wissen wollte . . ."

Auch andere dürften sich da wohl ein Fragezeichen gestatten. Ein Dichter dieses Namens hat allerdings gelebt.[5])

Was den sonstigen Inhalt von Grüns Schreiben betrifft, so gehörte die falsche Anschuldigung, jene

---

[5]) Friedrich Hermann Eytel (1819—1869), Pfarrer in Maichingen, Verf. v. „Psalter im modernen Gewande" (1862). — Ueber den Pseudo-Lenau vergl. auch Schurz, Lenaus Leben, Suttgart 1855, II, 273 ff.

Denkschrift gegen die Censur nicht unterzeichnet zu haben, in die Kette jener planmäßigen Verleumdungen, denen der Graf und Dichter ausgesetzt war, seit er sich 1839 mit einer Standesgenossin vermählt hatte und nur noch selten politische Gedichte veröffentlichte. Ein „Minimum der Anforderungen" bedeutete jene Denkschrift allerdings, denn sie verlangte nicht etwa Aufhebung der Censur, sondern nur die Ernennung „wissenschaftlich gebildeter, rechtlicher und sittlicher Censoren," sowie eine minder abhängige Stellung für dieselben.[6]) — Die „Concordia" und das „Supiritum" waren Wiener Schriftsteller-Vereine jener Zeit[7]); der Dramatiker Wilhelm Marsano (1797—1871), damals noch Oberstlieutenant und bürgerlich, hatte trotz seiner Stellung den Mut, diesen von der Polizei ungern geduldeten Vereinen anzugehören. Der „verehrte Hammer", der ausgezeichnete Orientalist Josef von Hammer-Purgstall (1774—1845), war einer der eifrigsten Vorkämpfer für jene Denkschrift; über diese seine Thätigkeit berichtet auch das nachfolgende Antwortschreiben Frankls an Grün:

Wien, 8. Juni 1845.

Hochverehrter Herr!

Ich muß Ihnen doppelt danken: Einmal für die Auszeichnung, die Sie fortgesetzt so freundlich

[6]) Vergl. über Entstehungs-Geschichte, Inhalt und Schicksale der Denkschrift den zu [2]) citierten Aufsatz Frankls.

[7]) Vergl. „Presse" Nr. 59 vom 1. März 1862: „Aus halbvergangener Zeit V. Die bürgerlichen Soupirer", und „Presse" Nr. 310 vom 31. Juli 1864: „Die vormärzliche Concordia"; beide Aufsätze von Frankl.

und es wahrhaft fördernd meinem Blatte angedeihen lassen; dann für die wenngleich wehmütige Freude, die Ihre Sonette mir bereitet haben. Das zweite ist nach meiner und mehrerer Freunde Empfindung das gelungenste und zählt mit den letzten acht Zeilen des dritten Sonettes zum Schönsten, das Sie schrieben.

Ich schrieb heute an Kolb und Cotta und ergriff die Gelegenheit, Beiden die Sonette mitzutheilen und deren Nachdruck für die „Augsb. Allg. Ztg.“ und das „Morgenblatt“ als eine gleichsam Lenau schuldige Satisfaczion zu empfehlen.

Ueber unsere Petizion verlautet nur, daß Gf. S. einen vom Hofrath Malz abgefaßten Bericht erstattet hat. Ich fürchte, wir haben nichts erzweckt, als den Gf. K. populär gemacht zu haben, der vielleicht die ganze Sache unterstützte, um das Censurwesen, das zur Zeit der Burschenschaften an die Staatskanzlei überging, wieder dem Ministerium des Innern zu vindiciren.

Es verlautet, daß den Oesterreichern ohne hiesige Censur gestattet werden soll, ihre Bücher in Deutschland zu verlegen. Das hieße aber die inländischen Buchhändler ruiniren, denn wer ließe noch hier drucken! Baron Somaruga erzählte mir vor einigen Tagen, daß Staatsrath Pilgram contra Weiß es durchgesetzt habe, daß die schon früher in den juridischen Zeitschriften gestattete Mittheilung von Rechtsfällen, die seit 2 Jahren untersagt wurde, wieder stattzufinden habe.

Wahr ist es, er theilte es Hammern selbst mit, daß Pyrker beim Gf. S., der ihn zweimal nicht vorließ, zum drittenmale vorkam, um seine Unterschrift — zu entschuldigen und nur dadurch zu motiviren, daß er jedenfalls manches einzuwenden habe gegen die Censur, die in Oesterreich — keine katholischen Zeitschriften gestattet!! Er wäre übrigens moralisch gezwungen worden, denn er hätte nicht gewußt, um was er bei Hammer geladen sei. Dieser hat den Zweck ihm mitgetheilt und mußte nun dies sich sagen lassen! Der Prälat hat sich durch einen unbegreiflichen Gedächtnißfehler wunderlich an Jenen gewendet, der ihn im Momente Lügen strafen konnte.

Hammer ist mit dem Bewußtsein Nichts zu erreichen, nur um das Prinzip zu retten, um die nun erledigte Stelle eines Hofbibliothekspräfekten eingekommen, die nur durch Mißbrauch den Gelehrten ab und der höchsten Aristokratie zugewendet wurde.

Daß Sie zu der Beschuldigung, Ihre Unterschrift verweigert zu haben, schwiegen, darin thaten Sie Recht; überlassen Sie es Ihren Freunden ein Wort darüber zu sagen.

Rücksichtlich Halms soll sein Onkel wirklich um Verzeihung gebeten haben.

Bauernfeld ist in London, Gutzkow, wie ich höre, unter fremdem Namen in Ischl.

Erlauben Sie, hochverehrter Herr Graf! daß ich Ihrer freundlichen Einladung Folge gebe und

Ihnen von Zeit zu Zeit Einiges aus unserem Leben mittheile.

Ihrer angedeuteten literarischen Sendung entgegensehend, ergreife ich den Anlaß zum Ausdrucke ausgezeichneter Hochachtung mit der zu sein ich die Ehre habe Ihnen wahrhaft ergeben

Frankl.

Ergänzend sei beigefügt, daß der einzige Erfolg der Denkschrift eine Verschärfung der Censur-Bestimmungen war. Die Nachricht, daß die österreichischen Autoren nicht mehr verhalten sein sollten, ihre im Ausland verlegten Schriften der Censur vorzulegen, wenn sie persönlich unbehelligt bleiben wollten, war gleichfalls unrichtig; im Gegenteil wurden die bezüglichen Maßregeln nur verschärft. Mit „Graf S." ist der damalige Präsident der obersten k. k. Polizeihofstelle in Wien, Joseph Graf Sedlnitzky, mit „Graf K." der Staats- und Konferenz-Minister Franz Anton Graf Kolowrat-Liebsteinsky gemeint; er galt als freisinnig und Gegner des Metternichschen Systems. Pilgram und Weiß von Starkenfels waren Referenten im Staatsrat. — Halm (Münch-Bellinghausen) war zu der oben erwähnten Beratung bei Bauernfeld erschienen, sträubte sich aber hartnäckig, die Petition zu unterschreiben und schlug vor, daß Bauernfeld allein sie im Namen Aller zeichne. Da er damit nicht durchdrang, so unterzeichnete er endlich, bot aber dann den Einfluß seiner vornehmen Verwandten auf, seine Unterschrift vergessen zu machen. Münch-

Bellinghausen erhielt noch im selben Jahre die Stelle des „ersten Kustos“ an der Hof-Bibliothek; Hammer's Bewerbung um den Präfekten-Posten blieb unberücksichtigt.

Das nächste Schreiben Frankls vom 26. September 1845 enthält die Nachricht, daß er eine Reise nach Deutschland und Holland antrete und teilte u. a. folgendes „Neueste in Censur-Angelegenheiten“ mit:

„Vom 18. September (?) begonnen ist Deinhardstein machtvollkommener Censor aller hiesigen Journale, die fortan keiner Vorcensur wie bisher und keiner Nachcensur bei der Hofstelle unterworfen sein werden. Deinhardstein machtvollkommener Censor! Warum waren wir auch so subversiv und haben eine Petizion eingereicht!!

Ferner: Ein Allh. Handbillet soll des Inhalts erflossen sein, daß fortan bei geringeren Anlässen, somit auch bei allen Journalartikeln kein Rekurs gestattet ist. Warum waren wir auch so subversiv? u. s. w.!!

Dasselbe Schreiben enthält die Bitte Frankls, dem Freunde seinen „Don Juan“ widmen zu dürfen.

Grün erwiderte darauf aus Thurn am Hart am 18. November 1845 mit der Erklärung, „daß es mir zur Ehre und Freude gereichen wird, meinen Namen mit einem so ausgezeichneten Werke in Verbindung zu wissen.“ Gleichzeitig sandte er für die „Sonntagsblätter“ ein Gedicht, „dessen Held in Kürze in Wien erwartet wird.“ Es war vermutlich Karl Egon Ebert, der damals eben nach Wien kam und

von der „Concordia" gefeiert wurde. Das Gedicht ist in der Franklschen Zeitschrift nicht abgedruckt worden, schwerlich aus einem andern Grunde, als weil die Censur es nicht gestattete. Eine Aeußerung Frankls hierüber liegt nicht vor; das nächste Stück des Briefwechsels ist sein Schreiben vom 17. Mai 1846:

Hochgeehrter Herr und Freund!

Endlich ist mein „Don Juan d'Austria" flott geworden und ich habe die Ehre, ihn Ihnen in seiner nicht unglänzenden Rüstung vorzustellen[8].

Sie konnten mir nicht Freundlicheres, nicht Förderndere erweisen, als indem Sie gestattet haben, daß er als goldenes Feldzeichen Ihren Namen seinem ritterlichen Helme anfügen durfte; nicht Förderndere sage ich, weil er dadurch als „ebenbürtig" zum Kampfe zugelassen wird, mag er nun sehen, wie er fertig wird, — nicht Freundlicheres konnten Sie mir aber anthun, weil es mir gegönnt ist, zugleich meine Verehrung für Ihren glänzenden Genius auszudrücken.

Wenn ich mich Ihnen somit zum herzlichsten Danke doppelt verpflichtet fühle, so möchte ich es noch für ein Drittes: für Ihre Kritik. Je strenger, desto schmeichelhafter wird sie mir sein, weil mich das den Maßstab wird erkennen machen, den Sie an mein poetisches Können anlegen. Je milder

[8]) „Don Juan d'Austria" (Leipzig 1846, J. J. Weber) erschien in einer für jene Zeit außergewöhnlich guten Ausstattung.

Sie sind, desto bedenklicher werde ich Ihr Urtheil hören.

Unserem unglücklichen Lenau geht es leider schlimm. Vor einigen Wochen lähmte ein Schlag seine Zunge; wenn sie sich auch bald wieder löste, so ist der heftigere Rückfall stets zu fürchten. Sein Schwager geht jetzt dran, ihm einen Curator zu bestellen, schon Cotta's wegen, da der Vertrag im ersten Anfalle von Raserei von Niembsch vernichtet wurde. Durch energische Vermittlung ist das schon verloren geglaubte Ackerland in Amerika für 1000 Dollars verkauft worden.

Von Hormayr lege ich einen Brief bei, den ich mir wieder zurück erbitte, er dürfte Sie wohl interessiren. Mir nannte er in Bremen die Anemonen sein „Kleingewehrfeuer", er wolle demnächst die Lunte an die Kanone legen.

Haben Sie den sehr merkwürdigen Artikel in der „Deutschen Allg. Ztg." (aus der Breslauer nachgedruckt) rücksichtlich der Galizischen Vorfälle contra = (Zedlitz) in der „Augsb. Allg. Ztg." gelesen? Es sind merkwürdige Aktenstücke. Das unglückliche Ereignis soll dem Staat 7000000 Fl. Mz. kosten.

Trotz der ernstesten Bewegung herrscht hier der Lindismus und der Fannilismus[9]) und die Preise in Pokornis Theater kümmern uns mehr, als der

[9]) Im Jahre 1846 gastirten die berühmte Sängerin Jenny Lind und die noch mehr gefeierte Tänzerin Fanny Elsler in Wien. Als einige Enthusiasten eine Adresse für

Umstand, daß in der Aerarialkassa völlige Ebbe herrscht, so daß der Eisenbahn-Bau in Böhmen unterbrochen ist, weil man den Pächtern keinen Vorschuß zu leisten im Stande ist.

Uebrigens ist der Fürst noch immer Staatskanzler und der Graf S. Polizeipräsident. Ich denke an Friedrich II. Ausruf, als die Soldaten nicht recht in den Kampf gehen mochten.

Eben erzählt man mir, daß gestern Abend bei der Vorstellung des „Deutschen Kriegers" im Burgtheater sich ein in der 10. Bank im Parterre sitzender Offizier in dem Momente erschossen hat, als die La Roche (Frl. Enghaus) ihre Hand dem Krieger reicht. Es soll ein Höllenlärm entstanden sein."

Der Brief Hormayrs an Frankl liegt gedruckt vor[10]); die Ansicht, die Grün im Folgenden darüber äußert, ist durchaus zutreffend. Freilich darf nicht vergessen werden, daß der Mann, der seinen Lohn für die 1809 in Tirol geleisteten Dienste dann 1813 durch die Festungshaft in Munkacz gelohnt erhalten, mit Recht gegen die damaligen Machthaber in Oesterreich verbittert war. Vorausnehmend sei bemerkt, daß dem „Kleingewehrfeuer" seiner „Anemonen" that-

---

die Sängerin beantragten, stießen sie auf lebhaften Widerspruch. Grün soll damals den Ausspruch gethan haben: „Es müßten in Oesterreich bereits ganz andere Adressen erlassen worden sein, um eine solche Adresse sich gleichfalls gefallen lassen zu können."

10) „Presse" Nr. 81 vom 23. März 1862: „Aus halbvergangener Zeit. VII. Hormayr und die Götter Griechenlands" von Frankl.

sächlich kein „Kartätschenfeuer“ folgte; Grün hatte also in seiner Antwort an Frankl richtig prophezeit. Dieselbe lautete:

Sehr verehrter Freund!

Sie haben mir durch Uebersendung Ihres stattlichen „Don Juan d'Austria“ eine doppelte Freude bereitet, erstens die des Genusses Ihrer schönen Dichtung und endlich die, mein Streben von einem trefflichen Mann und wahren Dichter so freundlich anerkannt zu sehen. Empfangen Sie für Beides meinen wärmsten und herzlichsten, nie versiegenden Dank! Sie haben mir aber auch ein kleines Leid zugefügt durch die mir sonst so schmeichelhafte Aufforderung zu einer Kritik Ihres Werkes, ein Leid sage ich, weil es mir wehe thut, einem von Ihnen ausgesprochenen Wunsche nicht entsprechen zu können. Mir fehlen zu sehr Neigung und Beruf, aber auch Talent zum Kritiker, als daß ich hoffen könnte, meine Kritik in irgend einer Beziehung für Sie ersprießlich zu wissen. Vielleicht würde die Kritik einer Schrift, die mir durch Tendenz und Form Widerwillen einflößte und gewissermaßen zum Angriff aufforderte, mir gelingen können, aber niemals vermöchte ich es, an ein Werk, das mich mit Liebe und Freude erfüllt, kalt das kritische Messer anzulegen. Ich bin zu sehr Genußmensch, sowohl im Leben wie in der Poesie, und zu sehr eingedenk des Goethe'schen „Zergliederers seiner Freuden“, um nicht jeder Störung

des Genusses schon von Weitem aus dem Wege zu gehen. Das ist zwar gewiß ein Fehler, ich gestehe es, aber es ist gewiß auch ein Schritt zum Glücke. — Soll nun durchaus nicht nur Lob, sondern auch Tadel über Ihr Gedicht ausgesprochen werden, so liegt dieser zum Theil in einer Wahrnehmung, die ich nicht aufsuchte, sondern die sich mir gewaltsam selbst aufdrängte. Ihr Gedicht interessirt uns — wenigstens mich — viel mehr für den Dichter, als für den Helden. Es gleicht einem schön erfundenen, korrect gezeichneten, mit lebhafter Färbung ausgestatteten Heldenbilde, dessen gefälliger und geistreicher Erklärer Sie sind. Obschon ich mit Spannung und Bewunderung Ihren Worten lausche, so weiß ich doch nicht, wie es geschieht, daß ich bisweilen wünschte, der Held möchte selber aus dem Rahmen herausspringen und leibhaft seine Tragödie zu Ende spielen. Vielleicht ist dies ein Fehler der meisten epischen Dichtungen und liegt zum Theil in der Art selbst. Nachdem Sie mir nun gegen meinen Willen diesen Tadel mit Daumschrauben abgenöthigt haben, muß aber der Strom des Lobes desto unaufhaltsamer hervorbrechen. Ein großer Vorzug des Gedichtes bleibt es, daß sowohl das Interesse als auch die Vollendung der Ausführung bis zum Schlusse im fortwährenden Steigen begriffen ist. Trefflich insbesondere ist alles, wo Ihnen der Geschichtstoff, ich hätte bald geschrieben Gichtstoff, da er dies wirklich bisweilen für die Gesundheit der Poesie wird, nicht

Zwang anlegte. Trefflich und ächt poetisch ist das ganze Verhältnis des Helden zu seiner Mutter und zu Maria, neu und glücklich die Idee, daß der vom Glück Getragene eben auf allen seinen Bahnen dem wahren Glück aus dem Wege geht, das wieder in dämmernder Ferne seine Schritte begleitet, von großartiger Schönheit die Scene auf dem Schiff mit dem Marabu, das Kommen und Scheiden der fremden Nonne, der Leichenzug. Ich hätte noch für einige Seiten Stoff zum Lobe, ganz zu geschweigen der vollendeten Ruhe und Reinheit der Form, um die ich Sie beneiden könnte. Glück auf!

Für Hormayr's Brief meinen herzlichsten Dank. Er ist interessant und wäre es noch mehr, wenn er nicht auf ein Haar allen Briefen gliche, die Hormayr schreibt. Alle die stereotypen Schlagwörter von Fort- und Rückschritt, sciences exactes und fable convenue, Academie und Sinecuren, Geschichtsforschung und Geschichtsschreibung &c. &c. kennt jeder, der jemals in neuester Zeit einen Brief von Hormayr erhielt. Wie sein neuestes Buch immer zum Theil ein Plagiat seiner ältern ist, bis auf die einzelnen Wendungen und Redensarten, so auch seine Briefe. Und so wird sein versprochenes Kartätschenfeuer auch nur das bereits im Kleingewehrfeuer verschossene Blei wieder ausspeien.

Ende Juni oder Anfangs Juli hoffe ich Sie wieder in Wien zu sehen und mündlich diesen Brief zu ergänzen.

Den Aufsatz contra Zedlitz (=) kenne ich nur

aus seiner Rückwirkung auf die Augsburger Allgemeine und aus deren Entgegnungen. Es ist doch großentheils eine mißliche Sache, deren Vertheidigung Zedlitz auf sich genommen. Ob sich unsere Finanzmänner den aus den Galizischen Ereignissen kommenden Wink in Betreff der zeitgemäßen Ablösung der Frohnen, Grundzinse, Zehnten ꝛc. werden entgehen lassen? „Der Stand unseres Credits und unserer Finanzen gestattet uns nicht, mit dem Staatssäckel (wie in andern wohladministrirten Ländern geschah, z. B. Würtemberg, Baden ꝛc.) die Last des Bodens erleichtern zu helfen und den Berechtigten die Ablösungssumme zu sichern; aber ihr Bauern, schlagt die Edelleute todt, das ist die wohlfeilste und gründlichste Ablösung. Probatum est!“

Die Nachrichten über Lenau betrüben mich tief in die Seele. Ich will nochmals im Laufe dieses Sommers den bittern Kelch trinken, dieses zertrümmerte Geistesleben anzusehen; es ist ein Gebot meines Herzens, den armen Kranken, wo möglich, wieder zu besuchen.

Mit dem Ausdrucke wiederholten Dankes und wahrer Hochachtung, herzlich grüßend, auf Wiedersehen

Ihr aufrichtiger Freund

A. Auersperg.

Thurn am Hart, 4./VI. 46.

Dies der Briefwechsel aus dem Vormärz, soweit er erhalten und von Interesse ist. Welchen Anteil

beide Freunde an den Ereignissen des März nahmen, ist ja bekannt. Es soll nur an das Wichtigste erinnert sein. Während Frankl das erste censurfreie Gedicht „Die Universität“ schrieb, dann an der Bildung der „Akademischen Legion“ thätigsten Anteil nahm, reiste Auersperg, seiner „richtigen Kombination der Zeitbewegungen“ vertrauend[11]), am 12. März von Graz ab, traf am nächsten Morgen, also im rechten Augenblick, in Wien ein und half mit Bauernfeld die Entscheidung herbeiführen. Die beiden Männer waren es ja, die durch ihren Gang in die Hofburg und die denkwürdige Unterredung mit dem Erzherzog Franz Carl, dem Bruder des Kaisers, die ungesäumte Zusicherung einer Konstitution erwirkten. Am 16. März eilte Grün nach Graz zurück, weil dort Unruhen zu befürchten waren; drei Tage darauf schrieb er an Frankl:

> Mein verehrter Freund! Wie gerne hätte ich Ihnen im Momente unserer Freiwerdung die Hand gedrückt und Ihnen ausgesprochen, was mich in jenem großen Momente bewegte, die Freude über den Sieg, der Stolz, diesem edlen, herrlichen Volke anzugehören, die Hoffnungen auf eine große, herrliche Zukunft

[11]) Vergleiche über den Anteil Grüns an den März-Ereignissen Bauernfelds Erinnerungen („Nord und Süd“ 1877, Heft 6), darunter namentlich die Briefe Grüns an B. vom 3. Februar 1849 und 20. Mai 1869. — Über die Audienz in der Hofburg vergl. Bauernfeld: „Aus Alt- und Neu-Wien: Die Märztage“, und Karl Emil Franzos: „Bauernfeld im März 1848“ („Deutsche Dichtung“ XIV, 294 ff.).

Oesterreichs. Die Fluth der sich überstürzenden großen Ereignisse riß mich mit sich fort und ließ mich nicht bis zu Ihnen gelangen, doch wird Ihnen wohl Dr. Becher“ [12]), mit dem mich ein flüchtiges Begegnen zusammenführte, meinen Gruß und meine Bitte ausgerichtet haben, daß auch mein Name der Erklärung der Schriftsteller (über die Besitzergreifung der freigegebenen Presse) beigefügt werden möchte. — Nachdem am dritten Tage der Erhebung das herrlichste gewonnen war, trieb es mich mit dringender Gewalt hieher zurück, wo ich ein Herz wußte, das noch um mich zitterte, und wo ich vielleicht die schöne Mission haben konnte, Mißtrauen und Ungewißheit beseitigen und erbitterte Gemüther versöhnen zu helfen. Denn ich ahnte ganz richtig, daß aus denselben Ursachen dieselben Wirkungen eintreten dürften, wie in Wien, so auch hier; dort hatte ich aber mit eigenen Augen gesehen, wie die langjährige Knechtung und Mißhandlung auch die loyalsten, edelsten Herzen mit Argwohn und Mißtrauen in einem Grade erfüllt hatte, der

[12]) Dr. Alfred Julius Becher, Musikkritiker, kriegsrechtlich erschossen zu Wien am 23. November 1848. In dem in Reschauer, „Das Jahr 1848“ (Wien 1872) enthaltenen Abdrucke des Manifestes der Schriftsteller Wiens (I. S. 379) finden sich die Namen Grüns und Bechers nicht; die Unterzeichnung unterblieb wohl nur im Sturme jener Tage. Hingegen findet sich die Unterschrift Auerspergs unter einem Aufrufe vom 14. März gemeinsam mit denen Colloredo-Mannsfelds, Arthabers, Bauernfelds, Bachs (Reschauer, a. a. O. I. 356), welcher die Absicht verfolgte, beschwichtigend und versöhnend auf die Bevölkerung einzuwirken.

zu den verderblichsten Folgen führen konnte! Gottlob, auch hier ist nun in alle Gemüther die Sicherheit gekommen, daß Wien das Gewonnene festzuhalten wissen werde.

Von dem Vertrauen meiner hiesigen Mitbürger in das Comité zur Organisirung der Nationalgarde gewählt, bin ich in diesem Augenblicke vielbeschäftigt, fast über das Maaß meiner physischen Kräfte. Wir müssen alle zusammenwirken, um den neuen Bau verständig und ehrlich zu führen. Daß meine Muse vorläufig unthätig bleiben muß, bis Ruhe und Sammlung wiederkommen, billigen Sie unter diesen Umständen wohl selbst; und doch möchte ich zuerst in Ihrem Blatte — das sich unter schwierigen Verhältnissen immer so achtungswerth erhalten und nun eine schöne Zukunft vor sich hat — zuerst ein Lebenszeichen meiner literarischen Thätigkeit niederlegen. Ein Gedicht, das ich kaum acht Tage vor den großen Ereignissen geschrieben und für die Grenzboten bestimmt hatte, würde in diesem Momente vielleicht nicht ganz passen, da es den lange verhaltenen Grimm der Nation in etwas aufregender Art — die nun vermieden werden muß — auszusprechen versucht. Sie drucken es wohl einmal bei späterer Gelegenheit als Kuriosum? — Den Namen Anastasius Grün, unter welchem ich so lange gekämpft habe, will ich nicht ablegen, wie man auch die Rüstung, die in der Schlacht war, nicht beseitigt oder gar wegwirft. Das Visir ist ja längst schon gelichtet.

Ihre Ansicht darüber zu vernehmen wäre mir sehr lieb.

Auch darüber sind Sie mit mir einverstanden, daß bis zur Erlassung eines Preßgesetzes die Presse unter dem Schutz der Schriftsteller stehen muß, die ihr Achtung und Würde zu bewahren wissen werden.

Gott segne unser herrliches schönes Land, unser urkräftiges, prächtiges Volk. Oesterreich über Alles!

Mit herzlichem Gruße und aufrichtiger Hochachtung

Ihr treuergebener

Gratz, 19. 3. 48. A. Auersperg.

Der Brief bedarf keiner Erläuterung, wohl aber sei an dieser Stelle einiges über den Dichternamen Auerspergs mitgeteilt. Karl Gottfried Ritter von Leitner, der Jugendfreund Grüns, erzählt u. A.[13]):

„Als er (Auersperg) mir das neue Heft der Handschrift der „Blätter der Liebe“ zeigte, wies er auf das Titelblatt und las mit komischem Pathos: „von Anastasius Grün“ und lächelte mit einer gewissen Genugthuung dazu, wie zu einem gelungenen Scherze. Es machte den Eindruck, als freue er sich, durch die Wahl des etwas mönchisch gemahnenden Namens Anastasius einen prickelnden Gegensatz zu diesen Liebesliedern gefunden zu haben.

[13]) „Zur Biographie Anastasius Grüns.“ („Deutsche Dichtung.“ VIII, 220 ff.)

Damals und gleich nach der Herausgabe dieser harmlosen Jugendgedichte hatte wohl er selbst keine Ahnung von der ernsten Bedeutung, die man, nachdem seine späteren Freiheitssänge so großes Aufsehen gemacht hatten, diesem Wahlnamen als dem eines Herolds naher geistiger Auferstehung und eines bereits aufgrünenden Völkerfrühlings sinnig beilegte."

Dieser Ansicht Leitners, wonach der Wahl des Namens kein tieferer Sinn zu Grunde gelegen, widerspricht allerdings eine von P. v. Radics („Anastasius Grün. Verschollenes und Vergilbtes." Leipzig 1875) mitgeteilte Briefstelle Grüns vom März 1876:

„Der Dichtername (Anastasius Grün) ist durch seine sprachliche Etymologie erklärlich und heißt als Grün auferstanden oder wiedererstehend, nachdem der wahre Name der damaligen Censurverhältnisse halber nicht wagen konnte, mit einiger Aussicht auf ungestörte Wirksamkeit literarisch aufzutreten."

Wie dem auch sein mag, der Dichter hing an dem Namen von Anbeginn seiner Laufbahn bis an sein Ende. In einem Schreiben an Gustav Schwab vom 28. November 1829, das einige Gedichte für das „Morgenblatt" begleitete, findet sich die Stelle:

„. . . Nur muß ich Sie um Eines bitten, um Pardon für den ehrlichen Anastasius. Ich habe nicht ganz absichtslos den halb ernsten, halb spaßigen Namen gewählt; brechen sie nicht den Stab über den Anastasius, so lange wir einen deutschen

Dichter haben, der Hühnerwadel heißt! Ich denke nur: sind die Sachen gut, so werden sie auch den Namen zu Ehren bringen; sind sie aber schlecht, so hole der Teufel die schlechten Sachen mitsammt dem schlechten Namen! . . ."

Daß er zwanzig Jahre später die „Rüstung", die er in der Schlacht getragen, nicht ablegen mochte, wird vollends begreiflich sein. In demselben Sinne erwiderte denn auch Frankl:

Hochverehrter Freund!

Es ist Morgens 3 Uhr. Ich schreibe auf der Wachtstube, um Ihren Brief, der mir überaus große Freude machte, zu erwidern. Welche stolze Befriedigung muß Sie jetzt durchseelen, der Sie uns schon vor so vielen Jahren zeigten, daß Sie ein Bürger unserer Gegenwart sind. Ich freue mich, daß Ihnen ein so schöner Lohn wird. Gott erhalte Sie!

Ich bin im bewegtesten Leben. Mit der Universität unter den Ersten bewaffnet, für meine Gemeinde[11]) in angestrengtester Thätigkeit, indem ich wegen Feststellung der confessionellen Frage dem n. ö. Ständ. Comité beigezogen bin, habe ich plötzlich meinem Blatte einen vollen Umschwung und ein tägliches Ergänzungsblatt „Abendztg.", das jeden Abend um 7 Uhr erscheint, beigeben müssen.

Ich war sehr in Versuchung Ihren edlen, gesinnungsvollen Brief abzudrucken. Darf ich es? Sie sollten uns jetzt nicht ohne Zeichen lassen.

---

[11]) Frankl war Sekretär der israelitischen Gemeinde zu Wien.

Man denkt tausendfach an Sie, man fragt, warum schweigt Grün? Es ist bekannt, daß Sie hier gewesen. Der Brief würde mit Jubel gelesen werden. Ihr gütiges Versprechen, mir ein Gedicht zu schicken, bitte ich schon jetzt zu erfüllen, aus 2 Ursachen: der egoistischen, weil es meinem Blatte nur großes Vertrauen erwecken würde, und weil man Ihr Wort in diesem Momente zu hören gespannt ist. — Ihren Namen, da Sie mich zu fragen so gütig sind, sollen Sie nicht aufgeben. Ich würde aber vorschlagen:

Auersperg
genannt Anastasius Grün

wie dies schon der arme, unglückliche Lenau gethan hat. Eben hatte ich ein Lied an ihn fertig, als Seidl mir ebenfalls eines an ihn brachte, das ausgezeichnet schön und in meinem nächsten Blatte[15] abgedruckt ist. Nun grüße ich Sie aus vollem Herzen und mit dem Ausdrucke inniger Verehrung.

27. März 1848. Frankl.

Grün konnte den Wunsch des Freundes nach einem Beitrag zunächst nicht erfüllen; als ihm die Ereignisse wieder Muße zu litterarischem Schaffen ließen, hatte die Reaktion die Zeitschrift bereits unterdrückt. Weitere Briefe scheinen die Freunde 1848 nicht getauscht zu haben.

---

[15]) „Litteraturblatt“, Beilage zu den „Sonntagsblättern“ 1848 Nr. 6, S. 31 ff.



II.

Über Lenau, Hebbel, Halm und Heine.

(1850—1855.)

Nachdem der Traum von 1848 zerstoben war, wandten sich die beiden Freunde wieder ihrer dichterischen Thätigkeit zu und suchten in ihr Trost und Vergessen für das Treiben der Reaktion. Neben diesem Treiben sind die Arbeiten beider, namentlich Grüns und Frankls Biographien Lenaus, dann die neuen Erscheinungen der Litteratur, endlich die Polemik Heines gegen Dessauer, in die auch Grün sehr wider seinen Willen hineingezerrt wurde, die Themen ihres Briefwechsels von 1850 bis 1855.

Im Oktober 1850 übersandte Grün an Frankl seine eben erschienenen „Volkslieder aus Krain" (Leipzig, J. J. Weber, 1850) mit folgendem Begleitschreiben:

Thurn am Hart, 13/X 850.

Mein sehr verehrter Freund!

Das Büchlein, das ich Ihnen im Anschlusse zu freundlicher Aufnahme übersende, ist Ihnen ein

alter Bekannter, der sich schon vor Jahren Ihrer liebevollen Theilnahme und Pflege zu erfreuen hatte. Möchte ihm ein Theil des wohlwollenden Interesses, das Sie ihm in den Spalten der Sonntagsblätter einst gezeigt haben, auch noch gegenwärtig bewahrt sein. Vielleicht bietet es Ihnen auf dem Boden südslavischer Poesie, dem Sie in neuerer Zeit Ihre Aufmerksamkeit zugewendet haben, manche Berührungs- und Ergänzungsmomente.[16]) Jedenfalls aber sei es Ihnen ein treuer Bote alter unveränderlicher Anhänglichkeit!

Ich habe Ihnen noch für Ihr schönes Gedicht, den „Magyarenkönig"[17]), meinen wärmsten Dank zu wiederholen. Das Gedicht hat mir durch Klarheit der Conception, Glanz und Wärme der Durchführung, treffende und zugleich ungezwungene Beziehungen auf unsere Erlebnisse, durch ein künstlerisches Ebenmaaß der Einzeltheile, sowie durch die bei Ihnen längstgewohnte Ausdruckspräcision und Formenreinheit einen großen seltenen Genuß gewährt. Gedenke ich nun unter dem wohlthuenden Eindrucke des Gedichtes an Ihre mündliche dringende Aufforderung, ja gewiß einen Tadel auszusprechen, so komme ich wirklich in Verlegenheit,

[16]) Frankl beschäftigte sich zu jener Zeit unter Leitung des berühmten serbischen Gelehrten Wuk Stephanowitsch Karadschitsch mit dem Studium serbischer Volkspoesie. Als Frucht dieser Studien erschien im Jahre 1852: „Gusle. Serbische Volkslieder." Wien.

[17]) „Ein Magyarenkönig. Balladen." (Anonym.) Leipzig 1850.

da ich einen Anlaß dazu mühsam und ziemlich erfolglos suchen muß. Soll schon ein Tadel ausgesprochen werden, so könnte er nur eine gewisse Passivität des Helden betreffen, die schon in der 4ten Ballade „Der Ring“ hervortritt und in der Abtheilung „Mutter und Sohn“ — übrigens eine der glänzendsten und schönsten Parthien des Ganzen — am anschaulichsten wirkt.

Andererseits mag das hier Getadelte vielleicht in der bewußten Absicht des Dichters gelegen sein, so wenig es sich verkennen läßt, daß es einen der wirksamsten Hebel des Totaleindrucks bildet.

Mit den herzlichsten Grüßen aufrichtiger Freundschaft und Hochachtung

Ihr treuergebener

A. Auersperg.

Frankl erwiderte erst nach Monaten:

Hochgeehrter Freund!

Ich habe unverzeihlich in das neue Jahr herüber gezögert, Ihren so freundlich liebenswürdigen Brief zu erwidern. Es fehlte mir nicht an einer freien Stunde, aber ich war voll der unfreiesten Stimmung; sie ist derjenigen zu vergleichen, die man auf einer meilenlangen Haide hat. Man ist lange vorgeschritten, nun fängt es an grau am Himmel zu werden, dann regnet es gemach und regnet fort und fort. Zurück kann man nicht mehr, man muß eben weitergehen und auf sich regnen lassen, bis die Knochen naß werden. Schöner Gang das!

Ist das neue Theatergesetz nicht geradezu schamlos?[18]) Es ist eben nur eine Abschrift der Sedlnitzkyschen Verordnungen, nur wurde der Name „Zensor“ in „Vertrauensmann“ umgewandelt. Schon fand sich ein edler Schriftsteller in Brünn, der sichs zur Ehre rechnet, dort Vertrauen in einer Angelegenheit zu genießen, wo jedem Ehrenmann die blutrothe Schmach ins Gesicht treten muß! — Was ist nun vom neuen Preßgesetze zu erwarten? Was von den Dresdner Konferenzen? Werden sie nicht die Karlsbader Beschlüsse sein in neuer durchgesehener Ausgabe?

Man muß es eben regnen lassen. Wenn aber dann die Luft wieder trocken wird, wenn sich Elektrizität angesammelt hat, weh denen, über deren Köpfen sich das Wetter entladet.

Doch zu Anderem, zu Gutem, zu Ihnen! Der Teig ist schon geknetet von Hirschhäuter[19]), aus dem Ihre Statuette werden soll. Er wartet mit Sehnsucht, daß Sie kommen und nur 2mal, jedesmal nur 1/2 Stunde, ihm sitzen. Wann kommen Sie?

Lenaus Statuette ist fertig und gelungen, was kaum möglich gewesen wäre, wenn nicht eine Dame

---

[18]) „Verordnung des Ministeriums des Innern vom 25. November 1850 Nr. 454, wodurch eine Theaterordnung erlassen wird, sammt Instruction über Handhabung der Theaterordnung.“ (Die Verordnung steht noch heute in Kraft.)

[19]) Joseph Hirschhäuter (1801—1859), ein bekannter Wiener Bildhauer, der namentlich eine Reihe vortrefflicher Portraitbüsten schuf. Von ihm stammt auch das Portrait-Medaillon auf Lenaus Grabdenkmal. Von seinem traurigen Ende werden wir Frankl später erzählen hören.

im Besitze eines Lichtbildes aus dem J. 1844 gewesen wäre. In den nächsten Tagen wird eine Statuette für Sie verpackt.

Haben Sie schon Prutz's „Deutsches Museum" gesehen? Auerbachs Skizze über Lenau[20]) ist interessant und für den Herausgeber des „Don Juan" eine Bemerkung nicht unwichtig, die mir noch dadurch bedeutender wird, daß Carl Beck, mit dem Lenau viel über die Composizion des Juan sprach, eine gleiche Ansicht äußerte.

Ihre slavischen Lieder, für deren Sendung ich Ihnen freundlichst danke, haben mir, wiewohl ich sie schon kannte, neue Freude bereitet. Die Slaven können ihrem Gotte für einen solchen Apostel, die Deutschen für solchen trefflichen Dolmetsch danken.

Schade, daß Sie in so kurzer Zeit, schon zum Zweitenmale, fern sind, wenn ein voller Beifallsstrom sich Ihren Schöpfungen entgegenwälzt. Was hievon in den Zeitungen zu lesen, ist all recht schön, aber es ist nichts Lebendiges dran.

Kommen Sie bald! Indem ich Ihnen sonnige Tage und sonnige, schöpferische Stimmung wünsche, grüße ich Sie herzlich mit dem Ausdrucke wahrer Verehrung

Im 27. Monate der Belagerung Wiens durch — die Oesterreicher, 3. I. 1851.

Ihnen ergeben
Frankl.

---

20) „Der letzte Sommer Lenaus. Erinnerung und Betrachtung." (Deutsches Museum 1851, Heft 1.)

In seinem Antwortschreiben vom 6. Februar 1851 findet Grün die Statuette wohlgelungen und fährt fort:

Ich eilte, sogleich deren Aufstellung an einer passenden Stelle in meinem Arbeitszimmer zu bewerkstelligen, damit die Erinnerung an den Verewigten mir auch durch das Auge immer frisch erhalten bleibe, denn dieses ist zur treuen Bewahrung der Eindrücke, die es empfangen, auf deren öftere sinnliche Erneuerung nur allzusehr angewiesen, wenn auch das Herz, wie in diesem Falle, äußerer Mittel zu gleichem Zwecke nicht bedürfen sollte. Geschieht jene Vermittlung durch ein auch künstlerisch so gelungenes Werk, so findet das Auge seine Befriedigung in doppelter Beziehung.

Die nächsten Briefe sind leider nicht erhalten; Grün sandte an Frankl die Auslese aus Lenaus Nachlaß, die er für Cotta zusammengestellt hatte, mit dem Ersuchen, seine Ansicht darüber zu äußern. Frankl entsprach dem Wunsche und äußerte dieselbe Bitte bezüglich seiner eben im Feuilleton des Wiener „Wanderer“[21]) erschienenen Aufsätze: „Zu Lenaus Biographie“, die dann drei Jahre später (Wien, Keck und Pierer, 1854) in Buchform erschienen. Daß dies der Inhalt der Briefe gewesen, läßt ein Brief Grüns

[21]) „Wanderer“ 1851, Nr. 178, 180, 182, 184, 192 vom 16., 17., 18., 19. und 25. April 1851. Die Artikel erschienen dort anonym, weil Frankl damals in Folge seiner Betheiligung an der Bewegung von 1848 unter Polizei-Aufsicht stand und in Zeitungen nichts unter seinem Namen publizieren durfte.

vom 21. April 1851 erkennen, der uns vorliegt. Wir teilen die Hauptstellen mit:

Was Sie mir über den Nachlaß unseres Lenau schreiben, stimmt mit meinen eigenen Ansichten darüber wesentlich überein, und auch ich muß zugestehen, daß ich manches Gedicht aufgenommen habe, das er selbst vielleicht ausgeschlossen hätte. Doch der Standpunkt des Künstlers selbst ist hiebei ein wesentlich anderer, als der des späteren Herausgebers posthumer Werke. Dieser darf es allerdings wagen, Schöpfungen zu veröffentlichen, die vielleicht nur im Hinblick auf die Person des verewigten Künstlers von Interesse sind, während der noch schaffende Künstler der Öffentlichkeit nur vorführen sollte, was von objektivem Interesse ist und ihm selbst künstlerisch vollendet scheint. Im Lenauschen Nachlasse finden beide Standpunkte ihre Vertretung, wenn auch vielleicht in nicht ganz symmetrischer Vertheilung. Über den „Harnisch“ denke ich günstiger als Sie; wäre der Schluß ein anderer — der mich nicht zufriedenstellt und der dem Dichter selbst auch nicht behagte, da er in dem mir vorliegenden Mscpte. in bianco geblieben war und aus einer in Händen der Fr. v. Löwenthal befindlichen Abschrift ergänzt werden mußte — ich würde es nach seinen übrigen Theilen der besten Zeit Lenaus einreihen. Denken Sie sich den Schlußvers weg, und Sie werden sich mit Idee und Ausführung vielleicht aussöhnen.

Ihre Beiträge zur Biographie unseres verewigten Freundes habe ich mit dem größten Interesse gelesen; der künftige Biograph muß Ihnen für das reiche Materiale und für dessen einsichtvolle Gruppirung dankbar sein. Auch die Auffassung und Deutung der einzelnen Charakterzüge möchte ich — da Sie um mein Urtheil fragen — eine glückliche und richtige nennen. Ganz besonders möchte ich die innere Wahrheit der Krankheits-Genesis hervorheben; sie stimmt mit meiner eigenen Anschauung dieser traurigen Katastrophe fast Zug für Zug überein. Sollte ich etwas tadeln, so wäre es — um in Ihrem Bilde zu bleiben — der fast zu große Reichthum an Farben, welche Sie dem künftigen Maler auf die Palette gelegt haben; einige derselben wird er kaum zu verwenden wissen; ich rechne darunter besonders den „alten Adam" in Bremen[22]. Schmerzlich berührt hat mich das etwas starke Betonen des Hochmuthszuges; vielleicht wohl mit Unrecht, vielleicht mußte ich nur als mitleidender Freund mitfühlen, wie schwer die Wahrheit zu vertragen ist. Auch mag es zu große Weichheit meinerseits sein, daß ich den Blick ab-

---

[22]) Im „Wanderer" erzählte Frankl von Lenau: „Sein Ausdruck, so kühn und sinnlich oft in seinen Dichtungen, war ein stets keuscher im Leben, und zur Geschichte seiner Krankheit nicht ohne Interesse ist eine Aeußerung von ihm: ‚Ich habe von meiner Reise nach Amerika bis zu meiner Rückkehr kein Weib geküßt, bis mich in Bremen der „alte Adam" wieder faßte.'" Für die Buchausgabe (a. a. O. 90) strich Frankl den Schlußsatz.

wenden möchte, während Sie als Arzt mit dem Secirmesser vertrauter sind und eben dadurch der Wahrheit und Wissenschaft besser zu dienen vermögen.

Ergänzend sei beigefügt, daß Grün bei der Auswahl der Nachlaß-Gedichte sparsam und mit strenger Kritik verfuhr. Der „Harnisch“ trägt in den Gedichten die Überschrift: „Der Küraß“; das Gedicht ist so bekannt, daß sich jeder Leser seine Ansicht über diese Meinungsverschiedenheit der Freunde bilden kann; daß Lenau bezüglich der Schlußstrophe:

> Keinen Küraß mehr dem Husaren!
> Ruft der Husar und reitet davon;
> Zitternd noch von den Todesgefahren
> Zählt der Jud' die Dukaten schon

lange schwankte, wird vielen überraschend sein; sie ist jedenfalls ganz und gar in der Tonart des Ganzen gehalten.

Von sachlicher Wichtigkeit ist Grüns Zustimmung zu des Freundes Auffassung über die Entstehung von Lenaus Wahnsinn. Frankl suchte die Gründe hauptsächlich in der ererbten Disposition und der Lebensweise des Dichters; nach seiner Überzeugung war Lenau lange krank, ehe man es ahnte; die Wirkung der seelischen Aufregungen im Sommer 1844 schätzt Frankl geringer, als die meisten anderen Biographen. Das darf um so stärker betont werden, als Beide, Grün wie Frankl, Lenau so genau kannten. Eben deshalb sei hier auch wiederholt, was Frankl im „Wanderer“ über Lenaus Hochmut äußerte:

Er war maßlos[23]) hochmüthig! Es ist dies keine individuelle Erfahrung: Alle, die ihn näher kannten, haben sie gemacht. Er hatte freundliches, oft überaus herzliches Wohlwollen für Menschen, die, ohne der Literatur anzugehören, ihn lieb hatten, ebenso gegen Alles, was sich ihm künstlerisch unterordnete oder ihm höchstens ebenbürtig erschien. Obergeordnete Naturen, wenn sie Poeten waren, suchte er oft durch die herbste Kritik, die ihm meisterhaft in Gedanken und Ausdruck zu Gebote stand, zu besiegen. Oft aber, wenn er merkte, daß man etwas erstaunt seine Urtheile anhöre, strebte er durch eine plötzliche heitere Wendung des Gespräches, das er mit Lachen begleitete, die unangenehme Wirkung zu verwischen.

Am Schlusse seines Schreibens giebt Grün eine Berichtigung zu einer von Frankl erzählten humoristischen Episode; da sie bisher in dieser Form nicht bekannt wurde, so sei sie hier mitgeteilt.

Ein in Wien lebender Beamter des Hofkriegsrats, der auch Verse machte, Ferdinand Weigel, las einmal in Lenaus Gegenwart ein Gedicht, welches die Gefühle einer armen, kinderreichen Familie während eines Sturmes schilderte. Der Vater fürchtet, daß ihm der Sturm seine Kinder mit fortreißen werde, da sogar der Kirchturm des Dorfes schwankt, aber der Geist des Sturmes beruhigt den Zitternden mit den Worten:

Die Kinder laß ich dir,
Den Kirchturm nehm' ich mit.

---

[23]) Das Wort „maßlos“ ließ Frankl dann in der Buch-Ausgabe weg, offenbar in Berücksichtigung von Grüns leiser Einwendung. Doch blieb er innerlich seiner Meinung treu und äußerte oft, Lenau sei unter den bedeutenden Dichtern, denen er im Leben begegnet, sicherlich der hochmütigste gewesen.

Die anderen Hörer konnten das Kichern kaum unterdrücken, Lenau aber bat Weigel, das Gedicht zu wiederholen und schien namentlich von den Schlußversen wieder tief ergriffen. „Noch einmal!" bat er, und der glückliche Dichter deklamierte zum drittenmale. Auch damit schien Lenau noch nicht befriedigt; wie nachgenießend deklamierte er nun selber:

Die Kinder laß ich dir,
Den Kirchturm nehm' ich mit.

Berät Grün hier den Freund treulich in seiner Biographie Lenaus, so erbittet er drei Jahre später Frankls Urteil über seine eigene, demselben Dichter gewidmete Arbeit. „Ich bitte Sie," — schreibt er aus Thurn am Hart am 23. September 1854 (der dazwischen liegende Briefwechsel ist sachlich nicht bedeutend) — „Ihre einsichtsvollen und wohlwollenden Bemerkungen nicht zu sparen und den kritischen Bleistift nicht ermüden zu lassen, damit meiner Schrift, die sonst keinen Anspruch macht, als: das Werk der Liebe und der Wahrheit zu sein, spätere unliebsame Kritiken erspart werden." Nach einer warmen Anerkennung all dessen, was er Frankls gutem Rate bereits schulde, fährt er fort:

Ihrer bei unserem letzten Zusammensein gemachten Bemerkung: — L.'s Amerikafahrt sei denn doch ein Beweis seiner Willenskraft und wenigstens als Ausnahme gelegentlich der Erwähnung seiner Unschlüssigkeit zu besprechen — habe ich weiter nachgedacht, ohne meine Grundansicht wesentlich ändern zu können. Ich sehe nämlich in jenem Reise-

unternehmen keineswegs die Aeußerung eines festen Entschlusses, als vielmehr gerade ein Zeichen seines unschlüssigen Schwankens. Er selbst erklärte Amerika als ein „nothwendiges Element seiner Ausbildung", mithin als eine Art Fortsetzung seiner Studien. Wie ihn nun diese bisher von einer Fakultät zur anderen, von einer Hochschule zur anderen, geführt hatten, so trieb ihn seine brennende aber unstätige Lernbegierde zuletzt zu jener größeren transatlantischen Lebens-Hochschule.[24]) Einige innere Wahrheit liegt dieser Anschauung gewiß zu Grunde, wenn ich auch einräumen muß, daß eine solche Auslegung, consequent auf die Spitze getrieben, am Ende den Unterschied zwischen Bewegung und Schwanken ganz verwischen müßte.

In seiner Antwort vom 28. September 1854 dankte Frankl zunächst herzlich für Grüns Vertrauen, machte auf die Anmerkungen aufmerksam, die er dem Manuskript beigeschrieben, und fuhr dann fort:

> Das Bild des Hingeschiedenen tritt in bestimmten Umrissen klar und deutlich und bei aller verklärenden Liebe — wahr dem Leser entgegen. Die Darstellung ist knapp und prägnant. Diese meine Ansicht wird Deutschland bestätigen. Gestatten Sie aber auch, daß ich, wenn auch keinen Tadel, doch ein Bedenken ausspreche.

---

[24]) Diese Auffassung ist dann auch in das Werk übergegangen. Vgl. „Nicolaus Lenau. Lebensgeschichtliche Umrisse" vor der Cottaschen Lenau-Edition. (In der Ausgabe von 1874 S. XXXVI ff.)

Ihre Biografie ist eine treueste Benützung des Ihnen von Andern (Mayer, Niendorf, Frankl, Schurz) mitgetheilten Materiales. Wer diese gelesen hat, dürfte kaum durch ein Neues, das Aufschluß gäbe, gefördert werden. Deutschland darf aber und wird es beanspruchen, von Ihnen, dem innigsten und langjährigsten Freunde, neue Aufschlüsse über die Genesis der poet. Werke Lenaus, über die Art und Weise, wie er arbeitete, neue d. h. bisher nur Ihnen bekannte Aussprüche über Kunst und Leben, allenfalls ein oder das andere Erlebnis zu vernehmen.

Darum ist es wichtig, daß eben Sie die Biografie zusammenstellen. Entziehen Sie aber Ihre Persönlichkeit, so hätte mit mehr, weniger Geschick auch Einer, der nicht Anast. Grün ist, das Ganze zusammenstellen können. Sie werden mit der Entschuldigung: ich wollte streng objectiv, ich wollte bescheiden sein, nicht ausweichen. Ich rieth Ihnen eine Stelle, wo Sie plötzlich das Einzigemal aus der Rolle fallen, sogar weg und Ihrem Biografen zu überlassen[25]; aber was Sie mit Lenau erlebt haben, was ihn angeht, das dürfen Sie, nunmehr sein Biograf, nicht verschweigen.

Die Kritik, die das Materiale kennt, aus dem sie gearbeitet haben, wird gewiß nach der Zuthat

---

[25]) Grün muß die Stelle gestrichen haben, seine Studie enthält nichts, worauf diese Bemerkung sich beziehen könnte.

von Ihnen fragen, umsomehr als es das Wichtigere ist, was Sie zu sagen wissen.

Allerdings geben Sie Ihre Kritik über die Werke des Dichters. Über diesen Punkt sprachen wir bereits und Sie schienen mit mir einig, daß die Literaturgeschichte sie als eine zu panegyrische erkennen wird.

Nun glaube ich, wenn anders Ihnen meine Ansicht richtig erscheint, ist die Möglichkeit noch vorhanden, zu helfen, ohne den schönen reinen Guß Ihres Kunstwerkes — und das ist die Biografie — zu stören.

Da und dort eine Arabeske, eine Blume, eine Facettirung wird den Reiz erhöhen und Sie vor einem Vorwurfe wahren.

Wäre nicht auch eine Hinweisung auf die Biografie von Schurz, da Sie uns Übrige so gewissenhaft zitiren, schon der reichen Briefsammlung wegen erforderlich?

Das Verdienst Görgens, daß er den Kranken wenigstens ohne volle Entschädigung Jahre lang im Institute behielt, wäre wohl zu bemerken; ebenso daß Freunde Beiträge zusammenschossen, wobei ich natürlich nicht meine, daß Sie sich nennen.

Unter den physischen Ursachen des Wahnsinns wäre, da Sie schon einer Herzentzündung erwähnen, des Skorbuts nicht zu vergessen (vide Frankls Buch), unter den geistigen der sittliche Kampf und wohl die Selbstverdammung, daß der Mann der von ihm geliebten Frau sein Freund,

sein Dubruder war, freilich ein bedenklicher Punkt, aber von Bedeutung.[26])

Noch Einmal: Wenn Sie aus Eigenem, d. h. mit Lenau Erlebten nichts mittheilen wollen, so sagen Sie dies irgend an einer Stelle gründlich motivirt; dann kann man es allerdings beklagen, aber das Schweigen Ihnen nicht zum Vorwurfe machen. Besser aber, weil der Literatur gegenüber pflichtgemäßer, Sie reden. . . .

Die Auffassung der Amerikafahrt ist jedenfalls eine sehr geistreiche und verdiente wohl einen Platz in der Biografie selbst.

Ich grüße Sie herzlich und freue mich Sie im November (Sie kommen doch?) wieder zu sehen.

Mit wahrer Verehrung Ihr Frankl.

P. S. Seit 4 Tagen befindet sich Moritz Hartmann in Wien als Gefangener, er wurde in Bukarest vom k. k. Militär als paßlos festgenommen.

Die letzte Mitteilung war irrig; Hartmann hatte sich aus Bukarest, wo er als Kriegs-Berichterstatter der „Kölnischen Zeitung" verweilte, vor dem Einmarsch der Oesterreicher rechtzeitig geflüchtet[27]); gleichwohl er-

---

[26]) Grüns Studie hat allen diesen Anregungen stattgegeben; die Beziehungen zu Sophie von Löwenthal hat er sogar so stark betont, als es die Rücksicht auf die Lebenden irgend gestattete. Auch war seine Auffassung dieser Beziehung im Gegensatz zu jener seiner meisten Zeitgenossen eine durchaus richtige. (Vergl. „Lenau und Sophie Löwenthal. Tagebuch und Briefe des Dichters." Herausgegeben von Frankl. Stuttgart 1891.)

[27]) Vgl Moritz Hartmanns Aufsatz „Le mie prigioni" in seinen „Gesammelten Werken" (Stuttgart 1873) IV. 195 ff.

hielt sich in Wien wochenlang das Gerücht, daß er in einem dortigen Gefängnis schmachte.

Grüns Erwiderung (Thurn am Hart, 6. Oktober 1854) weist zunächst darauf hin, daß er in einem Vorwort eine Motivierung seiner Behandlungsweise dieser „lebensgeschichtlichen Umrisse, die weit davon entfernt sind, sich als Biographie geltend machen zu wollen", geben werde, und fährt dann fort:

Ich fühle das Gewicht Ihrer Bedenken und doch möchte ich zugleich glauben, daß diese sich zu sehr auf die möglichen, vielleicht überspannten Anforderungen, welche das Publicum mehr an die Person des Verfassers, als an eine solche Schrift überhaupt zu knüpfen geneigt wäre, stützen und gründen. Unbedingt gebe ich Ihnen zu, daß mancher Andere eben so gut, ja ich füge bei: noch besser, als A. Grün das Ganze hätte zusammenstellen können. Dieser Andere aber war eben nicht da und der Eine, auf den gezählt worden war, hatte eine (sonst beachtenswerthe) Zusammenstellung gebracht von so übermäßigem Umfange, daß sie in die gegebenen Raumverhältnisse nicht einzufügen war. Zufall und Überraschung und meinerseits eine, nur durch meine liebevolle Theilnahme an dem Gegenstande zu entschuldigende Übereilung führten mich zur Annahme des unerwarteten Ansinnens. Da diese nun aber erfolgt ist, war die Beseitigung meiner Persönlichkeit, die strenge Festhaltung des Zweckes der übernommenen Arbeit, nämlich die möglichst bündige Vermittlung zwischen den Schriften und

dem Leben des Dichters für das größere Publicum der Gesammtwerke in objectiv gedrängter Darstellung vor Allem meine Pflicht geworden; ebenso die gewissenhafte Benützung des vorhandenen Materiales über Erlebnisse, deren Einzelheiten mir, dem in abgeschiedener Ferne Lebenden, nicht bekannt sein konnten. Daß ich bei dieser Benützung meine Selbstständigkeit gewahrt habe, daß ich die Anschauungen meiner Gewährsmänner nicht immer zu den meinigen gemacht habe und, wenn ich dies aus Überzeugung und Übereinstimmung konnte, daß ich dieselben aus dem eigenen Wissen mitunter ergänzt, erweitert oder modificirt habe, daß es auch, soweit jener Hauptzweck der Schrift es zuließ, an eigenen Zuthaten nicht fehlt, wenngleich diese mehr in Resultaten in die Darstellung verschmolzen, als in interessanten Einzelheiten hervortretend sind, wird Ihrem aufmerksamen Auge gewiß nicht ganz entgangen sein. Jenen Zweck im Auge ging ich mit Absicht der Verlockung aus dem Wege, aus meiner eigenen Erinnerung manches Erlebnis mitzutheilen, dessen Schilderung bei meinem doch nur episodenartigen Beisammensein mit Lenau ein eingehendes Detail erfordert und in meine Arbeit etwas Memoirenartiges gebracht hätte, das mir an diesem Orte nicht am Platze erschien. Hätte ich ein selbstständiges, nicht an jene Gesammtausgabe gebundenes Werk unternommen, wie Mayer, Niendorf, Sie ꝛc., so wäre meine Aufgabe eine ganz andere gewesen, obschon mir trotz meiner alten und

innigen Beziehungen zu dem Verewigten, wie ich offen gestehe, ein gleicher Reichthum nicht zu Gebote gestanden wäre. In ähnlicher Andeutung werde ich diesen Mangel an eigenen hervortretenden Zugaben im Vorworte zu rechtfertigen bemüht sein. Andererseits aber hat Ihre Aufforderung, den Reiz meiner allerdings ziemlich schmucklosen Arbeit hie und da durch eine Arabeske zu erhöhen, so viel Einleuchtendes und Überzeugendes für sich, daß ich, zumal da Cotta nicht drängt, noch einmal gerne Hand anlegen und nach Malerart hie und da mit einem tieferen „Drucker“ oder einem aufgesetzten Lichte der Wirkung nachhelfen will. —

Was Sie mir über M. Hartmanns unbeabsichtigten Aufenthalt in Wien mittheilen, hat mich tief ergriffen; ich befürchte nämlich abermals irgend eine gesetzliche Brutalität, ein Märtyrthum wider Willen! Könnte man doch endlich einmal gründlich vergeben und vergessen! es wäre auch politisch klug, schon um der wünschenswerthen Gegenseitigkeit willen. Aber man scheint den Ausgrabungen der revolutionären Antike noch immer mehr denn je geneigt; nachdem man den Torso Breuner und den Hermaphroditen Pillersdorf[28]) aus ihrer Verschüttung ohne Noth wieder zu Tage gefördert, kommt nun Hartmann an die Reihe.

---

[28]) August Graf Breuner, einer der Führer der liberalen Stände-Opposition im Vormärz, und der Minister von 1848, Franz Xaver Freiherr von Pillersdorf, galten dem reaktionären Regime trotz ihrer sehr gemäßigten Gesinnung

Freilich hat dieser sein Schicksal mutwilliger Weise selbst heraufbeschworen —. Ich zittre für ihn, nicht aus Sympathie für seine mir wenig zusagende Person, aber aus Sympathie für jenen edleren, besseren Funken, den auch er in der Brust trägt. Daß meine Besorgnis sehr gegründet ist, werden Sie zugeben, wenn Sie sich seiner Erklärung in der Allg. Zeitung nach den Oktobertagen und einiger Stellen des Pfaffen Mauritius erinnern.

In seinem nächsten Schreiben (Wien, 29. Oktober 1854) spricht Frankl seine Überzeugung aus, daß die Kritik Grüns Arbeit als „psychologisches Kunstwerk" nach Gebühr anerkennen werde, und fährt fort:

Ich lernte diese Arbeit noch mehr dieser Tage schätzen. Ich las Feuchterslebens Biographie von Hebbel[29]. Wie geistreich auch Manches angeschaut und dargestellt ist, so ist es dem Autor doch nicht gelungen, darzustellen, wie F. gerade so aus den oester. Zuständen hervorgewachsen ist; freilich kennt sie Hebbel nicht, dann hätte er auch nicht davon sprechen sollen. Kaum tritt, und vom Dramatiker hätten wir das Recht es zu erwarten, die Gestalt

---

als gefährlich und man hatte sie dies eben hart fühlen lassen. So wurde Pillersdorf in verletzendster Weise aus der Liste der Kommandeure des Stephans-Ordens und der Geheimen Räte gestrichen. Erst 1862 wurde diese Maßregelung rückgängig gemacht.

[29]) „Ernst Freiherrn von Feuchterslebens sämmtliche Werke. Mit Ausschluß der rein medicinischen herausgegeben von Friedrich Hebbel." Wien 1851—53, Gerold. VII. Band S. 221—402.

plastisch rund hervor, höchstens stellenweise als ein Basrelief, und doch standen ihm treffliche Materialien (Selbstbekenntnisse, Grillparzers treffliche Schilderung und die mündlichen Mittheilungen der Witwe) bei einem überdies eben hinfließenden Leben zu Gebote.

Frappant und zumeist von Hebbel ist es, daß er die Regenerazion der deutschen Poesie von Oesterreich ausgehend hofft und — sich über die Leistungen Gutzkows, Dingelstedts (Nachtwächterlieder) u. s. w. ergeht, ohne auch nur des Kontingents zu erwähnen, das von oesterreichischen Poeten geliefert worden ist.

Hebbel ist wie eine Elektrisirmaschine, ihn beherrscht in seinen Urtheilen nasses oder trockenes Wetter, momentane Beziehung oder Abneigung.

Sie sollten die Biografie lesen, an sich schon ist sie sehr interessant und dann, um sich Ihrer Arbeit doppelt zu freuen.

Merkwürdig und nicht zu übergehen sind die eben erschienenen Bekenntnisse Heine's. Der Mann denkt mit einem halb nur funkzionirenden Gehirne bessere Gedanken als die übrigen Alle mit ihrem ganzen und gesunden. Doch widert es an, einen Sterbenden, wenn auch noch so witzig, Zoten reißen zu hören. Unter den Gedichten sind einige Entsetzen erregende Aufschreie der gequälten Kreatur, Laokoonschlangen, die sich um den Geist des Dichters reimen, nichts von einer Niobe.

Wien beschäftigen jetzt 2 Gedanken, mehr als Sebastopol: Wer ist der Verf. des „Fechter von Ravenna“ und die Cholera.

Der Reihe nach werden Halm, Dr. Guido Mosing (der eine treffliche Tragödie „Die Messenier“ schrieb), V. Weber (Verfasser von „Spartakus“ und der „Mahabitin“), Ad. Pichler (Verf. eines Trauerspiels „Der letzte Römerkönig“) und Ferdinand Kürnberger genannt, der ein Schauspiel „Quentin Messis“ schrieb und jetzt mit einer Tragödie „Firdußi“ und, was Sie zu hören besonders interessiren dürfte, mit einem Romane „Die Amerika-Müden“ sich beschäftigt, dessen Held Lenau ist.

Sie erinnern sich vielleicht seiner aus den in Go–Windischgrätz ruhenden „Sonntagsblättern“. Er war damals noch sehr jung. Verlieren Sie ihn nicht aus dem Auge; ich glaube, daß er Bedeutendes leisten werde.

Der Fechter ist das Product eines fein und scharfsinnigst komponirenden Talentes, das, mit bedeutendem Geschmack begabt, durch vorangehende Übung Maaß gelernt hat. Die Fantasie hat mit diesem, jedenfalls in Kunstgesinnung und edler Absicht bedeutendem Werke weniger zu thun. Es sollte mich nicht wundern, wenn, was ihm vielfach nicht zugetraut wird, dennoch Halm das Visier aufzöge.

Die Cholera allarmirt wie im Jahre 1831 die Gemüther; es gewährt den Vortheil, daß sich viele sehr vorsichtig halten, was die Erkrankungsfälle mindert, wenn sie eben durch die herrschende Furcht nicht auch vermehrt würden.

Ich habe in dieser allgemeinen Noth den schon

viel von mir strapazirten Hippokrates wieder heraufbeschworen[30]). Ob er so „gut und oft aufgelegt“ wie das Erstemal ist, werden Sie selbst beurtheilen, indem ich mir in 2 Tagen erlauben werde, Ihnen die Broschüre unter Kreuzband zu senden. Es wäre eine Ironie eigener Art, wenn die asiatische Dame mich nun selbst entführte. Sagen Sie mir ein gutes Wort mit Ihrem süßen Dichtermunde nach.

In seiner Antwort aus Graz, 9. Dezember 1854, spricht Grün zunächst die Hoffnung aus, „daß Hippokrates wohl noch in seinem eigenen Interesse den Willen und die Macht haben werde, seinen Sänger gegen die Anfechtungen der fatalen asiatischen Dame zu panzern“ und geht dann auf Hebbels Biographie Feuchterslebens ein:

Sie zog mich lebhaft an, ohne mich zu befriedigen. Dazu fehlen ihr die Hauptbedingungen einer biographischen Arbeit; sie ist kein Ganzes, kein Zusammenhängendes, kein Vollständiges. Jedenfalls bleibt es eine seltsame Lebensgeschichte, in welcher nicht einmal das Geburtsjahr und der Geburtsort des Helden erwähnt wird! Aber es sind geistreiche Aperçus, anziehende Excurse über einzelne Perioden und Situationen, und vor Allem sehr geschickt gewählte Excerpte aus einer oratio pro domo! jedenfalls höchst lesenswerth, den Geist

30) „Hippokrates und die Cholera. Satirisches Gedicht.“ Wien 1854. Von den Satiren, die Frankl früher veröffentlicht, waren „Hippokrates und die moderne Medizin“ in sechs und „Die Charlatane“ in vier Auflagen erschienen.

fesselnd, das Nachdenken anregend, wie Alles, was von Hebbel ausgeht. Überraschend war mir ein Bild, das wir Beide benützt haben (die spiegelnden Kristallgloben in manchen Gärten); da ich mir jedoch eines Plagiats nicht bewußt bin, auch die beiderseits gemachte Anwendung eine durchaus verschiedene ist, behielt ich meinen Kristallglobus unzertrümmert bei.[31])

Was Sie mir über die verschiedenen Combinationen betreffs des Verfassers des Ravennafechters mittheilen, hat in hohem Grade mein Interesse erregt. Ihre Muthmaßung: Halm werde sich eines Tages als Verf. bekennen, vermag ich aber nicht zu theilen. Soweit ich jenen „Fechter" kenne (und ich machte seine Bekanntschaft erst durch einige eben nicht sehr tief eingehende Journalberichte), scheint es eine Arbeit, in welcher sich die moderne Anschauung und noch modernere Tendenz mit dem künstlerischen Ringen nach antiker Form und Gestaltung vereinigt. Antike Schlichtheit und hüllenlose Einfachheit scheint im Bewußtsein angeborener Kraft und schönen Ebenmaßes wenigstens angestrebt zu sein. Dazu aber dürfte Halm kaum fähig sein, dem es bei seiner stereotyp gewordenen Art schwerlich gelingen möchte, sich des theatralischen Flitters und Rauschgoldes ganz zu begeben.

---

31) Einige selbstkritische Bemerkungen, die Grün nun über seine Lenau-Biographie folgen läßt, haben wir nicht wiedergegeben, da sie sich dem Sinne nach ganz mit seinen oben mitgeteilten Ansichten darüber decken.

Ich war sehr überrascht und erfreut, unter den hiesigen Wiener Cholera-Flüchtlingen auch Dessauer zu finden, freilich wie immer leidend und klagend und diesmal speciell verstimmt durch Heine's ätzende Bosheiten; ich habe mir alle Mühe gegeben, sein allarmirtes Gemüth diesfalls zu beruhigen. Heine's neueste Bücher machen, so sehr man diese aller Todesqualen spottende Geisteskraft bewundern muß, auf mich doch eine sehr niederdrückende Wirkung. Dem Momente, der uns je nach unserer Ansicht entweder in das Nichts oder in die Ewigkeit schleudern soll, gebührt entweder ein großes, reines, heiliges Wort oder Schweigen.

Daß Grün nicht glauben konnte, Halm sei thatsächlich der Dichter des „Fechter von Ravenna", ist im Hinblick auf den Grund, den er dafür anführt, gewiß charakteristisch.

Mit der ersten Erwähnung des Konflikts Dessauer-Heine in dem eben mitgeteilten Schreiben beginnt ein unerquickliches, aber interessantes Thema des vorliegenden Briefwechsels. Josef Dessauer war ein seiner Zeit vielgenannter Lieder-Komponist, der zumeist in Wien lebte. Trotz seines großen Vermögens überaus sparsam, benutzte er seine reichen Mittel zumeist, um sich, ein eingefleischter Hypochonder, vor Krankheiten zu schützen; das Epigramm Mosenthals:

„Nur keine Hitze, nur keine Kühle,
Nur nichts gegen meinen Sinn,
Denn ich ahne, daß ich fühle,
Daß ich übermorgen unwohl bin —"

blieb den Zeitgenossen in heiterer Erinnerung. Ganz anders hatte ihn Heinrich Heine, mit dem er 1842 in Paris bekannt geworden, angefaßt; sein Pariser Brief vom 28. März 1843, kurz darauf in der „Allgemeinen Zeitung" veröffentlicht, ist einer der furchtbarsten, freilich auch witzigsten Angriffe, die Heine je geschrieben hat; der Mensch wie der Komponist werden darin gleich rücksichtslos verhöhnt, ja der Verachtung preisgegeben; u. a. wird Dessauer vorgeworfen, daß er die Pariser Journalisten durch unlautere Mittel habe für sich gewinnen wollen. Dessauer seinerseits rächte sich dadurch, daß er verbreitete, jener Artikel des Augsburger Blattes sei die Rache Heines für ein verweigertes Darlehen; er, Dessauer, könne dies jederzeit auf Wunsch durch zwei Briefe Heines an ihn beweisen, in dem einen bitte Heine um 500 Francs, in dem andern, am nächsten Tage geschriebenen, stelle er für den Fall, als er das Geld nicht erhielte, einen Angriff in Aussicht. Wir haben hier den peinlichen Streit, in dem beide Gegner mit vergifteten Waffen kämpften, nicht zu entscheiden; zweifellos hatte Heines Angriff persönliche Gründe, aber mit gleicher Entschiedenheit muß ausgesprochen werden, daß Dessauer für seine Anschuldigung niemals auch nur den Schatten eines Beweises erbracht hat; daß jene Briefe nicht existierten, darf als Thatsache gelten, Dessauer hätte sie sonst in einem Prozeß, von dem wir weiter unten sprechen werden, sicherlich vorgewiesen. Inzwischen hatten gemeinsame Bekannte dem Dichter jene Behauptung Dessauers hinterbracht,

sowie auch erzählt, daß der reiche Komponist sich rühme, während seines Pariser Aufenthalts die Gunst der George Sand genossen zu haben. Darüber aufs äußerste erzürnt, nahm nun Heine nicht bloß jenen Artikel vom März 1843 ungekürzt in den zweiten Teil der „Lutetia" auf[32]), sondern fügte noch einen zweiten Angriff im ersten Teil hinzu, der auf die Sand Bezug nahm. Dies die „ätzenden Bosheiten" Heines, durch die Grün Dessauer im Dezember 1854 verstimmt fand; welche Wendung die Angelegenheit nahm, werden wir später zu verfolgen haben.

Im Frühling 1855 übersandte Frankl dem Freunde zwei auf das Judentum bezügliche Bücher, die er eben veröffentlicht hatte: „Inschriften des alten jüdischen Friedhofes in Wien" und „Libanon. Ein poetisches Familienbuch" (beide Wien 1855). Auersperg erwiderte (Thurn am Hart, 19. Juni 1855) u. a.:

> So anziehendes Material die „Friedhofsinschriften" bieten, so bedauerte ich doch, daß die Hälfte des Büchleins für mich unlesbar, weil in einer mir un-

[32]) LXVI. Stück der „Berichte"; der neue Angriff in einer dem V. Stück angefügten, „1854" datierten „Späteren Notiz". (Vgl. Heinrich Heine's Sämtliche Werke, herausgegeben von Elster, Band VI. 355 ff., die „Spätere Notiz" 164.) In letzterer heißt es: „Ich benutze diese Gelegenheit, dem guten oder vielmehr dem ästhetischen Leumund der Dame einen wirklichen Dienst zu erweisen, indem ich meinen deutschen Landsleuten zu Wien und Prag die Versicherung ertheile, daß es eine der miserabelsten Verleumdungen ist, wenn dort einer der miserabelsten Liederkompositeurs vom mundfaulsten Dialekte, ein namenloses kriechendes Insekt, sich rühmt, mit George Sand in intimem Umgange gestanden zu haben" u. s. w.

verständlichen Sprache geschrieben ist. „Libanon" aber hat mich durch seine Reichhaltigkeit überrascht und durch takt- und sinnvolle Wahl und Ordnung aufs Angenehmste befriedigt. Ich begreife und wünsche Ihnen von Herzen Glück dazu, daß das Werk in so kurzer Zeit einen so günstigen Erfolg erreichen konnte. Es ist in der That ein wahres Familienbuch. Ich habe es immer auf meinem Tische liegen, um gelegentlich von seinem reichen Inhalt zu genießen. Vielleicht stimmt mich die Lektüre einmal zur Ausführung jenes verwandten Stoffes, von welchem ich Ihnen gesprochen, und eine dritte Auflage Ihres Buches bietet dem Produkte eine freundliche Stätte. Zur zweiten möchte es doch kaum mehr zu Stande kommen, denn der Gegenstand ist in mir noch nicht zur vollen Klarheit und Abrundung gediehen.

Ich freue mich mit Ihnen, daß Sie Aussicht haben, diesen Herbst Paris kennen zu lernen, obschon ich den Zeitpunkt nicht für den bestgewählten halte. Mich hält die Industrie-Ausstellung von einem Besuche der französischen Hauptstadt sogar zurück; ohne sie hätte ich einige Wochen dieses Frühjahrs dort zugebracht. Daß sich Männer von Fach Opfer auferlegen und dahin strömen begreife ich; aber wer nicht Fachmann ist, den Pariser Boden und Volkscharakter kennt, der findet darin keine Gewähr, daß dem Zusammenströmen solcher Menschenmassen durch den praktischen Ordnungssinn der Bewohner das Unheimliche, Gehetzte, Eilfertige, Ver-

wirrende und Bedrohliche genommen oder doch gemildert und ein erträglich behagliches Beschauen und Genießen in Aussicht gestellt werde. Die bisherigen Berichte lauten auch gar nicht einladend und etwas ängstliche Pariser ergreifen selbst sogar die Flucht. Mir haben die Engländer mit ihrer Fremdenlegion mein liebes Helgoland für heuer verleidet; doch warte ich von dort noch nähere Auskünfte ab, bevor ich mich für ein anderes Seebad entscheide.

Kurz darauf erbat Frankl den Rat Grüns in einer eigentümlichen, auf seine Lenau-Biographie bezüglichen Angelegenheit. In dieser Schrift hatte Frankl u. a., auf Lenaus Mitteilung hin und mit dessen eigenen Worten, erzählt, Lenau habe bei seinem ersten Besuch in Weinsberg Justinus Kerner nebst Weib und Kindern auf der Diele ihrer Wohnstube ausgestreckt gefunden; sie hätten „eben probirt, wie es sein würde, wenn sie einst neben einander im Grabe lägen." Hatte Frankl hier den Namen Kerners genannt, so verschwieg er ihn in einer andern Anekdote, deren Gewährsmann gleichfalls Lenau war. „Ein mit ungewöhnlicher Phantasie begabter Arzt" habe spielende Kinder durch tolle Grimassen und das Geschrei: „Ich bin der Teufel" so erschreckt, daß eines derselben epileptisch geworden; der „unbegreiflich unbesonnene" Mann habe den Ort rasch und heimlich verlassen müssen. Ferner gab Frankl Lenaus Erzählung wieder, Kerner habe über ihn vor seiner Rückkehr aus Amerika das Märchen verbreitet, eine Äffin habe ihm dort aus Liebe die Nase abgebissen. Endlich aber ent-

hielt das Büchlein[33]) auch die folgende, scharf polemische Stelle: „Lenaus Wahnsinn scheint in Schwaben da und dort selbst von einem Arzte als das erst freigewordene Poetenthum, als der entfesselte, sich frei ergehende Genius betrachtet zu werden. Ich hörte von einem Briefe, in welchem ein von der K. Regierung angestellter Arzt erklären soll: er kenne nun den Dämon des Dichters, er habe ihn gesehen, den finstern, haarigen Kerl mit einem langen Wickelschwanze. Wer ist wahnsinnig? Lenau?"

Kerner lernte das Buch erst nach Jahresfrist kennen; es ist für ihn, wie für die litterarischen Sitten jener Zeit charakteristisch, in welcher Art er sich nun zur Wehre setzte. In einem überaus liebenswürdigen Schreiben an Frankl, Weinsberg, 1. Juni 1855, hob er zuerst die Vorzüge der Biographie hervor; „bedauern mußte ich nur, daß manche Geschichte, die Sie in Ihren Blättern aufnahmen, Ihnen von Lenau selbst erzählt wurde, der, wie Sie gewiß auch wissen werden, oft alles sehr bunt ausmalte, ja so übermalte, daß es etwas ganz Anderes wurde, als es ursprünglich war." Die Geschichte von der verliebten Äffin habe Lenau ganz erfunden, jene mit den erschreckten Kindern ungeheuerlich übertrieben: „daß kein Kind durch mich die Epilepsie erhalten und ich nicht den Wohnort habe verlassen müssen, das kann ich Sie auf Ehre versichern"; nur die Geschichte von der Gräber-Probe sei

[33]) A. a. O. 119; die anderen, oben erwähnten Anekdoten 35, 38 und 36.

insofern richtig, als es Gustav Schwab gewesen, der einst Kerner in den ersten Jahren seiner Ehe bei diesem seltsamen Vergnügen überrascht. „Das erste Zusammentreffen mit Lenau war auf meinem alten Thurme in meinem Garten, in welchem er mehrere Scenen seines „Faust“ dichtete, namentlich die mit der Schmiedsfrau und dem blutenden Tischtuche durch den Gabelstich, wozu ihm eine Geschichte, die er den Tag zuvor mit meiner Frau hatte, Veranlassung gab, die ihn zankte, daß er während des Essens bei uns immer mit der Gabel in das Tischtuch zu stechen die üble Gewohnheit hatte.“ Am betrübendsten aber, führte er aus, sei ihm gewesen, daß Frankl jene Briefstelle von dem „Dämon mit dem Wickelschwanz“ buchstäblich genommen. Geschrieben habe er derlei, aber wann und in welchem Sinne?! Als sich Lenau im März 1832 trotz aller Abmahnungen unter seinem Dache auf die verhängnisvolle Reise nach Amerika vorbereitet, habe der von Trugbildern Bethörte an Mayer einen Brief geschrieben, der das Dämonische seines Vorhabens klar habe erkennen lassen. Es habe Kerner sehr daran gelegen, auch Mayer zum Bundesgenossen gegen Lenaus unseligen Plan zu gewinnen und so habe er unter jenen Brief geschrieben: „Das ist Alles, so dichterisch es klingt, nur dämonisch. Ich sah kürzlich seinen Dämon u. s. w. Der flüstert ihm von jenen Urwäldern zu, der läßt ihm keine Ruhe! Um Gotteswillen, Mayer, komme hierher und rette mit mir den lieben Niembsch aus dem Wickelschwanze dieses amerikanischen Gespenstes!“ Wer, fügt Kerner bei, könne daran zweifeln,

daß der Ausdruck eben symbolisch gemeint sei? „In Liebe bitte ich Sie herzlich, dieses Mißverständniß in irgend einer Weise aufzuklären.“

Natürlich war Frankl dazu bereit, erbat jedoch (Wien, 24. Juni 1855) Grüns Rat, in welcher Weise er dies thun solle, etwa durch Abdruck des ganzen Briefs oder sonstwie? Grün erwiderte aus Thurn am Hart, 28. Juni 1856:

> Daß Sie Kernern und dem Publikum die von ersterem gewünschte Berichtigung im Interesse und Dienste der Wahrheit schuldig sind, sowie daß Kerner's Brief für den tiefer eingehenden Leser mannigfache Anziehungskraft besitzt, darüber kann wohl kaum ein Zweifel bestehen. Es frägt sich daher nur um die Art und den Ort, wie und wo jene Berichtigung in die Öffentlichkeit treten soll? Wäre eine neue Auflage Ihrer Schrift über Lenau in Aussicht, so würde ich dazu rathen, die Berichtigung der in irrthümlicher Weise erzählten Thatsachen einfach in den revidirten Text aufzunehmen. Sollte dies aber nicht der Fall sein, so bliebe, um Kerners allerdings gerechtfertigten Wünschen thunlichst nachzukommen, nichts anderes übrig, als dessen Schreiben, wenn auch — wegen seiner das Interesse des gewöhnlichen Lesers vielleicht etwas abschwächenden Länge — nicht in extenso, so doch allenfalls in einem bündigen Auszuge des Wichtigsten in einem Wiener Blatte abdrucken zu lassen und diese Veröffentlichung durch den Wahrheitsdrang und die Pflicht des Autors, in seine Schrift ein-

geschlichene Irrthümer ehethunlichst zu berichtigen, in einem kurzen Einleitungsworte zu motiviren. — Wäre es um die größtmögliche Publizität zu thun, so wäre freilich die Allgemeine Ztg. ein geeigneteres Organ als jedes Wienerblatt; allein ich meine: Kerners Brief, in extenso mitgetheilt, verträgt mannigfacher zarter Beziehungen halber, keine allzu große Lesermenge und es könnten dem würdigen Manne dadurch in den ihm näherstehenden Kreisen neue Anfechtungen und Unannehmlichkeiten erwachsen, die ihm besser erspart blieben[34]). Sie werden aus dem Kernerschen Briefe wohl herauslesen, was ich hiebei im Auge habe. Durch die betreffende Mittheilung in einem Wienerblatte würde ohne Aufsehen und Lärm zugleich Ihrer Verpflichtung vollkommen Genüge geleistet und Wien erscheint schon darum als der natürliche Ort für die Berichtigung, weil das Buch selbst, auf welches sich diese bezieht, in Wien von Stapel gelaufen ist.

Erlauben Sie mir ganz nebenher zu bemerken, daß ich schon bei der ersten Lesung Ihres so anziehenden und reichhaltigen Buches über Lenau bei der von Kerner am lebhaftesten beanständeten Stelle S. 119 nicht wenig überrascht war, daß Sie jenen „Dämon mit dem Wickelschwanz“ wirklich für baaren Ernst nehmen konnten. Freilich kannten

---

[34]) Kerner tadelte in seinem Briefe u. a. die „Affenliebe“ einiger schwäbischen Freunde Lenaus, „die ihm durch diese Liebe mehr Schaden als Nutzen brachten.“ Gemeint dürften namentlich Schwab, Reinbeck und die Niendorf sein.

Sie jenen Brief nur vom Hörensagen, aber es wunderte mich doch, daß Ihnen die eigne Lektüre Kerner'scher Schriften, sowie die häufigen Mittheilungen Lenaus über diesen „Kern“ seiner Freundschaften nicht den Schlüssel zur richtigen Auffassung jener eigenthümlichen Mischung von derbem Humor und mystischer Hallucination in Kerners ganzer Erscheinung gegeben hatten. Vielleicht aber steht diese Absonderlichkeit Ihrer eigenen durchaus ernsten Natur zu ferne.

Kerners Brief wurde, dem Rate Grüns gemäß, in einem Wiener Blatte gedruckt[35]); Kerner war damit zufrieden und schrieb Frankl, kurz ehe dieser seine Reise nach Jerusalem antrat, um dort eine jüdische Humanitäts-Anstalt zu begründen, er habe längst eingesehen, daß er „die ganze Angelegenheit füglich hätte können auf sich beruhen lassen. .... Mit dem edlen Zweck,“ schloß er, „den Ihre Reise hat, wird Gott sein und Sie auch deshalb schon auf ihr in seinen heiligen Schutz nehmen. Einen Auftrag in das Morgenland weiß ich Ihnen nicht zu geben, als daß Sie an gewissen heiligen Stätten auch meiner Leiden und meiner Sehnsucht gedenken mögen. Unser Aller Gott sei mit Ihnen!“

Inzwischen hatte der Streit zwischen Dessauer und Heine immer weiter gegriffen und nun auch Grün in Mitleidenschaft gezogen. Ohne M. G.

---

[35]) „Wanderer“ 1855, Nr. 354, dann auch in der zweiten Auflage der Frankl'schen Lenau-Biographie (Wien 1885), 137 ff.

Saphirs Hetzereien wäre es nicht so weit gekommen. Im Feuilleton seines „Humorist“ Nr. 209 vom 5. August 1855 veröffentlichte der damals noch einflußreiche Witzbold einen Aufsatz: „Ein Grab und ein Bett in Paris, oder: ein Besuch bei Börne und Heine.“ Die inhaltlich interessanten Stellen des Aufsatzes, den bisher kein Heine-Biograph benutzt hat, seien hier wiedergegeben. Nach einer Schilderung des Kranken fährt Saphir fort:

> Heines Bosheiten, glaube ich, haben keinen Zweck sie sind bei ihm eben auch eine Formation seines Geistes Er fragt sie auch nicht, wohin? Er bekümmert sich nicht um ihre Wirkung.
>
> Ich sprach mit ihm davon, von den vielen Verletzungen, welche er selbst Freunden anthut. „Ach,“ sagte er, „über wen soll man denn Witze machen, als über seine Freunde? Die Feinde nehmen es einem gleich übel. Die Freunde eben sollen uns die Freundschaft erzeigen, unsere Witze nicht übel zu nehmen.“
>
> Ich machte ihm unter Anderm Vorwürfe über die Geißelung, die er unserm guten D . . . . . r zukommen ließ. „O,“ sagte Heine, „da will ich Ihnen sagen, wie D. diese Capitalstrafe verdiente.“ Er erzählte mir die Sache, die ich nicht wiedererzählen will. Ich weiß nicht, Heine mag Recht haben, aber wer hat ihm das öffentliche Strafgericht aufgetragen?
>
> Heine fragte mich nach seinem Bruder Gustav Heine in Wien und ob wir gute Freunde wären. Ich versichere ihm, daß, wenn er, Heinrich Heine nämlich, so lange mit mir zugleich in Wien Redakteur gewesen wäre, wir gewiß nicht so lange gute Freunde geblieben wären, denn ich gehöre zu den guten Freunden, die boshafte Witze von den guten Freunden übelnehmen.
>
> „Mit meinen Finanzen,“ sagte Heine, „bin ich immer brouillirt, ich habe immer weniger, als ich brauche.“
>
> „O,“ erwiderte ich, „das kenn' ich; wir sagen immer: „Ich habe weniger als ich brauche“, aber wir sollten eigentlich sagen: „Ich brauche mehr als ich habe.“

„Ich habe", fuhr Heine fort, „3000 Francs jährlich von meiner Familie und 3000 Francs von Campe in Hamburg, das sind jährlich 6000 Francs in Renten, ich brauche aber wenigstens 12000 Francs. Wie viel brauchen Sie?"

„Mein lieber Heine," erwiderte ich, „die Berechnung ist leicht. Sie haben nicht mehr als 6000 Francs Rente und brauchen dennoch 12000 Francs. Stellen Sie sich vor, wie viel ich erst brauche, der ich gar keine Renten habe."

Seltsamerweise fühlten sich die Anhänger Dessauers, der doch zu den direkten Angriffen Heines in der „Allgemeinen Zeitung" und der „Lutetia" geschwiegen hatte, durch diese Sticheleien Saphirs zu einer öffentlichen Erwiderung gereizt. Eine Woche nach dem Erscheinen des Artikels im „Humoristen" brachte die Wiener „Presse"[36] ein „Mehrere Freunde D......rs" gezeichnetes „Eingesendet", dem die folgende Hauptstelle entnommen sein möge:

Wir sind zufällig in der Lage, jene mysteriöse Andeutung des Herrn Saphir zu ergänzen, da wir den Hergang der Geschichte aus D.......s eigenem Munde hörten, der sie bei Gelegenheit des Erscheinens von Heine's Lutetia einem kleinen Kreise vertrauter Freunde mit jenem unverkennbaren Accent der Wahrheit erzählte, der den ehrlichen Mann vom Verleumder unterscheidet.

Nicht ohne tiefen Grund spricht H.... von einer Capitalstrafe, die D......r um ihn verdient; denn auch der Anlaß dazu war in gewisser Beziehung ein Capitalvergehen. D......r lebte im Jahre 1842 als Künstler in Paris, wo er H....s Bekanntschaft machte und von diesem, wie es den Bekannten Heines, wenn sie nicht geradezu dem Proletariate angehören, zu ergehen pflegt, um ein Gelddarlehen angegangen wurde. D......r,

---

36) „Presse", Nr. 185 vom 12. August 1855.

> der unabhängig, aber sehr eingezogen von den Renten eines bescheidenen Vermögens lebt und nicht nach Paris gekommen war, um bei Herrn Heine Capital à fond perdu anzulegen, verweigerte ihm das angesuchte Darlehen.
>
> Eine Zeit nachher begegnete H. dem D . . . . . . r auf der Straße und jener sagte zu ihm: „Sie haben doch Unrecht gehabt, mir die 500 Francs nicht zu leihen, meine Feder war für Sie als Künstler mehr als jene Summe werth.“
>
> D . . . . . . r wußte von dem Augenblicke, daß er an Heine einen erbitterten Feind hatte, der sich früher oder später wegen jenes Capital-Vergehens an ihm zu rächen bemüht sein werde. Dies ist dann auch 12 Jahre später bei der Herausgabe der Lutetia geschehen, in welchem Buche H . . . e die Schleußen seines Unmuthes gegen D . . . . . r öffnete und eine Kloake der niedrigsten Schmähungen über ihn ergoß.

Bemerkenswert ist an diesem „Eingesendet“ nur, daß hier von Briefen Heines überhaupt nicht die Rede ist und daß der Angriff von 1843 verschwiegen wird; sonst wird nur öffentlich gesagt, was Dessauer bereits seit zwölf Jahren verbreitete. Des ferneren enthält der sehr lange Aufsatz nur Schmähungen; so wird u. a. behauptet: „Von Heinrich Heine geschmäht zu werden, ist vielleicht die einzige Ehre, die der tiefgesunkene Libellist seinen Nebenmenschen erweisen kann.“ Auf die beiden Anklagen, die Heine in der „Lutetia“ gegen Dessauer erhoben: daß er Kritiker durch unlautere Mittel für sich zu gewinnen gesucht und daß er ohne Grund mit der Gunst einer Frau geprahlt, wird mit keinem Worte eingegangen, wohl aber — Saphir mit einer Beleidigungsklage bedroht, sobald nur Dessauer von seiner Badereise zurückgekehrt sein werde.

Saphir erwiderte in seinem Blatte in gleicher Tonart. Der sachliche Kern seines Artikels „Der Dessauer-Marsch“[37]) war die Wiederholung der beiden Anklagen der „Lutetia“ und dann zur Verteidigung Heines der Passus: „‚Ich habe ihm kein Geld leihen wollen!‘ — diese abgespielte Karte elender Scribenten, getadelter Komödianten, geistig durchgeprügelter Künstler und Theater-Direktoren hat das Publikum bereits mit Ekel unter den Tisch geworfen!“ Gelegentlich bemerkte Saphir, daß ihm vielleicht in den Angaben über Heines Vermögens-Verhältnisse ein Irrtum unterlaufen sei.

Nun griff der todkranke Dichter selbst ein, indem er in dem Blatte seines Bruders[38]) einen an diesen gerichteten Brief veröffentlichte. Er fehlt in allen bisher erschienenen Briefsammlungen Heines und sei hier vollinhaltlich mitgeteilt:

Bester Bruder!

Soeben erhalte ich Deinen Brief. Kopftrübe durch eine schlechte Nacht, kann ich Dir nur in der Kürze das Nothdürftigste antworten.

Erlogen ist die Angabe, als hätte ich mich im Jahre 1842 an den Musiker und Rentier Dessauer gewendet, um bei ihm ein Anlehen zu machen, als hätte ich Geld borgen wollen, um solches, wie es meine Gewohnheit sei, nie wiederzuzahlen, und als hätte ich endlich dem erwähnten Musiker und Rentier auf öffentlicher Gasse, versteht sich ebenfalls ohne Zeugen, mit meiner Feder

[37]) „Humorist“, Nr. 229 vom 26. August 1855.

[38]) „Fremdenblatt“, Nr. 212 vom 29. August 1855.

gedroht und ihm erklärt, er werde es einst bereuen, mir keine 500 Fr. geliehen zu haben.

Du irrst, wenn Du meinst, solche Misere, welche das Gepräge der rachsüchtigen Erfindung an der Stirne trägt, bedürfe eines Dementis von meiner Seite; aber gern will ich Dich zu einem solchen autorisiren. Ich besaß gewiß im J. 1842 dreimal so viel Einkünfte, als der erwähnte wohlhabende Herr Dessauer; dennoch konnte ich mich vielleicht manchmal in momentaner Geldverlegenheit befunden und mich an einen musikalischen Kapitalisten gewendet haben, der nebenbei aus alter Handelsgewohnheit gern ein Geldgeschäftchen machte, freilich nur als geheimer Cailleur de fond eines philanthropischen Bedienten, der, in einem Musikalienladen dienend, die Geldnöthen der artistischen Welt erspähte und Solawechsel mit einem Dutzend Prozent Schaden escomptirte. Jedoch das ist nicht der Fall; ebenso wenig indirect als direct habe ich jemals die Dessauer'schen Kapitalien in Anspruch genommen.

Die Drohung mit meiner Feder auf öffentlicher Straße ist so wenig in meiner Art und Weise, daß Jeder hier die Erfindung und Ausdrucksweise von Leuten erkennt, die nur zwei Dinge kennen: Geld und Rachsucht. Das ist so schmutzig, so plump ersonnen, so klebrigt, so anstinkend wie die Phantasie einer Wanze! Hier erkenne ich meine Pappenheimer vom alten Bunde! Ihr erstes Wort ist immer, daß man gegen sie schreibe, weil sie kein Geld borgen wollten. Immerhin verdächtigt die Motive, warum wir eure Erbärmlichkeit besprechen, verleumdet den Stock, der euren Rücken trifft, die Striemen darauf, wie jedes Faktum, werden darum nicht minder sichtbar und juckend sein.

Was Herrn Saphir betrifft, so habe ich demselben

in der That, als er mich besuchte, das wahre Motiv gestanden, aber er hatte Unrecht, öffentlich davon zu reden. Aus Deinen Andeutungen ersehe ich, daß ihm in seinen Berichten sein Gedächtniß nicht ganz treu blieb und ihm Irrthümer entschlüpft sein mögen.

Von meiner Familie habe ich mit ihm nur von Dir gesprochen.

Über meine Einkünfte habe ich ihm keine Details gegeben; ich sagte ihm gewiß nur dasselbe, was ich Niemandem verhehle, was ich anderen Wienern sagte, die mich dieser Tage besuchten; ich sagte ihnen nämlich, daß ich hier meiner Krankheit wegen 24,000 Fr. jährlich brauche, während meine fixen Einkünfte aus der Heimat nicht viel mehr als 12,000 Fr. betragen, so daß ich ohne die Honorare für meine deutschen und französischen Publikationen nicht existiren könnte.

Letztere, lieber Bruder, haben einen mirakulösen Erfolg und mit Campe stehe ich in Unterhandlungen, die ein besseres Resultat haben werden, als Du glaubst. Er ist jetzt noch verdrießlich über den Nachdruck meiner Werke in Amerika, der aber dort meine Reputation so sehr förderte, daß ein amerikanischer Literat dieses Jahr in New-York und Albany Vorlesungen über mich hielt, eine Ehre, die noch keinem lebenden Dichter passirte.

Sei daher ebenso unbesorgt wegen meiner Reputation wie wegen meiner Finanzen. Ich danke Dir mit gegerührtem Herzen für Deinen großmüthigen Vorschlag, aber ich muß ihn ablehnen. Erstens ist die Summe zu groß, als daß ich sie annehmen dürfte, zweitens habe ich keine Schulden, da seit 1840 alle gewissenhaft bezahlt wurden; die Insinuationen über Schuldenmacherei in dem Schmähartikel der „Presse“ sind also erlogen; fordere meine angeblichen Gläubiger öffentlich auf, Dir ihre

5*

Forderungen einzusenden, indem Du Ordre hättest, sie für mich zu bezahlen — und Du wirst Dich wundern, daß keine 100 fl. sich melden. Beruhige Dich also.

Du sagst mir, lieber Bruder, daß Du die betreffende Stelle nicht gelesen habest. Ich merke es wohl, denn sonst wüßtest Du, welchem Motiv Herr Saphir meine Geißelung des Kapitalisten Dessauer zuschreibt. Pagina 47 meines Buches ist dieses Motiv hinlänglich bezeichnet, und es ist ein Kniff der Arglist, wenn in dem Schmähartikel der „Presse“ sich der anonyme Verfasser das Ansehen gibt, nicht zu verstehen, wovon Saphir spreche. Es ist hier von einem Faktum die Rede, welches notorisch ist. Auch Saphir sagte mir, daß der Gezüchtigte sich überall des intimen Verhältnisses rühme, das ich für unmöglich erklärte. Der Erste, welcher mir davon sprach, daß sich das eitle Insekt eines solchen galanten Glücks berühme, war ein Mann, dessen bloßes Wort mehr gilt als der Eid von hundert musikalischen Kapitalisten, und ich habe also nicht einem leichtsinnigen Gerede nachgesprochen. Um allen Zweifel auf einmal zu beseitigen, jener Mann ist kein Geringerer als der Graf Auersperg, mein lorbeergekrönter und hochgefeierter College, Anastasius Grün. Der nimmt gewiß nicht zurück, was er gesagt hat.

Diese Mittheilung indignirte mich so sehr, daß ich hoch aufsprang und, da ich zu seiner Zeit aus gedruckten und ungedruckten Materialien die „Lutezia“ componirte, übergab ich der Öffentlichkeit eine geißelnde Personalschilderung, die gewiß ohne den momentanen Unmuth ungedruckt geblieben wäre.

Ja, nur die Indignation hat die Veröffentlichung jener Schilderung hervorgerufen; die Schilderung selbst, der geschriebene Staupenschlag entsprang gewiß nur dem un-

eigennützigen Bedürfnisse des Dichters, der die Fratzen und Gemeinheiten seiner Zeit in ihren nobelsten Exemplaren zu studiren und zu portraitiren sucht.

Aber am Ende liegt gar nichts an den Motiven unserer Darstellungen, sondern die Hauptsache ist die Wahrheit der Thatsachen, die wir vorbringen. Ich bin mir bewußt, in meinem Buche „Lutezia“, das fast aus lauter Thatsachen besteht, kein einziges Faktum ohne geprüfte Zeugnisse und Gewährschaft mitgetheilt zu haben es herrscht darin keine anonyme Unbestimmtheit, die Personen werden nicht durch Inizialen oder vague Phrasen bezeichnet, ich nenne jeden mit Vor- und Zunamen zum größten Ärgerniß aller Memmen und Heuchler, die über solche Rücksichtslosigkeit Zeter schreien — aber das große Publikum begreift sehr gut dieses öffentliche Verfahren und jeder sagt: das ist die grelle, oft fatale, aber immer wahre Sprache der Wahrheit. Und nun, theuerster Gustav, lebe wohl. Grüße mir Deine Frau, küsse mir hundertmal Deine Kinder und behalte lieb

Deinen getreuen Bruder

Paris, im August 1855. Heinrich Heine.

In einer kurzen Einleitung sprach Gustav Heine die Erwartung aus, die „Presse“ werde von dem Schreiben Notiz nehmen. Dies jedoch geschah nicht; das Blatt brachte fortgesetzt nur Schmähreden der anonymen Freunde Dessauers. Hingegen druckte Saphir am nächsten Tage den Brief Heines in seinem Blatte ab und fügte einige Glossen bei. Der Brief des großen Dichters sei ein Donnerkeil, nur schade, daß er nicht in eine Eiche, sondern in eine Schafgarbe fahre u. s. w. Auch forderte er Dessauer auf, sich doch nicht immer wieder „wie ein kleines Kind oder

wie ein schwaches Weib hinter Anderen zu verschanzen", sondern „selbst das Federschwert umzugürten".[39])

In der That ergriff nun endlich Dessauer selbst das Wort. In einer „Erklärung"[40]) teilte er mit, daß er gegen Saphir und Gustav Heine — gegen Letzteren als Redacteur des „Fremdenblatt" wegen Abdrucks des Briefs von Heinrich Heine — die Klage wegen Beleidigung erhoben habe, und fuhr dann fort:

> Überdies erkläre ich, daß die mir in den erwähnten Aufsätzen beider genannten Blätter zur Last gelegte Äußerung bezüglich George Sand's erfunden ist: daß ich mich eines „galanten Glücks" bei der genannten Dame weder gegen Herrn Saphir, noch gegen den Grafen Auersperg, noch gegen irgend Jemand gerühmt habe, und ich bin fest überzeugt, daß der edle Graf, mein hochgeehrter Freund, dies niemals zu Herrn Heine gesagt hat.
>
> Die ganze Fabel erschien zuerst in Heine's Lutetia. Soweit die bezügliche Stelle meine Person betraf, hielt ich es nicht der Mühe werth, sie zu widerlegen. Ich habe Heine's Angriffe damals verachtet und verachte sie auch heute. Aber jene Stelle aus seinem Buch betraf außer mir auch eine Dame, auf deren Achtung ich zu großen Werth legte, um ihr gegenüber eine solche Verdächtigung stillschweigend hinzunehmen. Ein von mir damals an sie gerichteter Brief erhielt die nachstehende Antwort, welche mich diesfalls ganz beruhigte und die ich hier von der Erlaubnis Gebrauch machend zur Abwehr gegen neuerliche Angriffe folgen lasse[41]).
>
> „Nein, nein, mein lieber Dessauer, ich habe nie geglaubt und werde nie glauben, daß Sie jemals irgend eine Falsch-

---

[39]) „Humorist", Nr. 233 vom 30. August 1855: „Variationen auf den Dessauermarsch."

[40]) „Presse", Nr. 203 vom 4. September 1855.

[41]) Wir geben den Brief der Sand hier in Dessauers Übersetzung wieder.

heit über die Natur meiner Empfindung gegen Sie entweder erzählt oder zu verstehen gegeben haben. Ich kenne Sie als rechtschaffenen Mann, als edles Herz und treuen Freund.

Chopin liebte und schätzte Sie, durch ihn bin ich vom ersten Tag an auf geschwisterlichen Fuß mit Ihnen getreten, war voll Vertrauens und schätzte dann von Tag zu Tag Ihr schönes Talent, Ihre ausgezeichnete Intelligenz und Ihren ehrenwerthen Charakter in höherem Grade.

Ist das ein Zeugnis in guter Form?

Ich gebe es Ihnen in Eile und Freude und autorisire Sie, sich dessen von einem Ende der Welt zum andern zu bedienen, sollte das mich selbst mit meinem alten Freunde Heinrich Heine entzweien und mir selbst die bedauernswerthen Injurien zuziehen, die diese leidende, eines bessern Ende dennoch würdige Seele aushaucht.

Ja kommen Sie nach Paris, wenn ich dorten bin, denn ich gehe selten hin und bin wenig da.

Aber wenn ich nicht dort bin, so besuchen Sie mich in Nohant — ich will es. Ich habe (hier) ein gutes Pianino und würde mit so viel Vergnügen nicht allein unser famoses Crisna, sondern auch jene schönen Lieder hören, die mir in so gutem Andenken geblieben sind. Mein armer Bruder, der Sie so sehr liebte, ist tot — auch Er! Mein Sohn Moritz ist bei mir und trägt mir auf, Sie zu umarmen. Das ist jetzt ein Mann von 30 Jahren und noch immer ein treffliches Kind.

Nohant, bei la Châtre, Dept. de l'Indre,
23. November 1854.

Herzlich Ihnen ergeben
George Sand."

Jede fernere Erörterung über diesen Gegenstand halte ich für überflüssig und überlasse es getrost dem Leser, alle Betheiligten nun gerecht zu beurtheilen.

Zum Schlusse danke ich den Freunden, die in meiner Abwesenheit und ohne mein Wissen für mich das Wort ergriffen, und bestätige die Wahrheit ihrer Angabe bezüglich eines von Herrn Heine an mich gerichteten, von mir aber abgelehnten Ansuchens um ein Gelddarlehen.

Wien, 3. September 1855. Joseph Dessauer.

Über den Eindruck, den die Angelegenheit damals in Wien gemacht, hat sich Frankl dreißig Jahre später gegen Karl Emil Franzos ausgesprochen. „Ich befragte Frankl darüber," schreibt Franzos an den Herausgeber, „weil ich damals (1886) jene Episode aus Heines Leben darstellen wollte. Frankl meinte, die allgemeine Stimmung sei vorwiegend für Heine gewesen. Von den beiden Anklage-Punkten Heines gegen Dessauer habe man allerdings den ersten, die Bestechung von Kritikern, für erfunden gehalten, und zwar deshalb, weil Dessauer überaus sparsam gewesen. Hingegen habe man den zweiten Punkt für erwiesen betrachtet und mit Recht, denn Dessauer habe zwar niemals direct ausgesprochen, daß er der Liebhaber der Sand gewesen, aber stets in Ausdrücken und mit einem Lächeln von ihr gesprochen, die eine harmlose Deutung geradezu ausgeschlossen hätten. Darum habe auch der Brief der Sand nur einen vortrefflichen Eindruck zu ihren, nicht aber zu seinen Gunsten gemacht. Was aber Dessauers Beschuldigung gegen Heine betrifft, so habe sie niemand geglaubt, schon deßhalb nicht, weil Dessauer, der seit 1843 immer von den „Briefen" Heines erzählt hatte, nun lediglich die Mittheilung Anderer bestätigte, wonach Heine mündlich gebeten und dann gedroht habe. Gegen Heine habe man nur eben eingewendet, daß die maßlosen Schmähungen gegen Dessauer doch eigentlich eines Dichters seines Ranges unwürdig seien, auch die Bundesgenossenschaft mit einem Manne, wie Saphir, habe man ihm verdacht, endlich habe die Erklärung Grüns Heine

zeitweise geschadet. Nach Heines Tode freilich sei eine gründliche Wandlung der Stimmung eingetreten und der Prozeß gegen Saphir habe, obwohl er mit der Verurtheilung Saphirs geendet, Dessauer doch mehr geschadet als genützt."

Jene Erklärung Grüns — ein Schreiben an Dessauer, das dieser sofort veröffentlichte — lautete:

Thurn am Hart, 26. Sept. 1855.

Geehrter Freund!

Ohne mein Vorwissen und zu meinem Leidwesen ist eine vor zwei Jahren im unbefangensten Privatgespräche von mir ausgegangene arg- und absichtlose Äußerung neuerlichst als Waffe gegen Sie öffentlich gebraucht worden. Es dient mir hiebei zur Beruhigung, daß ich auch jetzt keinen Grund habe, eines meiner damals gesprochenen Worte, deren ich mich noch ganz wohl erinnere, in Abrede zu stellen.

Allein ich finde in der Mittheilung, welche der im „Fremdenblatte" (Nr. 202) abgedruckte Brief mir in den Mund legt, meine damalige Äußerung weder dem Wortlaute, noch dem Inhalte nach treu wiedergegeben. Meine ganz zufällige und einfache Erkundigung nach der Art Ihrer Beziehungen zu jener Dame (deren ich Sie so oft und gerne erwähnen gehört hatte) erscheint dort in eine thatsächliche Anschuldigung verwandelt, welche ich niemals ausgesprochen habe, noch aussprechen konnte. Dies habe ich erst kürzlich in Paris (wo ich zuerst von jenem Briefe Kenntnis bekam) offen und gewissenhaft gegen H. Heine selbst erklärt, und ich darf kein Bedenken tragen, der Wahrheit gemäß und in Erwiderung Ihres Schreibens

ddto. Gratz 24. Sept. dasselbe hiemit auch gegen Sie zu wiederholen.

Ihr ergebenster
A. Gf. von Auersperg.

Sr. Wolgeboren Herrn Joseph Dessauer
in Gratz, Hôtel zum Erzh. Johann.

Grün, der sich in der ersten Hälfte des September in Paris aufhielt, war durch den Brief Heines im „Fremdenblatt" tief verstimmt und suchte Heine vor seiner Abreise nicht mehr auf. An Frankl schrieb er aus Thurn am Hart, 1. November 1855:

.... Die Heinesche Büberei hat mich widerwärtig fatal berührt. Wenn mir auch die Selbstachtung verbot, auf den verunreinigten Kampfplatz einzutreten, und wenn ich auch der Entrüstung über seinen Versuch, mich zum Träger einer erfundenen Klatschgeschichte hinzustellen, Stillschweigen gebieten konnte, so durfte ich doch, in solcher Weise provocirt, es weder gegen ihn, noch gegen den armen fast bis zur wirklichen Erkrankung gekränkten Dessauer verschweigen, daß ich der Unwahrheit niemals ein Wahrheitszeugnis ausstellen könne und wolle. So glaube ich nach beiden Seiten hin pflichtgemäß und ehrenhaft gehandelt zu haben, ohne mich par force auf ein mir widriges und fremdes Terrain drängen zu lassen. Übrigens ist es ein höchst trauriges Schauspiel, ein so herrliches Talent so jämmerlich im Sumpfe ausflackern zu sehen — den Torso eines Apolls im Moraste versunken! Wie viel edler, versöhnender und erhebender wäre es, wenn

H. die großen, selbst auf seinem Sterbelager nicht ruhenden geistigen Kräfte zu einer letzten, seines Talentes würdigen Schöpfung zusammengerafft hätte, mit einem weihevollen Schwanengesange abschließend, statt mit dem zänkischen Gekreische des Spottvogels! Bewunderung seines herrlichen Talentes ließ mich einst H.s Bekanntschaft suchen, innige Theilnahme an seinem Leiden ließ mich an seinem Schmerzenlager ausharren, als Andere, verscheucht von der fortschreitenden sittlichen Zersetzung und Fäulnis, längst schon fern geblieben waren. Ich will meine Ausdauer nicht beklagen, aber ich hätte mir gegenwärtig halten sollen, daß, wenn solch ein Götterbild in den Dr . . . stürzt, es ohne Kothbespritzung für die Umstehenden nicht abläuft.

Streng thatsächlich sei hervorgehoben, daß die Differenz zwischen Heines und Grüns Behauptung keine allzu beträchtliche ist. Grün versichert, er habe sich bei Heine nur „nach der Art der Beziehungen Dessauers zu der Dame, deren er Dessauer so oft und gerne erwähnen gehört“, erkundigt. Heine behauptet, er habe von Grün gehört, daß Dessauer sich der Gunst der Sand rühme. Grüns Wahrhaftigkeit steht außer Frage, jedoch auch Heine ist eine Lüge bisher niemals nachgewiesen worden, seine Wahrheitsliebe in allem Thatsächlichen steht ebenso außer Zweifel. Aber da liegt offenbar von keiner Seite eine Unwahrheit, sondern von Heines Seite ein naheliegendes Mißverständnis vor; er hat eben Grüns Frage: „Hat denn Dessauer mit

der Sand ein Verhältnis gehabt? — er spricht so viel von ihr!" so verstanden, wie er es dann aussprach, und das ist um so begreiflicher, als es sich ja allerdings, wie Grün schreibt, um eine „erfundene Klatschgeschichte" handelte, aber um eine, die nicht Heine, sondern Dessauer selbst erfunden hatte, und als unzweifelhaft auch Andere Heine davon sprachen. Daß Heine selbst der Überzeugung war, Grün habe eine solche Äußerung gethan, wird vollends Niemand bezweifeln: hätte der gewiegte Polemiker sonst öffentlich gerade Grün als Gewährsmann genannt?! Andrerseits wird nicht zu übersehen sein, daß dies unter allen Umständen eine grobe Indiskretion Heines war. Der Gemütsstimmung Grüns sind auch Äußerungen zuzuschreiben, wie die über Heines Vereinsamung. Daß der Sterbende nur wenige Besucher mehr vorließ, war nur allzu begreiflich[42]).

Auf die weiteren Kämpfe zwischen Dessauer und Saphir sei hier nicht eingegangen; den Schluß bildete eine Gerichtsverhandlung. Nur eine, denn die Klage gegen das Fremdenblatt wies das Gericht ab, weil es — seltsam, aber auch bezeichnend genug — Heines Brief nicht injuriös fand; hingegen mußte sich Saphir am 27. März 1856 vor dem Landesgericht verantworten. Seine Verteidigungsrede war wirkungsvoller, als es seine Angriffe gewesen, die Art, wie er das „Tugendzeugnis" der Sand besprach, von

[42]) Vergl. Strodtmann, H. Heines Leben und Werke. Dritte Aufl. (Hamburg 1884.) II. 367.

schlagendem Witz. Schlimmer noch traf den Kläger die Aussage Gustav Heines. Unter seinem Eide sagte dieser aus:

„Bevor die Oper „Paquita" des Herrn Dessauer aufgeführt wurde, kam derselbe zu mir und stellte sich mir als intimer Freund meines Bruders Heinrich Heine vor, worauf ich erwiderte: „Die Freunde meines Bruders sind auch die meinigen." Herr Dessauer bat mich nun demüthig um Nachsicht bezüglich seiner Oper."

Die Berichte über jene Verhandlung erwähnen nicht, daß Dessauer dagegen etwas eingewendet hätte. Und nun erwäge man die Thatsachen! Im Jahre 1843 erschien jener Artikel Heines gegen Dessauer in der „Allgemeinen Zeitung"; durch ein Jahrzehnt rächte sich Dessauer dafür durch die Erzählung von den Briefen, die er angeblich von Heine besitze, und 1853 bat er den Bruder Heines mit der Begründung, daß er ein intimer Freund des Dichters sei, um eine günstige Beurteilung seiner Oper! . . .

Über seinen letzten Besuch bei dem inzwischen (17. Februar 1856) verstorbenen Bruder sagte Gustav Heine aus:

„Ich fragte ihn: „Hast du nie von Dessauer Geld leihen wollen?" Er erwiderte: „Ich schwöre es dir als Sterbender, daß ich nie von Dessauer Geld leihen wollte, daß diese Behauptung eine Lüge ist."[43]) Als wir dann über den Brief des Grafen Auersperg

[43]) In demselben Sinne äußert sich Heine in seinem, jedenfalls kurz vor seinem Tode geschriebenen Gedicht: „Der Wanzerich", das sich gleichfalls gegen Dessauer kehrt. („Letzte Gedichte und Gedanken", Hamburg 1869, 147 ff.; in den

sprachen, wiederholte er: „Ich bin ein Sterbender, heute kann und will ich keine Polemik mehr führen.""

Wohl dem Eindruck dieser Aussagen war es zuzuschreiben, daß Saphir mit einer Geldstrafe von 200 Gulden davonkam. Dessauer legte Berufung ein, und das Oberlandesgericht verurteilte Saphir zu sechs Wochen Arrest. Nun legte wieder Saphir Berufung ein und der oberste Gerichtshof milderte die Strafe auf eine Woche herab.

Neben diesem leidigen Handel dreht sich der Briefwechsel der Freunde im Jahre 1855 hauptsächlich um Grüns „Pfaffen vom Kahlenberg". Am 24. Oktober 1855 schreibt Frankl an Grün über die Dichtung, die er eben im Manuskript kennen gelernt:

> Sie sind von jenen Poeten, mit denen man niemals fertig wird. Man ist jedesmal wieder überrascht und staunt, wie man diese oder jene Arabeske, Nische, Säule oder Bild, wie bei einem gothischen Dome, übersehen konnte.

In seiner Antwort vom 1. November 1855 erbat Grün eine nochmalige Durchsicht des Manuskripts:

> Insbesondere möchte ich Ihre Aufmerksamkeit auf die Frage leiten: ob durch die von mir vorgeschlagenen (mit Strichen angedeuteten) Weglassungen nicht eine wohlthätige Kürzung und Abrundung des

---

„Sämmtlichen Werken", herausgegeben von Elster II., 81 ff.) Es heißt da u. a.

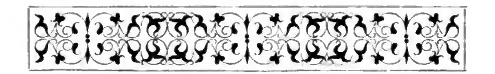
> Gemein und schmutzig, der Wanzerich,
> Wie Wanzen pflegen, rächte er sich:
> Er sagte, daß ihm der Zeisig grollte,
> Weil er kein Geld ihm borgen wollte.

Ganzen erreicht würde? Ich möchte Sie bitten, was Sie an Formhärten, Unklarheiten u. dergl. vorfinden oder sonst bedenklich und unzulässig glauben, in alle Einzelnheiten mit Ihren Bleistrichen zu verfolgen.

Was Sie mir über Ihre Lesung des „Pfaffen“ mittheilen, hat mir wohlgethan, obschon ich mir nicht verhehle, daß ein gewisser poetischer Reichthum, den Sie wohlwollend betonen, bei mir gerade zum künstlerischen Fehler wird. Es ist eben zu viel Arabesken- und Schnörkelwerk und die ursprünglichen Linien des Baurisses können, von Beiwerk überwuchert, nicht klar hervortreten. An Haus- und Zusammenhalt, an Concentration der sich zersplitternden Kräfte fehlt es! Die Erkenntnis des Fehlers ist der erste Schritt zur Besserung und so trachte ich, selbst bei schon in die Welt gesendeten Schriften, so gut es angeht, nachzubessern und zu vervollkommnen. Die kunstbewährte Einsicht aufrichtiger Freunde aber ist es vor allem, die mein Vorhaben zu fördern, meine eigene Kritik zu ergänzen vermag. Und in diesem Sinne nehmen und gewähren Sie freundlich meine Bitte.

Es war für lange hinaus der letzte Brief. Im Februar 1856 sprachen sich die Freunde in Wien, einige Wochen darauf trat Frankl seine Reise nach Jerusalem an.





III.

Reisen. Persönliches.

(1856—1859.)

Von dem Plan seiner Reise ins Heilige Land hatte Frankl den Freund lange zuvor unterrichtet. Schon am 24. Oktober 1855 teilte er Grün mit, daß er demnächst nach Jerusalem reise, um daselbst eine Kinder-Bewahranstalt, welche Frau Herz, geb. von Lämel, mit 50 000 Gulden Konventionsmünze fundiert, ins Leben zu rufen, und gab dann folgende Einzelnheiten über seinen Reiseplan:

> Ich schiffe mich in Triest auf die jonischen Inseln ein, komme nach Athen und sehe Griechenland; von da über Smyrna nach Constantinopel, wo ich beim Sultan den Ferman für die Stiftung auszuwirken habe — Nebenausflug über den Olymp nach Brussa. — Dann über Cypern und Rhodus nach Bairut. Ueber den Libanon — ich nannte mein letztes Buch prophetisch wohl so — nach Damaskus. Seiten-Ausflug an die Ruinen von Palmyra. Durch das ganze biblische Kanaan nach Jerusalem. Ueber den Jordan nach Jericho, Jaffa. Küstenfahrt nach

Bairut. Durch die große Wüste nach Cairo, an die Pyramiden, über die Landenge von Suez ans rothe Meer. Als Ausrufungszeichen der Reise hoffe ich den Sinai zu besteigen. Alexandrien, Marseille, Paris, Wien!

Giebt's eine schönere Reise auf der Erde? Ich bin ganz glücklich.

Ich gebe Ihnen mit Absicht die ganze Tour an, weil ich wünsche, ja es fordere, daß Sie mir Aufträge, Wünsche mitgeben und mir ausdrücklich sagen, was und von wo ich Ihnen ein Erinnerungszeichen mitbringen darf?

In seinem Antwortschreiben aus Thurn am Hart (1. November 1855) sprach Grün seine „wärmste Theilnahme“ an der Frankl zugeteilten Mission aus, „sowohl was deren edle, humanitäre Zwecke, als auch was die Ihnen eröffneten herrlichen Reiseaussichten betrifft. Ich rufe Ihnen schon jetzt ein herzliches Glück auf!“

Erst am 11. März 1856 — es waren mühselige Vorbereitungen für die Zwecke der Reise zu treffen — reiste Frankl von Wien ab[44]), über Triest nach Athen, von da nach Konstantinopel, hierauf unter genauer Einhaltung des oben skizzierten Plans durch Syrien nach Jerusalem, wo er am 28. Mai anlangte. Von dort aus schrieb er einige Wochen später — 21. Juni 1856 — an Grün:

---

[44]) Vergl. Frankls „Nach Jerusalem“ (Leipzig, 1858) I. 21 ff.

Verehrter Freund!

Nicht, weil ich es Ihnen versprochen habe, schreibe ich Ihnen; aber es ist das egoistische Bedürfnis, mitten aus dem Barbarenthum heraus sich, wenn auch nur schriftlich und momentan, in die Kultur zu flüchten.

Wie gut und glücklich für die deutsche Literatur, daß Sie niemals in Jerusalem gewesen sind; wir hätten nimmermehr das schöne und reine Bild Ihrer „Fünf Ostern" erhalten.

Die Ruinen hier übertreffen alle Phantasie und ich sollte nicht überrascht sein, Eulen und wildes Gethier darin zu finden.

Dieses polnisch-russische Gesindel — sind das die Wächter Zions?

Diese am h. Grabe sich blutig schlagenden Christen — sind die die Hüter desselben?

Einer erscheint nur achtungswerth hier — der Mohammedaner, der glücklicher Weise die Polizei repräsentirt; sie würden sich sonst untereinander erschlagen.

Und wie St. Peter den Schlüssel des Himmels, hält der Türke hier den des h. Grabes fest. Es wäre in beiden Fällen sonst nicht auszuhalten.

Alles wird hier, wie in einem Raritätenkabinet, gedankenlos und ohne Weihe gezeigt und immer wieder muß ich den Inhalt der h. Bücher und der profanen mir gewaltsam gegenwärtig halten, um den schönen Gedanken: Hier ist Welthistorischer und heiliger Boden — nicht zu verlieren.

Ich komme mir als Parodie des Propheten in der Löwengrube vor: Ein Poet, der in eine L . . . höhle geworfen ist.

Wäre Jerusalem nicht zerstört, es müßten jetzt alle Wetter des Herrn niederfahren und ein todtes Meer ausgießen, wie über Sodom und Gomorrha.

So viel Elend, Wahnsinn, Niedertracht, Dummheit ist in keiner Stadt der Erde wieder so massenhaft beisammen und doch! der tiefinnerste Gedanke, der die Menschen aus aller Erde Enden hierher drängt, ist ein poetischer, schöner!

Wenn ich vor das Stadtthor komme und der Abend — wie wir eine solche Verklärung selbst in Rom und Neapel nicht sahen — über all die Ruinen, Gruppen und Kuppeln friedlich leuchtet, die hier eremitischen Palmen sich im Winde bewegen — da überkommt es mich wie Versöhnung. Der Anblick der Naturschönheit rettet mich für Momente selbst über den großen Schmerz, der mich nach meiner Rückkehr in meinem Hause erwartet[45]).

Eines ist traurig, daß ich nicht zugeben darf, daß Sie meine Schilderung etwa für übertrieben halten.

Meine Reise war bisher eine begünstigte. Ich sah Athen, Smyrna, Constpl., Beirut, ritt über den Libanon, schlief eine Nacht im Sonnentempel zu

[45]) Frankls Gattin lag hoffnungslos danieder; kurz nach seiner Heimkehr starb sie. Vgl. „Nach Jerusalem“ I. 21, II. 490.

Balbek, hörte die Zedern — diese ewig grünen Pyramiden — über mir rauschen und schnitt einen Ast für Sie ab, den ich Ihnen als Spazierstock bearbeitet mitbringe. Ich verweilte 4 Tage in dem mährchenhaften Damaskus, im phantastischen Tripolis und machte bereits von hier einen Ausflug nach dem Jordan, ans todte Meer, nach St. Saba, Hebron und Betlehem.

Noch hoffe ich Naplus, Nazaret, Tiberia und Zaphet und den Karmel zu begrüßen, ehe ich mich nach Egypten einschiffe. Egypten! Darf ich Sie an Ihr Gedicht: „die Pyramiden“ erinnern, das Sie mir freundlich zu schicken versprachen?

Welche Freude wäre mir bereitet, wenn ich in Alexandrien einen Brief von Ihnen vorfände. Er erreicht mich, wenn Sie nach Empfang dieser Zeilen gütig nicht zögern zu schreiben.

Es ist ein merkwürdiges neues Leben, das mich umdrängt, und alle Reisebeschreibung ist anders, als das Leben selbst. Ich hätte nur Eines gewünscht, meine Seele wäre noch grün; ich fürchte etwas zu spät hierher gekommen zu sein; doch soll das Erlebnis noch manchen Trieb, manche Knospe treiben.

Wie leben Sie selbst? Ist der Pfaffe schon druckbereit?

Besuchen Sie ein Bad? Oder ist Ihre Gesundheit dessen nicht bedürftig? Was ich herzlich wünsche.

Sehen Sie die Freunde Leitner, Tschabuschnigg?[46]) Bitte sie zu grüßen und nehmen Sie selbst diese flüchtigen Zeilen als ein kleines Zeichen meiner Erinnerung, meiner steten Verehrung für Sie.

Erhalten Sie mir Ihr gütiges Wohlwollen und die mir so theure Theilnahme.

Frankl.

Meine hier zu lösende Aufgabe ist, trotz großen mir sehr bittern Widerstandes, ich hoffe, glücklich erfüllt. Die Einweihung der Anstalt findet Anfangs Juli statt.

Um die Tonart dieses Schreibens richtig zu beurteilen, muß man sich in Frankls Lage versetzen. Aus reinster Liebe zu seinen Glaubensgenossen hatte er sich der Begründung jener humanitären Anstalt in der Heiligen Stadt unterzogen und traf hierbei auf die größten, verbitterndsten Schwierigkeiten von seiten Jener, für die er sich mühte. Er hat darüber in seinem Reisewerke eingehend berichtet[47]); hier nur so viel, daß der Aberglaube in der Anstalt eine Gefahr für den frommen Glauben erblickte. Doch gelang es Frankl, der Schwierigkeiten Herr zu werden; die Anstalt wurde begründet und besteht noch heute; als er im Herbst (über Ägypten) nach Wien zurückkehrte, durfte er sich sagen, seine mühevolle Mission erfüllt zu haben.

---

[46]) Die Dichter Karl Gottfried Ritter von Leitner und Adolph Ritter von Tschabuschnigg. Beide lebten damals in Graz.

[47]) „Nach Jerusalem" II. 30 ff.

Zu Weihnachten 1856 sandte er an den Freund einige Geschenke aus dem Heiligen Lande mit folgendem Begleitschreiben:

Hochverehrter Freund!

Es trifft in diesem Jahre die Feier des Lichtanzündungs- oder Makabäerfestes mit der der Geburt Christi zusammen. Beide Feste ein Freiheitsfest eines geknechteten Volkes und vieler christlicher Völker auf Erden. Beide Freiheitsfeste gerächt, bei den Juden durch 1000jährige Schmach, bei den Christen durch eine dogmatisirende Kirche.

Die Freiheit ist eben nicht umsonst zu haben.

Doch das ist es nicht, was ich Ihnen zu sagen habe und was sich in einigen flüchtigen Gedanken erschöpfen ließe.

Ich feiere in meinem Sinne auch ein Lichtfest, indem ich an Ihren leuchtenden Weihnachtbaum einige Kleinigkeiten hänge, die ich eben aus dem Lande mitgebracht habe, wo jene heiligen Geschichten sich zutrugen, von denen ich im Beginn dieses Schreibens spreche.

Nehmen Sie denn einen Stab freundlich auf, den ich am Jordan abschnitt und dem ein Griff aus Olivenholz vom Öhlberge mit der hebräischen Inschrift „Jeruscholaim 5616“ eingefügt ist.

Die Erde sammelte ich im Thale Josafat.

Die Juden glauben nur auf der gelobten Erde auferstehen zu können. Die Gebeine derer, die

außerhalb derselben begraben werden, müssen unter Qualen durch die Erde sich Bahn brechen, bis sie im heiligen Lande angelangt sind. Wer nur ein Stäubchen Erde sich unters Haupt im Grabe legen läßt, der kann frischweg und wenn es in Preußen z. B. wäre, auferstehen!

Erde von Gräbern gewährt aber einen so traurigen Anblick, daß ich einige Blumen — freilich auch nur trockene, welke, wie der Glaube in Jerusalem — von heiligen Stätten dazu lege.

Weiter bringen wir's überhaupt nicht:
Welke Blumen auf Gräberstaub!

Sie haben mir die Gunst gewährt, Ihrer Frau Gemahlin einige Kleinigkeiten aus dem gelobten Lande verehren zu dürfen; ich bitte Sie demnach ihr die Blumen, den am h. Grabe geweihten Rosenkranz und die zu einem Schmuckhälter geformte Frucht einer Zeder des Libanons übergeben zu wollen.

Nie habe ich mich der Pilgerfreiheit, verehrten Frauen kleine Weihegeschenke von heiliger Erde mitbringen zu dürfen, mehr als jetzt gefreut.

Der grünen hieroglipḥischen Gottheit aus Memphis bitte ich einen Platz auf Ihrem Schreibtische zu gönnen, vielleicht regt sich Ihre Phantasie zu gleich schönen Gedichten, wie eines Ihre „Mumie" ist, an.

Sie sehen ich werde heute die elegischen und Gräbergedanken nicht los und so sei noch des

schmerzlichen Verlustes gedacht, den wir durch den Tod Hammer-Purgstalls erlitten haben.

Indem ich Ihnen heitere Tage und frohe Schaffensfreudige Stimmung wünsche, wiederhole ich herzlich den Ausdruck meiner Verehrung für Sie.

Wien, 23. Dezember 1856.

Frankl.

Hierauf erwiderte Grün:

Gratz 26. XII. 56.

Mein sehr verehrter Freund!

Die reichen Weihnachtsgeschenke aus dem heiligen Lande, mit welchen Sie mich so freundlich überrascht und meinen heurigen Christbaum so sinnvoll ausgeschmückt haben, sind mir gestern glücklich zugekommen; und indem ich Ihnen meinen herzlichsten Dank abzustatten eile, möchte ich zugleich die ganze Innigkeit und Rührung, welche mich bei dem Anblicke Ihrer bedeutungsvollen Gaben überkam, auch in meine Worte legen können! Nicht nur daß diese mit so sinniger Wahl zusammengestellten Gegenstände durch ihren Zusammenhang mit einer großen Vergangenheit, durch den Anhauch der Geschichte geweiht sind, macht sie mir so lieb und werth, aber auch und vor allem drang mir zu Herzen die Bedeutung, welche sie für mich in der Gegenwart besitzen: sie sind ja Zeichen jener seltenen und uns allen doch so nothwendigen Liebe, welche uns erfrischt und aufrichtet, wenn wir uns entmuthigt und gebeugt fühlen, und uns wieder Vertrauen und Richtung gibt, wenn wir an uns

selbst irre werden wollen. Ihre Sendung, welche mich in solcher Stimmung fand, brachte so Nahrung dafür und doch auch Balsam zugleich. Diese Symbole einer großen Vergangenheit und noch größeren Vergänglichkeit trafen ja in einem Augenblicke ein, als meine Seele noch voll war von dem schweren Verluste, den wir durch den Tod unseres Hammer-Purgstall erlitten, und von all den Empfindungen und Wahrnehmungen, die sich an den Hingang dieses großen Todten knüpfen. Wen sollten da nicht Zweifel und Wehmuth bewältigen?! Sie haben ihm ein wahres und schönes Wort in die Grube nachgerufen[48], und wer ihn geliebt und geehrt hat im Leben, muß Ihnen dafür danken und sich auch bei diesem Anlasse an der seltenen und ausdauernden Pietät auferbauen, mit der Sie unsere edlen Verklärten geleiten, so weit unser Auge und Herz ihnen zu folgen vermag.

Es ist vielleicht eine Äußerung eben jenes Irrewerdens an sich selbst und seinen Bestrebungen, wenn ich Ihrer sonst sehr richtigen Bemerkung, daß „die Freiheit nicht umsonst zu haben ist", die Frage zur Seite stelle: „und ist die Freiheit, wie wir selbst sie gesehen und kennen gelernt, wohl der großen Opfer, Arbeiten, Anstrengungen, die sie fordert, kurz „des Schweißes der Edlen" auch

[48]) Der Orientalist Josef von Hammer-Purgstall, mit dem Grün aufs innigste befreundet war, war damals eben gestorben. Frankl schrieb ein Gedicht: „Hammer-Purgstall's Beerdigung", auf das Grün hier anspielt.

wirklich werth?" Wo und wann, ganz abgesehen von unsern Tagen, ist sie, wenn ihr Bild makellos in der Geschichte auftauchte, auch auf die Dauer rein und unentweiht geblieben? Soll das Streben gut und weise zu werden uns nicht viel näher liegen, als das frei zu sein, und sind wir, wenn wir erst jenes geworden, nicht zugleich auch dieses? In diesem Sinne dünken mich die Absichten der großen Geistesheroen, deren kleine Epigonen wir sind, viel richtiger gefaßt, als die unsrigen; jene wollten erst die Basis legen, aus welcher die Pyramide dann wie von selbst emporsteigen sollte. Waren wir nicht über das Vorhandensein jener Elemente wahrer Freiheit in unserem Volke in arger Täuschung befangen, bis das J. 1848 uns die Augen darüber öffnete, daß die leuchtende Spitze mit dem Götterbilde uns verblendet und daß Fundament und Sockel aus haltlosem bröckligem und unsolidem Materiale bestanden habe? Es fehlte die Grundlage, der granitne Quadernbau, Güte und Weisheit, aus denen Maß und Duldung sich von selbst ergeben. Doch ich gerathe hier auf ein schwieriges und zu weites Gebiet, als daß ein schmächtiges Brieflein ohne Gefahr nur seine flüchtigsten Umrisse in sich aufnehmen könnte, und nur die Zuversicht, von Ihnen nicht mißverstanden zu werden, läßt das bereits meiner Feder Entschlüpfte auf dem Blatte fortbestehen, das unausgeführt, wie es ist, leicht irrig gedeutet werden kann.

Meine Frau dankt mit mir auf's Herzlichste für die edlen Pilgerspenden, die Sie ihr zugedacht. Die Blumen schmücken bereits ihr Album, Schmuckträger und Rosenkranz ihren Schreibtisch. Auch die mir zugefallenen Stücke sind Ihrer Bestimmung nach verwendet. Möchte sich der Wunsch erfüllen, den Sie an die grüne egyptische Gottheit knüpften.

Nochmals herzlichen Gruß und Dank von Ihrem treu ergebenen

A. Auersperg.

Aus den beiden nächsten Jahren liegen nur einige unwesentliche Briefe der Freunde vor. Diese Jahre waren nicht für den Dichter, aber für den Menschen Auersperg von Wichtigkeit: sie brachten ihm neue, große Prüfungen und Pflichten, aber auch eine kaum noch erhoffte Freude, die schönste, die ihm werden konnte. Nachdem sein Stiefvater, Baron Lichtenberg, gestorben und ihn zum Vormund seines aus zweiter Ehe stammenden Sohnes eingesetzt, verschied kurz darauf die liebste seiner Schwestern, Baronin Schweiger, wenige Monate darauf ihr Gatte; auch für ihre acht Kinder übernahm Grün die Vormundschaft; die beiden jüngsten Mädchen nahm er in sein Haus. Wie er diese Pflichten auffaßte und erfüllte, mag uns ein unseres Wissens bisher ungedruckter Brief an einen schwäbischen Dichter, den Pfarrer Albert Knapp, vom 3. Oktober 1858 berichten:

Ich kann von Helgoland leider diesmal weder Gutes noch Schlimmes sagen, da ich meine Reise dahin auf halbem Wege aufgeben mußte.

Nachdem ich bis Wien gekommen war, wurde ich dort von der Flut meiner Vormundgeschäfte eingeholt und wieder in die Heimat zurückgespült. Und so habe ich den ganzen Sommer und Herbst bisher in Sorgen und Geschäften, Kümmernissen und Mühen verschiedenster Art durchgebracht, freilich auch erhellt durch manche Sonnenblicke aus den dankbaren Augen meiner lieben Pfleglinge, wovon vier ihre Ferienzeit in unserem Hause zubrachten. Aber acht theure Häupter, für deren Wohl und Heil man vor Gott und den Menschen und vor sich selbst verantwortlich ist, sind denn doch eine schwerere Sorgenlast, als ich geahnt, da ich in hingebender Bereitwilligkeit die verwaisten Kinder meiner geliebten Schwester an mein Herz schloß, das ihnen fortan ein zweites Vaterherz zu sein versprach; doch es reut mich nicht und soll mich nicht reuen, und wenn meine Aufgabe bisweilen etwas schwerer wird, gibt der Gedanke an die Verewigte mir wieder neue Kraft und Liebe. Freilich schweigt die Harfe, aber es klingt dafür das Herz, und vielleicht wird hie und da einer seiner Töne den Hörern eben nicht ganz mißfallen. Ich habe in der Beantwortung eines Ihrer früheren Briefe Ihre Erkundigung nach meiner lieben guten Frau zufällig übersehen und halte es für eine Gewissenspflicht, Ihnen bei diesem nächsten Anlasse zu sagen, daß sie, seit ich mit ihr verbunden bin, das Glück meines Lebens, der Inbegriff meiner Gedanken ist. Mit einem gebildeten, klaren, ruhigen Geiste verbindet sie die

größte Herzensgüte und eine Fülle von Talenten, welche das Dasein veredeln und verschönern. Sie ist in allen Dingen ein Herz und ein Sinn mit mir und theilt sonach auch meine Liebe zu unsern theuren Pflegekindern, denen sie eine zärtliche, fürsorgende, liebereiche Mutter und unermüdliche, einsichtsvolle Lehrerin und Leiterin ist. Gott segne und beschirme sie, die mir alles Glück gewährt hat, das in unserer Ehe von ihrem Willen abhing, und nur jenes eine nicht, welches der Beschluß des Herrn uns versagt hatte.

Dies Glück, der Kindersegen, war den beiden Gatten scheinbar für immer versagt; im Jahre 1839 hatte sich Auersperg mit Gräfin Marie Attems vermählt; die Ehe war also seit neunzehn Jahren kinderlos. Und im zwanzigsten Jahre, 1858, winkte den Gatten das nicht mehr erhoffte Glück! Ihre Freude war grenzenlos; natürlich verschwiegen sie sie auch den Freunden des Hauses nicht. Zu Weihnachten 1858 schrieb Frankl an Grün:

Geehrter Freund!

Meine kleinen Pilgerspenden aus Jerusalem kamen Ihnen vor 2 Jahren mit der Bitte zu, dieselben an Ihren Christbaum zu hängen.

Sie erwiderten meinen Wunsch mit einer wehmüthigen Bemerkung, die nunmehr ihre Berechtigung verloren hat.[49])

---

[49]) Wie man sieht, ein Gedächtnisfehler Frankls. Er hatte sein Geschenk einer ägyptischen Götterstatue nur mit dem Wunsche begleitet, daß sie den Freund zu einer neuen Dichtung

Seit ich selbst so glücklich bin ein Kind zu besitzen, bin ich erst recht befähigt Ihnen zu sagen, welche große Lebensfreude Sie erwartet.

Nehmen Sie denn wieder zum Christabend eine andere Pilgergabe freundlich an: Wasser aus dem Jordan zur Taufe Ihres Kindes, das um Ihr Glück noch vollkommener zu machen ein Knabe sein mag. Ich hoffe, daß die heilige Fluth nichts an weihender Kraft verloren haben wird, durch den Umstand, daß sie ein Jude geschöpft hat; ist sie doch aus einem Strome, der seinen Urvätern gehörte, in ihrem heiligen Vaterlande.

Sollte aber doch, wer mag es wissen, das Gewässer verunreint sein, so ist es dagegen am h. Grabe geweiht und zum Zeichen dessen mit dem Siegel der h. Hierosolyma versehen worden.

Indem ich Ihnen heiter schöne Festtage wünsche und Sie herzlich grüße, bleibe ich Ihnen Verehrungsvoll ergeben

Wien, 22. Dezemb. 1858. Frankl.

Grün dankte durch folgendes Schreiben:

Geehrter Freund!

Empfangen Sie vor Allem meinen innigsten und wärmsten Dank für das freundliche Geschenk, mit welchem Sie meinen heurigen Christabend —

anregen möge, und dieser hatte mit der Bemerkung geantwortet, daß ihm die Erfüllung dieses Wunsches beschieden sein möge. Seither hatten sich die Freunde wohl gesprochen und es war dabei wohl jenes anderen, größeren Wunsches Grüns gedacht worden.

den ich im Kreise meiner nächsten Lieben, darunter die beiden jüngsten anmuthigen Töchterchen meiner verewigten Schwester, gefeiert habe — bereicherten und verschönerten. Auch Ihre diesmalige Gabe trägt das Gepräge jener edlen Sinnigkeit und beziehungsreichen Wahl, welche mir Ihre früheren Pilgerspenden so werth und bedeutungsvoll macht. Wenn ich den freundlichen Wünschen, mit denen Sie Ihre Weihnachtsgabe begleiten, aus vollem Herzen beipflichte, so liegt wohl viel Eigennutz darin, aber doch nur jener edlere Eigennutz, dessen man sich nie ganz entschlagen kann und dessen man sich auch nicht zu schämen braucht. Möge das Jordanwasser dem theuren Wesen, auf dessen Stirne es geträuft werden soll, die kostbare Gabe des Glaubens, nicht nur in überirdischen, sondern auch in irdischen Dingen und Beziehungen verleihen, die gerade dem kommenden Zeitalter doppelt noth sein dürfte, und zwar eines festen unerschütterlichen Glaubens, als der verläßlichsten Stütze auf dem ringsum schwankenden Boden!

Daß ein Andersgläubiger den heiligen Born geschöpft hat, wird seiner Weihekraft wohl nichts anhaben können; ich sehe vielmehr in diesem Umstande ein beruhigendes Vorzeichen. So möge sich der Glaubenstreue des Täuflings zugleich der Geist der Milde und Duldung gesellen, den wir bei den Glaubensstarken so oft vermissen.

Meine Frau, die den Werth des schönen Geschenkes ganz zu würdigen weiß, bittet mich, Ihnen

auch von ihrer Seite den herzlichsten Dank auszusprechen.

Indem ich Sie und die Ihrigen mit meinen besten Wünschen begleite und mich Ihrer verehrten Gemahlin achtungsvoll empfehle, in unwandelbarer Gesinnung mit den herzlichsten Grüßen

Ihr treuergebener

Gratz, 26 XII 58. A. Auersperg.

Drei Monate später schrieb er an den Wiener Freund:

Verehrter Freund!

In sichtlicher aber wohl verzeihlicher Eile benachrichtige ich Sie, daß Ihre jüngst so freundlich ausgesprochenen Wünsche in Erfüllung gegangen sind, indem meine Frau mich gestern nach schweren, aber glücklich überstandenen Stunden mit einem gesunden Knäblein beschenkt hat. Der Diminutiv-Jordan, den ich Ihrer Güte verdanke, wird demnach in Bälde entsiegelt werden und in Function treten. Möge er weihen und segnen zugleich.

Mit den herzlichsten Grüßen

Ihr aufrichtig ergebener

Gratz, 1. März 1859. A. Auersperg.

Über Grüns Empfindungen in jener Zeit mag uns auch folgende Stelle aus einem Schreiben an Knapp vom 22. März 1859 orientieren:

. . . . Mutter und Kind befinden sich, gottlob, bisher recht wohl; möge der Himmel sie erhalten! Wir hoffen mit einiger Zuversicht darauf, weil meine Frau und ich uns feierlich gelobt haben, daß die

große Segensgabe, ein eigenes Kind zu besitzen, unsere lieben Pfleglinge auf keinen Fall in unserer Liebe, Sorgfalt und Treue verkürzen soll, indem wir gerade diese als die Quelle unseres Glückes ansehen, da jenes kaum mehr erwartete Himmelsgeschenk vielleicht eine Belohnung für das ist, was wir an den lieben Kindern meiner früh verewigten, unvergessenen Schwester gethan haben und noch thun wollen. Gott beschützte sie alle! und Sie, mein hochverehrter Freund, seien Sie des theuren Menschenkreises, der mein Herz umgiebt, in Ihren frommen Gebeten freundlichst eingedenk . . . .

Auf Grüns Mitteilung vom 1. März 1855 erwiderte Frankl:

Verehrter Freund!

Daß Sie mein Schweigen auf Ihr Schreiben nicht für Theilnahmlosigkeit halten, deß bin ich gewiß.

Heftig und lang andauernde Grippe und eine Reise hinderten mich bis jetzt, Ihnen zu sagen, wie sehr mich die frohe Botschaft erfreut und doppelt erfreut hat, weil sie mich zugleich von Sorge befreite, die ich als Arzt nicht in mir unterdrücken konnte.

Ein Sohn denn!

Sie haben nunmehr das, was nach einem orientalischen Spruche allein unsterblich macht, völlig erreicht: „Ein Sohn, ein guter Name, ein gutes Buch.“

Wie heißt Ihr Sohn? Wahrscheinlich führt er Ihren Namen, wie das so üblich ist. Wieder muß ich vom Orientalen sprechen, der sein Kind mit dem Namen seiner Großeltern, wenn diese schon gestorben sind, nennt. Wenn sie noch leben, erhält das Kind den Namen eines verstorbenen Bruders, einer Schwester oder sonst eines nahen Verwandten!

Dadurch wird ihr Andenken in der Familie fort und fort erhalten und ein Name erbt fort.

In Europa halten die Juden noch jetzt an dieser pietätvollen Sitte fest.

Gut ist es, daß Ihr Sohn dem Frühling entgegengeboren wurde; Sie gehen doch mit ihm nach Thurn?

Mit den freundlichsten Grüßen und wärmsten Wünschen für Ihr und der Ihren Wohl und frisches Gedeihen Ihnen wahrhaft ergeben

Wien, 3. April 1859.

Frankl.

Aus Grüns Antwortschreiben (Graz, 26. April 1859) seien die folgenden Stellen mitgeteilt:

Die Besorgnisse, welche Sie rücksichtlich des damals bevorstehenden, nunmehr glücklich vorübergegangenen Familien-Ereignisses als Arzt hegen mußten, sind auch mir nicht ferne geblieben und so hatte ich die Vorsicht gehabt, schon lange vor dem verhängnisvollen Augenblicke den geschicktesten der hiesigen Accoucheurs um seine Anwesenheit in meinem Zimmer während des kritischen Momentes

zu ersuchen. So geschah es, daß seine Hülfe und Kunst gerade im rechten Momente einschreiten konnte, um Mutter und Kind aus nicht geringer Gefahr zu retten. Der Kleine befindet sich — gottlob und unberufen! — bis jetzt recht wohl und gedeiht sichtlich. Meinen Vornamen konnte er ebensowenig bekommen, als den meines sel. Vaters, da unsere Namen bereits von anderen Familienmitgliedern getragen werden. Als wahre, kaum mehr erwartete Gottesgabe trägt er den Namen Theodor, welcher übrigens auch ein Auerspergscher Familienname ist und zugleich der Name eines mir unvergeßlichen verstorbenen Freundes war, nach dessen Vorbilde und mit dessen Eigenschaften ich mein Söhnlein gerathen und ausgestattet wünschte. Die von Ihnen erwähnte Sitte des Orientalen, sein Kind mit dem Namen eines verstorbenen Familienmitgliedes zu nennen, von so schöner und edler Pietät sie zeugt, hat für mein Gefühl doch das Bedenkliche, daß durch die regelmäßige Wiederkehr einiger weniger in der Familie forterbenden Namen die Erinnerung an die einzelnen Träger des gemeinsamen Namens allmälig verwischt und abgeblaßt wird; der Name lebt fort, aber das Individuum geht um so früher unter. Unsere Uebersiedlung nach Thurn am Hart wird heuer wohl kaum vor Mitte Juni stattfinden, ich möchte doch abwarten, daß der Kleine wenigstens drei Monate alt und die Witterung constanter und milder geworden ist. Zudem hat der Landaufenthalt,

so angenehm und ersprießlich er sonst in jeder Hinsicht für das Kind sein dürfte, doch das Fatale, daß unser nächster vertrauenswürdiger Arzt zwei Meilen entfernt wohnt und mitunter gerade in den dringendsten Momenten vom Hause abwesend sein kann. Die Vorsicht gebietet daher, mit der Reise bis zur thunlichst beruhigenden Erstarkung des zarten Wesens zu zögern. — Erlauben Sie mir, daß ich, der so oft und reichlich von Ihnen Beschenkte, Ihnen eine kleine Gegengabe biete, die eigentlich mehr für mich als für Sie zum Geschenk wird, wenn Sie derselben eine freundliche Aufnahme angedeihen lassen wollen. Ein junger talentvoller Künstler hat nämlich eine kleine Büste von mir modellirt,[50]) von welcher nur für näher Befreundete Abgüsse gemacht werden sollen — höchstens ein Dutzend Exemplare — die ich nächster Tage erwarte. Es würde mich sehr freuen, in Ihren Wohnungsräumen, wo ich in Person leider so selten erscheinen kann, wenigstens im Bilde anwesend und nicht ganz unwillkommen zu sein.

Im Stuttgarter Morgenblatt soll ein Gedicht von N. Lenau „Gewitter“ betitelt, und zwar in einer der neuesten Nummern erschienen sein. Kennen Sie es und war es bisher noch ungedruckt? und aus welcher Quelle stammt es?

---

[50]) Sein Name war Wilhelm Christen. In Mähren (1818) geboren, dann Bronze-Arbeiter in Wien, lebte er seit 1849 als Modelleur und Bildhauer in Graz, wo er seither (vermutlich 1888) gestorben ist. „Jung“ war er also eigentlich zur Zeit, wo er Grüns Büste schuf, nicht mehr.

Frankls Dankbrief lautete:

Verehrter Freund! Sie haben mir eine doppelte Freude bereitet: daß Sie mich unter die kleine Zahl der Auserwählten stellten, denen Sie Ihre Büste als ein kostbares Andenken spenden und daß diese so gelungen ist.

Wenn auch nicht ideal aufgefaßt, so hat sie eben darum vielleicht den großen Vorzug einer fast daguerrotypischen Ähnlichkeit. Dem Künstler ist Glück zu wünschen, weil dieselbe in so kleinem Maßstabe um so schwieriger sein mußte.

Jeder, der Sie nur Einmal sah, erkennt Sie auf den ersten Blick und Alle — ich zeigte wenigstens 50 Personen die Büste — fragen, wo ist sie zu bekommen?

Ganz stolz sage ich dann: „Gar nicht!“

Sie sollten Ihrer vielen Freunde und Verehrer wegen, aber auch dem Herrn W. Christen zu Ehren gestatten, die Büste vervielfältigen zu dürfen, aber galvanoplastisch. Ich will das in der Staatsdruckerei ohne alle Kosten durch Hofrath Auer veranlassen.

Thun Sie das doch und berechtigen Sie mich mit der Ausführung; schon darum, weil Sie erkennen müssen, wie wenig egoistisch ich bin, indem ich als ein Gemeingut wünsche, was ich gewissermaßen als ein Unicum besitze.

Dem armen Hirschhänter[51]), der sich so sehr

[51]) Vergl. Anm. [19]).

sehnte, Ihre Statuette neben die von ihm modellirten Lenau's, Grillparzer's, Hammer's, Alb. Dürer's ꝛc. zu stellen, wurde es nicht so gut.

Zwei Jahre krank, endlich mit gelähmten Händen war der brave Mann der Sorge seiner Freunde preisgegeben. Eines Abends, als diese nicht mehr ausreichten, stellte ich bei den „Rittern der grünen Insel" den Antrag, unterstützend einzugreifen. In wenigen Minuten war eine namhafte Summe beisammen; aber in derselben Stunde verschied er in der entfernten Vorstadt.

Er war stolz und hielt auf Ehre. Hätte er ahnen können, daß es mit ihm so weit kommen würde, er hätte sich eine Kugel durch den Kopf geschossen. Und wirklich war er nicht so arm, eine bedeutende Anzahl seiner Kunstwerke umgab ihn; nur fand sich namentlich seit der Kriegsepoche kein Käufer für dieselben. Jetzt drängen sie sich heran.

Die Nachricht, daß im Stuttgarter „Morgenblatt" ein Gedicht aus dem Nachlasse Lenau's enthalten sei, bestätigt sich nicht. Es dürfte überhaupt keines mehr vorhanden sein; der „Schwestermann"[52]) hätte es gewiß vorgefunden.

Mit wahrer Theilnahme habe ich gelesen, daß zwei Auersperge auf dem Schlachtfelde geblieben

---

[52]) Der Schwager Lenaus, Anton X. Schurz, der sich auf dem von ihm herausgegebenen Buche „Lenau's Leben" als „Schwestermann" des Dichters bezeichnete.

sind, während ein anderer als F. M. L. in Wien begraben wurde.

Gewiß sind es Verwandte von Ihnen! Nahe?

Es ist eine furchtbare Zeit. Tausende Leichen und Verwundete in 4 Wochen und wir erröthen nicht, unser Jahrhundert zivilisirt zu nennen. Die Menschen sind brutal und werden nicht aufhören es zu sein, es wäre denn, daß man den Phosphor und das Eisen aus ihrem Organismus zapfen könnte.

Ich habe begonnen, mich in eine Arbeit zu versenken und mich auf diese Weise zu retten.

Indem ich Ihnen allen Frieden und Segen Ihres Hauses wünsche und Sie herzlich grüße, bleibe ich Ihnen, hochverehrter Freund, verehrungsvoll ergeben.

Wien, 29. Juni 1859.

Frankl.

Das Komitee, das in Wien die Feier von Schillers 100. Geburtstag vorbereitete, erbat durch Frankls Vermittlung von Grün den Prolog. Dieser lehnte — Graz, 2. November 1859 — mit folgender Begründung ab:

... Ich muß mir die vollste und freundlichste Nachsicht von Ihrer und von Seite Ihrer Auftraggeber dafür erbitten, daß ich der für mich so ehrenvollen Aufforderung — um so ehrenvoller, als sie von einem Kreise viel jüngerer, reicherer und produktiverer Kräfte ausgeht — nicht nachzukommen vermag.

Ich bin von Haus aus ein wenig geübter, schwerfälliger Gelegenheitsdichter, welcher nur deo favente zu dichten vermag. Dieser deus besucht mich nur in immer seltener werdenden Stunden, bleibt aber ganz sicher aus, wenn sein Erscheinen an einen Termin gebunden sein soll. Überdies habe ich ein Dutzend ungewohnter Sitzungen im Leibe, bin noch umschwirrt von Paragraphen, beladen mit während meiner Abwesenheit angeschwollenen Vormundschafts- und anderen Geschäften u. s. w., daß ich mich in gewissenhafter Weise nicht anheischig machen darf, innerhalb des kurzen noch offenen Termins von kaum einer Woche ein Product zu schaffen, welches — wenn ich das überhaupt zu leisten vermöchte — des großen Namens Schiller, der solennen Feierlichkeit und des dieselbe veranstaltenden edlen Vereines würdig sein sollte. Mögen Sie demnach in dieser Ablehnung, welche so ehrendem Vertrauen gegenüber mir doppelt schwer fällt, nicht einen Mangel an Willfährigkeit, sondern nur einen Beweis gewissenhafter und ehrlicher Selbsterkenntnis sehen und mich in diesem Sinne auch bei Ihren Committenten entschuldigen.

Was die freundliche Anfrage Ihres früheren Schreibens rücksichtlich der Vervielfältigung meiner Büste betrifft, so möchte ich mich selbst durch Ihre so gütige und schmeichelhafte Aufforderung nicht zu einem Akte der Selbstüberschätzung verleiten lassen. Im Kreise von Freunden mein Andenken aufzufrischen, dazu habe ich das Bedürfnis, vielleicht

auch ein kleines Anrecht. Aber darüber hinaus erstrecken sich meine Ansprüche nicht.

Vor Weihnachten (22. Dezember) 1859 schrieb Frankl an Grün:

Ich erinnere mich noch lebhaft der Glückwünschenden Freude, mit der ich Ihnen im verflossenen Jahre zu Weihnachten Wasser aus dem Jordan sandte.

Ich hoffe, Sie sind, der Zukunft eingedenk, sparsam damit umgegangen!

Diesmal sei es mir gegönnt, in den Schneebedeckten Weihnachtbaum Bilder aus der afrikanisch heißen Welt[53]) zu hängen.

Wenn Sie nur nicht, liebenswürdig satyrisch wie Sie sind, sagen: „Auch diesmal ist es Wasser, zur Abwechslung aber aus dem Nil!“

Ich wünsche Ihnen die glücklichsten Stunden im Kreise der Ihren an dem poetischesten Feste, das auf der Erde gefeiert wird.

Dieses, und wenn ich einem Priester begegne, der einen Sterbenden versöhnen und trösten geht und Alle niederknieen — mitten auf dem tollen Markte der Leidenschaften plötzlich an den Tod erinnert werden und eine Seele mit Gebeten, freilich in das — Nichts begleiten, rührt mich stets innerst. . . . .

Wie geht es Ihrem Sohne? wie seiner ge-

---

[53]) „Aus Egypten.“ Von Ludw. Aug. Frankl. Wien 1858.

segneten Kuh? Schade, daß sie nicht in der Steiermark wie in Syrien gehörnt ist; Sie müßten das Horn dieser Amalthea unter — Ihre Gedichte versetzen.

Jedenfalls möge sie Ihnen so heilig wie den alten Egyptern sein. Sie sehen: Ich komme und sende Ihnen „Aus Egypten!“ und werde die heidnischen Erinnerungen nicht los, die zuweilen noch schöner sind, als die christlichen, und immer poetischer, als die ebräischen.

Haben Sie Jacob Grimms Festrede auf Schiller gelesen? Sie ist ein Kunstwerk und eine That echter großer Gesinnung.

Wie geht es dem trefflichen Leitner? Bitte ihn zu grüßen.

Grün dankte noch am 24. Dezember „mitten in den Vorbereitungen zu dem kleinen Christbäumchen, welches ich für heute Abend aufzurichten habe“ u. a. wie folgt:

Empfangen Sie meinen unverzögerten innigen Dank für die schöne Gabe, aber nicht minder für das sinnige Wohlwollen, welches keine Gelegenheit versäumt, alten Freunden eine Herzensfreude und gerade immer in der zusagendsten Weise zu verschaffen. Ich nehme den von Ihnen gewählten Vergleich der beiden Wasser — wiewohl keineswegs in dem mir zugemutheten satyrischen Sinn — immerhin auf und zwar als ein passendes gutes Omen. Jordanwasser ist heilig und gesegnet mit mystischen Wunderkräften, Nilwasser hat allerdings irdischere Reize, es ist gesund und fruchtbar und

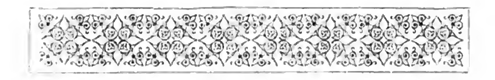
soll auch, wie ich Reisende versichern hörte, für den menschlichen Gaumen von einer Lieblichkeit und einem Wohlgeschmack sein, daß es allen, die je davon kosteten, fortan unvergeßlich bleibt. Einen Krug voll solchen Wassers kann man sich schon gefallen lassen; schon sein Anblick macht lüstern nach dem Genusse und verpflichtet zu Dank gegen den Spender.

Auf Ihre freundlich theilnehmende Erkundigung nach meinem Söhnlein, das heuer sein erstes Christfest feiert, kann ich Ihnen (gottlob und unberufen!) nur Erfreuliches melden. Das Kind gedeiht zusehends, entwickelt sich in anmuthigster Weise und ist in der Regel, wenn nicht seine kleinen Wünsche und Bedürfnisse es momentan verstimmen, des köstlichsten und heitersten Humors. Seine Amalthea tritt allmählich in den Hintergrund und spielt eine untergeordnete Rolle, seit Süpplein, gebratne Äpfel u. drgl. bisweilen auf dem Tisch des kleinen Lukulls erscheinen dürfen, und da sie somit ihre irdische Mission ziemlich hinter sich hat, wäre es allerdings Zeit, sie an den poetischen Himmel zu verpflanzen.

Der Jordansbronnen, welchen Sie im vorigen Jahre mit so freundlichen Wünschen nach Steiermark leiteten, ist noch ziemlich unversiegt geblieben, nur erst zwei kleine Christenhäupter sind davon benetzt worden, mein Söhnlein und circa 8 Tage später das Töchterlein der Gräfin Schönfeld-Neumann. Seither ist des Bronnens Siegel nicht wieder geöffnet worden.

Leitnern werde ich gelegentlich Ihren Gruß bestellen. Er lebt sehr zurückgezogen und soll gegenwärtig im Auftrage der verschiedenen gemeinnützigen Vereine, deren Chef der verstorbene Erzh. Johann war, an dessen Biographie arbeiten.

Im nächsten Jahr wurde Auersperg zu einer neuen, wichtigen Thätigkeit berufen, die nun den Hauptinhalt der Briefe der folgenden Zeit bildet: der Dichter wurde zum Politiker.



IV.

Auersperg als Politiker.

(1860—1865.)

Durch mehr als siebzehn Jahre, vom Wiederbeginn des Konstitutionalismus in Oesterreich, bis daß der Tod dem Greise die Augen schloß, hat Grün-Auersperg den größten Teil seiner Zeit, den besten seiner Kraft dem Vaterlande als Parlamentarier gewidmet. Eine zusammenfassende kritische Würdigung seines politischen Wirkens liegt nicht im Rahmen dieses Buches; auch hier seien seinen eigenen Mitteilungen nur jene Thatsachen erläuternd beigefügt, die dem Leser das volle Verständnis und damit die Möglichkeit eines eigenen Urteils gewähren sollen.

Schon der erste Brief Auerspergs an Frankl, der aus dem Jahre 1860 erhalten ist, nimmt nebenbei auch auf diese politische Thätigkeit Bezug; sein Hauptinhalt jedoch ist die Beurteilung eines erzählenden Gedichts von Frankl: „Der Primator", das ihm dieser im Manuskript zugesendet hatte. Der Brief lautet:

Gratz, 31. X. 1860.

Mein lieber und verehrter Freund!

Vorerst muß ich Ihre Nachsicht beanspruchen für die Verspätung meiner Antwort sowohl, als auch der Rücksendung des mir freundlichst anvertrauten Manuskripts. Gelesen war das interessante Gedicht sehr bald, allein zum Schreiben und Antworten komme ich erst heute, da ich in den letzten Tagen, wo wir gerade unsern Übersiedlungszug aus der Sommer- in die Winterwohnung hielten, nirgends die ruhige Stätte an einem Schreibtisch finden konnte.

Sie verlangen etwas von mir, was mir überhaupt schwer fällt und gegen meine Neigungen verstößt, nämlich kritischen Beirath. Ich hätte es am Liebsten mit Ihrem an poetischen Schönheiten reichen Gedicht gehalten, wie ich es bei der Lectüre von Dichterwerken gewöhnlich zu halten pflege, nämlich über das mir nicht Zusagende hinüberzugleiten und dafür die Schönheiten desto ruhiger und eingehender zu genießen. Ein kritischer Beirath, soll er überhaupt zu etwas nütze sein, verfolgt aber das entgegengesetzte Verfahren, indem er über das Gelungene hinweggleitet und nur bei Jenem, wo er die Feile gelegt wünscht, länger und eingehender verweilt. Wo ich am liebsten das Licht auf mich einwirken ließe, soll ich dem Schatten nachgehen? Nun, glücklicherweise finde ich solcher Schatten sehr wenige in Ihrem Gedichte. Wahr ist es, und ich habe es Ihnen bei der mündlichen Erzählung des

Stoffes nicht verschwiegen, daß nemlich eben dieser Stoff für mich etwas Schroffes, Fremdartiges, der allgemeinen christlichen Denk- und Gefühlsweise Widerstrebendes an sich hat, was ihn eben einem in dieser aufgewachsenen größeren Leserkreise von vorneherein gewissermaßen entfremdet. Sie haben dies wohl selbst gefühlt und ich müßte mich sehr irren, wenn das Schlußgedicht nicht eben von der Absicht diktirt wäre, jenen schroffen Gegensatz versöhnend zu überbrücken. Doch da Sie den Stoff gewählt und dichterisch geformt haben, so ist diese Bemerkung um so überflüssiger, als zu hoffen ist, die Fremdartigkeit des Stoffes werde für jene Leser, welche nicht zugleich Ihre Glaubensgenossen sind, durch dessen Behandlung möglichst ausgeglichen. Sonst hätte ich nur im II^ten Gesange zu Gunsten Ihres Helden, sowie des Dichters selbst gewünscht, der Taufakt möchte durch ein edleres Motiv, als blos unter dem Eindrucke des Rausches und der Furcht herbeigeführt sein. Der Dichter, der das Christentum mit objektiver Ruhe würdigt, hätte in der Natur desselben wohl so manchen reineren und edleren Beweggrund finden und ganz gut dem Strachower Prälaten in den Mund legen können, welcher dadurch ebenso zu einem würdigeren Repräsentanten des Christenthums geworden wäre, als der Charakter seines Täuflings zu einem veredelteren. Im Gesang IV scheint mir die gewählte Reimform eine minder wohltönende, als man es sonst von Ihnen gewöhnt ist. Endlich mögen Sie noch vor

dem Abdruck das Schlußgedicht einer sorgsamen Durchsicht unterziehen, da der Abschreiber sich darin mancherlei Verstöße zu Schulden kommen ließ. Das wäre so ziemlich alles, was ich nebst dem herzlichsten Danke für die freundliche Mittheilung des schön gedachten und ausgeführten Gedichtes zu sagen hätte, um Ihrem Auftrage wenigstens, so weit ich vermag, ehrlich nachzukommen. Meine Bedenken sind glücklicherweise so wenig und vielleicht auch unerhebliche, daß es dem Gedichte wohl keinen Eintrag machen kann, wenn sie zu spät kommen, um noch berücksichtigt werden zu können. Keinesfalls aber verargen Sie mir, was ich vielleicht aus ungenügender Einsicht, aber gewiß nur aus dem besten Willen und über Ihre ausdrückliche Aufforderung zu äußern mir erlaubt habe. Sie werden jedenfalls gerechter gegen mich sein, als man gegen meine Betheiligung am Reichsrathe im Allgemeinen gewesen ist, wo ich eben auch nur meine ehrliche Meinung ohne irgend eine Nebenabsicht ausgesprochen habe, unfähig mich für eine papierene Reichseinheit zu begeistern, welche bei jeder wirklichen Gefahr (wie Figura zeigt) auseinanderzufallen droht. Freilich, was man seither gebraut hat und noch braut, das sieht ganz anders aus, als ich mir die Verfassung Östreichs gedacht habe. Wenigstens ist doch trotz alledem ein Fußbreit verfassungsmäßiger Boden gewonnen, auf dem sich weiter schreiten und fortbauen läßt. Doch ich breche absichtlich ab, weil ich auf diesem Blatte

doch nicht zu Ende käme und sich wohl wieder einmal Zeit und Gelegenheit gibt, Weiteres und Ausführlicheres mündlich zu erörtern. Das kann ich Ihnen nur noch sagen, daß ich in meinem Leben keine peinlicheren Stunden gehabt, keine meiner Neigung und Natur so widerstrebenden Aufgaben bestanden habe, als in jenen 4 Monaten, die ich im Reichsrathe verlebte, vier Monate aus meinem Leben gestrichen und mir von keiner Macht der Welt zu ersetzen. Wenn der Leck in meinem Gemüthe und in meiner Gesundheit, den ich davon getragen habe, noch heilt, so habe ich von Glück zu sagen. Doch dies alles nur unter uns, im freundschaftlichen Vertrauen. Herzlich grüßend

Ihr Anton Auersperg.

Frankls Gedicht liegt im Druck vor; gleichwohl sei, um dem Leser das sofortige Verständnis von Grüns Kritik zu ermöglichen, in einer Note kurz an den Inhalt erinnert[54]. Darnach mag der

---

[54]) „Der Primator.“ Prag 1862. Eine zweite Auflage erschien in Leipzig (o. J.). In Frankls „Gesammelten poetischen Werken“ (Wien 1880) ist das Gedicht gleichfalls enthalten (III. 65 – 98). Die Handlung spielt im Prager Ghetto des XVII. Jahrhunderts, etwa um 1625. Schutz und Schirm seiner bedrängten Glaubensbrüder ist der „Primator“ (Vorsteher) der Gemeinde: sein Reichtum, seine Weisheit, sein Einfluß auf die Menschen geben ihm den Christen gegenüber eine besondere, auch im Ghetto viel beneidete Stellung, obwohl er diese Stellung nur zum Heil der Seinen verwendet. An einem Freitag Abend bescheidet ihn der Kaiserliche Burggraf nach dem Hradschin: er folgt trotz des Ruhetags dem Befehle, weil er einen neuen Anschlag fanatischer Mönche gegen die

Leser entscheiden. Nur zweierlei sei beigefügt. Erstlich der Hinweis darauf, daß der Gegensatz der Anschauungen ein sehr tiefgehender ist. Frankl entnahm die Fabel einer handschriftlichen Chronik, die sie im wesentlichen so, wie er sie gestaltet hat, überliefert; sein Gedicht ist ein Bild aus düsterer Zeit, wo christlicher und jüdischer Fanatismus gegeneinander wüten; Grüns Wunsch, der Held möge sich aus Überzeugung taufen lassen und dann deshalb vom eigenen Vater getötet werden, hätte das Gedicht zum Tendenzgedicht gegen jüdischen Fanatismus umgestaltet. Ferner aber sei

---

Juden befürchtet und ihn abwehren will (I. Gesang). Dies ist ein Mißverständnis; auf dem Schlosse wird eben ein Bankett des Adels gefeiert; der Burggraf hat vergessen, dem Juden abzusagen. Da er nun aber zur Stelle ist, wird er in den Saal gezogen, muß mitzechen, und wird abwechselnd gehöhnt und gefeiert, bis die Trunkenen endlich mit dem Rufe: „Der Jude muß sich taufen lassen!“ auf ihn eindringen und ihn zu töten drohen, wenn er die Ceremonie nicht sofort über sich ergehen lasse. Vom Wein und der Todesfurcht gelähmt, läßt er es geschehen, daß ihn ein anwesender Prälat sofort tauft (II. Gesang). Ein ehemaliger Jude, ein Mönch auf dem Hradschin, eilt in selbiger Nacht ins Ghetto, pocht den Vater des Primators aus seinem Hause und verrät ihm alles (III. Gesang). Der entsetzte Greis ruft sofort ein Gericht von drei Rabbinen zusammen und befragt es, was ein Vater in solchem Falle zu thun habe Als Antwort erzählen sie ihm eine Märtyrer-Geschichte aus der Zeit der Kreuzzüge: ein Vater hat seine Kinder gemordet, um sie nicht Christen werden zu lassen (IV. Gesang). Der Vater des Primators tötet noch in dieser Nacht den heimgekehrten Sohn, nachdem er sich überzeugt, daß dieser Christ geworden, und zündet dann das Haus an, die Spuren seiner That zu verwischen (V. Gesang). Vor seinem Ende beichtet der Greis seine That (VI. Gesang).

zur Vergleichung das Urteil eines anderen Dichters, Friedrich Hebbel, über diesen Punkt mitgeteilt. Er schrieb nach der Lektüre des „Primator“ an Frankl[55]:

> . . . Sie haben Ihrem Stoff im Hauptpunkte vollkommen genügt, und das ist Ihnen dadurch gelungen, daß Sie sich im „Banket“ zur Herbeiführung der Taufscene ausschließlich der psychologischen, rein menschlichen Motive bedienten und mit großer künstlerischer Weisheit die streng religiösen, die Ihnen die Entscheidung für eine der beiden Arten des Anthropomorphismus abgedrängt hätten, ausschlossen. Ihr Gedicht ist so wenig jüdisch als christlich, der Leser bleibt frei und braucht keine der fixen Ideen, die den Helden und seine Widersacher bewegen, zu theilen, um es zu genießen, was er z. B. bei der Divina commedia muß, ich möchte es darum an die Spitze aller Ihrer Arbeiten stellen, und gratulire Ihnen vom Herzen zu dieser schönen Objectivität.

Grüns Haltung im „Verstärkten Reichsrat“, über deren ungerechte Beurteilung sich sein Brief beklagt hatte allerdings viele seiner deutsch und liberal gesinnten Parteigenossen befremdet. Ob mit Recht oder Unrecht, sei hier nicht entschieden, wohl aber an diese Haltung erinnert.

Solferino und Magenta hatten den Untergang des Absolutismus besiegelt, gleichwohl geschah der Übergang zum Verfassungsstaat schrittweise und zögernd. Die erste Maßregel war das Kaiserliche Patent vom 5. März 1860, welches die Verstärkung des schon bisher bestehenden, aus Staatswürdenträgern gebildeten Reichsrats durch periodisch einzuberufende, „außerordentliche“ Mitglieder bestimmte, die zunächst

---

[55]) „Zur Biographie Friedrich Hebbels“. Von Ludwig August Frankl. Wien 1884 (15 ff.).

vom Kaiser ernannt, später von den Landtagen durch Ternavorschlag zur Ernennung präsentiert werden sollten. Diesem „verstärkten Reichsrat" war nur Aufsicht über Etat und Finanzen sowie Begutachtung neuer Gesetze eingeräumt, er war also lediglich eine „Vertrauens-Kommission en gros[56])". Da die „Wiener Zeitung" das Patent zudem als die „Krone" der verheißenen Reformen bezeichnete, so lehnten (die Ernennungen wurden am 1. Mai 1860 publiziert) mehrere die Würde ab; andere, so Auersperg, folgten dem kaiserlichen Rufe in der Hoffnung, daß die Rechte der Versammlung bald eine Vermehrung erfahren müßten. In der That erklärte bereits ein kaiserliches Handschreiben vom 17. Juli die Einführung neuer Steuern, sowie die Einführung neuer Anleihen von der Zustimmung des „verstärkten Reichsrats" abhängig. Die wichtigste Frage jedoch, mit der sich die neue Körperschaft zu beschäftigen hatte, war die der zukünftigen staatsrechtlichen Gestaltung der Monarchie.

In der Kommission, die eine Resolution hierüber vorlegen sollte, und der auch Auersperg angehörte, standen einander zwei Parteien gegenüber, die nur darin einig waren, daß „die Selbstteilnahme der Länder an der Verwaltung ihrer Angelegenheiten notwendig" sei; im übrigen gingen sie weit auseinander. Die Minderheit, von Baron Lichtenfels, Dr. Hein und Maager geführt, bestand vornehmlich

[56]) Vrgl. „Oesterreich von Világos bis zur Gegenwart" von Walter Rogge. Leipzig 1873 II. 36 ff.

aus Deutschen und Bürgerlichen; sie schlug die Resolution vor, der Kaiser wolle „aus eigener Machtvollkommenheit jene Institutionen ins Leben rufen, durch die bei möglichster Entwicklung freien Selbstverwaltungsrechtes in allen Kronländern und bei vollständiger Wahrung der Einheit des Reiches und der Legislation, sowie der Exekutivgewalt der Regierung . . . alle Interessen der Bevölkerung . . . ihre geeignete Vertretung fänden.“ Ohne es klar auszusprechen — ja, sie leugnete dies sogar durch ihren Sprecher Dr. Hein ab — wünschte die Minorität die Einführung einer modernen, den Gesamtstaat umfassenden Konstitution. Anders die Mehrheit, neben sämtlichen Ungarn hauptsächlich aus Adeligen der anderen Provinzen bestehend, deren Resolution Graf Clam-Martinitz vertrat. Sie wünschte für Ungarn Herstellung der alten Verfassung, für die anderen Länder die Wiedereinführung der Stände, und empfahl daher „Anerkennung der historisch-politischen Individualitäten“, „Begründung der Länderautonomie“, „möglichste Anknüpfung an die früher bestandenen Institutionen und Rechtszustände“. Für dieses Gutachten der Mehrheit nun stimmte auch Auersperg und begründete dies durch seine Rede vom September 1860, aus der hier folgende Stellen wiedergegeben seien:

> Daß die Interessen Ungarns im Majoritätsantrage warm vertreten sind, kann mich nicht abhalten, demselben beizustimmen. Ich sehe nirgends den Beruf, unsererseits das Wohl und die Interessen Ungarns zu hindern, und stimme daher freudig bei, wenn ein Rahmen gefunden wird, in welchem wir alle Raum haben.

Aber einem Lande, einem edlen Volke, das freisinnig genug ist, um auch den Freimuth anderer zu ehren, darf ich es offen sagen, daß wir den übrigen Ländern Angehörige an dieses Volk Ansprüche des Rechtes und des Herzens zu haben glauben, daß Bürgschaft gegeben werde gegen die Wiederkehr jenes unheilvollen Dualismus, welcher über dasselbe und über uns so unsägliches Unglück gebracht hat, daß auch seinerseits die möglichste Kräftigung jener Einheit angestrebt werden möge, in welcher wir Andere unser Glück, unsern Stolz, unsere Sicherheit finden ....

.... Was ist die Geschichte? Die Geschichte ist das condensirte, in die Ferne gerückte und zur Anschauung gebrachte Bild des Lebens. So wie das Leben fortgeht und nicht endet, so geht auch die Geschichte fort und endet nicht. Sie geht bis zur Stunde weiter. — Das historische Recht schließt nicht ab ... es ist in einer fortwährenden Entwicklung und Weiterbildung begriffen und so hat auch die Gegenwart ihre historischen Rechtstitel ... Im Leben entwickeln und bilden sich die Rechte, das historische Recht ist nur die legale Anerkennung der durch Entwicklung des Rechtes gebildeten Rechte. Rechte erlöschen durch das Leben, neue Rechte treten hinzu oder an die Stelle der alten. Was vor Allem Noth thut, ist, daß für den Neubau des Staates ein bleibender und haltbarer Rechtsboden gewonnen werde Er wird erreichbar nach meinem Dafürhalten durch die Verbindung des historisch Berechtigten — soweit es noch lebenskräftig ist — mit dem durch Entwicklung des politischen und gesellschaftlichen Lebens gleichberechtigt Gewordenen, mithin durch maßvolle und organische Vereinbarung von Institutionen, welche noch aus der Vergangenheit fortleben und fortwirken, mit den berechtigten Anforderungen der Gegenwart, insofern sie gegenseitig verträglich sind.

In diesem Sinne lebt noch fort das historische Recht der einzelnen Länder, sich als ein nur der staatsrechtlichen Einheit untergeordnetes, in sich selbst zusammengehöriges Ganzes anzusehen und die eigenen innern Angelegenheiten selbst zu ordnen: die Autonomie der Länder. Sie muß ihr Maaß in jenen Angelegenheiten finden, welche ohne Gefährdung der Reichseinheit ihr zugewiesen werden können.

Möge der Reichsrat, fuhr der Redner fort, den man einen „Schlußstein“ genannt, zum Grundstein des Bundes für alle Länder der Monarchie werden und schloß: „Dieser Bund wird um so sicherer und fester sein, je tiefer er wurzeln wird in dem Boden staatsrechtlicher Ordnungen und verfassungsmäßiger Rechtszustände, in dem Boden des Rechtes und der gesetzlichen Freiheit!“[57])

Diese Stellen, die zugleich von der Redekunst Auerspergs eine Anschauung geben mögen, werden es begreiflich machen, wie Auersperg zu seiner Abstimmung kam, freilich wird man auch die Beurteilung, welche diese Abstimmung vielfach fand, trotzdem wohl verstehen können.

Die Verhältnisse waren stärker, als die Ansichten der Mehrheit. Nachdem das Kaiserliche Diplom vom 20. Oktober 1860 es als „beständiges und unwiderrufliches Staatsgrundgesetz“ festgestellt, daß das Recht der Gesetzgebung künftig nur unter Mitwirkung der Landtage und des Reichsrats ausgeübt werden solle, aber das Hauptgewicht auf die Landtage gelegt, brachte nach Schmerlings Ernennung zum Staatsminister das Patent vom 26. Februar 1861 die Grundzüge einer Repräsentiv-Verfassung im Sinne der Minderheit, also mit centralisierender Tendenz. Auersperg, der nur aus den idealsten Beweggründen mit der Mehrheit gestimmt hatte, freute sich ehrlich der, wie er hoffte,

[57]) Verhandlungen des oesterreichischen verstärkten Reichsraths. Nach den stenographischen Berichten. Wien 1880. S. 105 ff.

endgültigen Beseitigung des Absolutismus und stellte in der Eröffnungssitzung des Krainer Landtags vom 6. April 1861 den Antrag, dem Kaiser für die verliehene Verfassung zu danken. Der Antrag wurde angenommen, Auersperg mit der Abfassung der Adresse betraut. In der Sitzung vom 8. April legte er seinen Entwurf vor, der einstimmig angenommen wurde. Die „kostbaren Gaben“ der Verfassung, heißt es darin, bedürften „des mächtigen und solidarischen Schutzes der Gesamtheit aller Länder und Völker Oesterreichs.“ Diesen Schutz aber könne nur „jene festbegründete und innig geschlossene Einheit des Reiches“ gewähren, „welche alle Teile im gemeinnützigen Wirken zu verbinden und jedes störende Übergewicht einzelner Teile unschädlich für die Gesamtheit zu machen vermag; jene Einheit, welche keinesfalls durch das lockere Band einer Personalunion, sondern nur durch eine wahre und freiheitliche Real-Union verwirklicht erscheint.“ Die Adresse schließt:

> Eine solche Einheit des Reiches würde uns als freie Bürger eines großen und mächtigen Staates mit Ruhm und Stolz erfüllen, und wir fänden in ihr allein jene beruhigende Sicherheit für die uns gewährten Güter, welche den Werth derselben dauernd zu erhalten und zu erhöhen vermag. Wir sehen sie mit Schmerz zwar noch von mancher Seite gefährdet, aber wir hoffen mit aller Zuversicht, daß es dem Geiste der Besonnenheit und Versöhnung, der gereiften Einsicht der Völker und der richtigen Erkenntnis ihrer Wechselbeziehungen und wahren untrennbaren Interessen im Wege friedlicher Verständigung noch gelingen werde, die berechtigte Mannigfaltigkeit der Einzeltheile mit der allen nothwendigen Einheit zu vereinbaren und so den wahren staatlichen Charakter eines

großen, freien und einigen Oesterreich's auch in seinen Institutionen dauernd und befriedigend auszuprägen.

In der Rede, in der er die Annahme des Entwurfs befürwortete, übte Auersperg schärfste Kritik an den stürmischen Vorgängen in Ungarn, die sich gegen die Reichseinheit kehrten und die Herbeiführung einer bloßen Personal-Union bezweckten:

> Verletzend war es und es ging tiefer Schmerz und Entrüstung durch alle Länder der Monarchie in dem Momente, als in Ungarn das Symbol der Zusammengehörigkeit aller Länder, das Reichssymbol, der kaiserliche Adler zerstört und herabgerissen wurde. Es wurde in Ofen ein schon vor vielen Jahren angebrachter, aus dem vorigen Jahrhundert herrührender Adler entfernt; er mußte mit Hammer und Meißel zertrümmert werden. In dem Momente, als dieser steinerne Kaiseraar fiel, welcher das Herzschild Ungarns an der Brust trug, in diesem Momente wurde mit dem kaiserlichen Adler auch zugleich das ungarische Wappen zertrümmert. Ich möchte darin ein Symbol und ein Omen sehen, daß in dem Momente, wo Oesterreich fällt, auch Ungarn fällt, und zwar durch denselben Schlag! . . . Mögen die Ungarn auch Ursache haben, sich über Manches zu beklagen, was von den früheren Regierungen des Gesammtstaates ausgegangen ist, über die Völker Oesterreichs haben sich die Ungarn nie und nimmer zu beklagen gehabt. Nicht Ungarn allein, nicht die Vergangenheit allein hat ein Recht, auch die Gegenwart hat eines. Dem Rechte Ungarns steht das Recht der Monarchie, das Recht der übrigen Länder gegenüber.[58])

Auf diese Adresse und diese Rede weist der folgende Brief Grüns an Frankl (Graz, 24. April 1861) mit Genugthuung hin:

---

[58]) „Bericht über die Verhandlungen des Krainischen Landtages zu Laibach im Monate April 1861." (S. 3, 11—14, 21, 35.)

Herzlichen Dank für Ihre lieben Zeilen von gestern, sowie für die werthvollen Geschenke, mit denen Sie jene begleiteten. Aber dem vortrefflichen Primator — für dessen Holzschnittbeigabe ich freilich nicht schwärmen kann — könnte ich nur ein minder interessantes gedrucktes Zeugnis meiner jüngsten geistigen Thätigkeit in den Stenographischen Berichten des Krainer Landtages entgegenstellen. Bei Ihrer alten liebenswürdigen Theilnahme für mich hätten diese für Sie vielleicht doch einiges Interesse, da sie als Ergänzung zu meinem Verhalten im vorjährigen Reichsrathe dienen und darthun würden, daß ich mich auch in meinen alten Tagen nicht von dem Geiste der Wiener Spaziergänge entfernt habe, wenngleich ich in einigen Fragen der inneren Politik zu meinem Bedauern mit meinen sonstigen Meinungsgenossen nicht übereinstimmen kann, ohne meiner Überzeugung Gewalt anzuthun. Zum Parteimann bin ich nicht geschaffen; ich heiße Recht und Wahrheit willkommen, wo ich sie finde, und möchte vor Allem meine Unabhängigkeit wahren. —

Daß mir die Ernennung zum Reichsrathe[59]) — so erkenntlich ich für die mir dadurch gewordene Auszeichnung sein muß — keine angenehme Überraschung war, werden Sie, der Sie mich kennen, mir aufs Wort glauben. Kaum war es mir, dessen

[59]) Die Ernennung Auerspergs zum Mitglied des Herrenhauses auf Lebenszeit war durch ein Handbillet des Kaisers vom 15. April 1861 erfolgt.

Gesundheit wirklich etwas angegriffen ist, im Laibacher Landtage gelungen, die mir mehrseitig zugedachte Wahl nach Wien dankbar abzulehnen, kaum hatte ich mich der harmlosen Freude hingegeben, im nächsten Sommer mein stilles Glück in meinem Familienkreise, in meinen Studien und in Ausführung lang projectirter Arbeiten recht genießen zu können, so kam die unerwartete, so ganz gegen meine Neigungen, Wünsche und Gewohnheiten erfolgte Ernennung, die mich diesmal noch empfindlicher berührt, als im vorigen Jahre, denn damals war die endliche Erlösung in Aussicht, diesmal aber heißt es: „Lasciate ogni speranza!“ Daß mir unter diesen Umständen der „lebenslängliche Reichsrath“ fast den Eindruck macht, wie eine Verurtheilung „zur Zwangsarbeit auf Lebenszeit“, werden Sie begreiflich und entschuldbar finden, da Sie selbst eine poetische Natur sind und als solche den Schlüssel zu dieser meiner Auffassung besitzen, welche mancher Andere, von prosaischeren Standpunkten aus, als eine lächerliche Ziererei verdammen dürfte. Nun immerhin, wenn nur das schwere Opfer nach irgend einer Seite von Nutzen werden möchte!

Kurz darauf hatte Auersperg die weitaus wichtigere Aufgabe zu erfüllen, auch die Adresse des Herrenhauses zu entwerfen. In welchem Geiste er diese Aufgabe löste, mögen einige Stellen erweisen. Nach einem warmen Dank für die Verfassung als die „Verkündigung neuer Bürgschaften einer glückverheißenden Zukunft des Gesamtreiches“ heißt es da:

Das Herrenhaus hat aber noch insbesondere seinen ehrfurchtsvollen Dank auszusprechen für die ihm speciell angewiesene verfassungsmäßige Stellung, welche nach den erhabenen Absichten Eurer Majestät bestimmt ist, die Weihe der Kirche und den Adel der Geburt mit der Weihe der Kunst, des Wissens und erprobter Erfahrung und mit dem Adel des Verdienstes und der Gesinnung harmonisch in seinen Mitgliedern zu verbinden. So wird den im Volksleben naturgemäß und darum unvermeidlich wurzelnden Ungleichheiten eine versöhnende und vereinigende, schöne und Segen verheißende Thätigkeit angewiesen, deren Verwirklichung im großen die herrlichste und dankbarste Aufgabe Gesamt Österreichs bildet, nämlich das versöhnliche Zusammenwirken und die freithätige Vereinigung seiner Länder und Volksstämme, seiner Standes- und Berufsschichten zum Heile aller, zur Macht und Größe der Gesamtheit. . . .

Der Schluß lautet mit einer Anspielung auf die durch die Verfassung gewährleistete Gleichberechtigung aller Konfessionen:

Unter den vielen Einigungspunkten ist es einer der heilbringendsten, daß die Gläubigen aller Bekenntnisse dieses weiten Reiches mit uns in das heiße Gebet einstimmen: Gott erhalte und beglücke Eure Majestät und unser herrliches, einiges und freies Österreich.'[60])

Die Adresse weckte freudige Zustimmung, auch Frankl beglückwünschte den Freund. In demselben Brief übermittelte er ihm die Bitte der Frau von Loewenthal (Lenaus Sophie) um seine Büste. Grün antwortete aus Graz, 17. Mai 1861:

Sie haben mir mit Ihren lieben, mir gestern zugekommenen Zeilen mannigfache Freude bereitet. Nur sehr geehrt und beglückt kann ich mich durch

[60]) Stenographische Protokolle des Herrenhauses des Reichsrats. Erste Session 1861—1862. 4. Sitzung. S. 14 ff.

den Wunsch der Frau von Loewenthal fühlen, meine Büste zu besitzen und sie neben jener unseres Lenau aufzustellen und so „wieder die beiden Freunde in ihrem Zimmer beisammen zu sehen“. Auch hat mir die Aufnahme, welche letztere auch mit freundlicher Bezugnahme auf den Geber bei ihr gefunden, recht innige Freude verschafft . . .

Daß meine Freunde in Wien mit der Adresse des Herrenhauses nicht unzufrieden sind, thut mir innerlich wohl, erstens um der neuen Institution willen, die sich vor Allem Boden im Volke gewinnen muß, und dann, ich sage es ehrlich, um des Verfassers willen, dem eine zeitweilige Wahrnehmung, daß seine Anschauungen mit denen einer gesunden öffentlichen Meinung übereinstimmen, das Ausharren in einer Thätigkeit erleichtern wird, welche wahrlich nicht seine eigene Wahl und Neigung für sich hat.

Ihrem freundlichen Rathe folgend werde ich hier und in Thurn am Hart, wohin ich in nächster Woche auf ein Paar Tage gehe, Herz und Lungen mit Frühlingsluft füllen. Wenn es auch gerade nicht die Jahreszeit ist, in welcher man mit Vorliebe nach Wien pilgert, so ist und bleibt doch die Anziehungskraft, welche meine dort weilenden Freunde auf mich üben, trotz dem und dem und alledem eine unwiderstehliche und permanente.

Der nächste Brief Grüns ist die Antwort auf eine Anfrage Frankls, wie der Freund über das Vorhaben der Leitmeritzer, dem dort geborenen Dichter

Josef Emanuel Hilscher ein Denkmal zu setzen, denke. Frankl war der Herausgeber von Hilschers Dichtungen[61]). Grün erwiderte:

Verehrter Freund!

Vor allem muß ich Ihnen meine herzliche Freude darüber ausdrücken, Sie aus den Böhmischen Bädern rückgekehrt und zwar, wie Sie selbst sagen „gebessert“ rückgekehrt zu wissen. Ich hoffe die Besserung ist und bleibt eine gründliche und dauerhafte!

Ich habe im Laufe des Sommers wiederholt an Ihren Pforten erfolglose Besuchs-Versuche erneuert, bis ich endlich durch Ihren Döbling-Genossen Kuranda zu meinem Leidwesen Ihre Erkrankung und Abreise ins Bad erfuhr . .

Sie haben es richtig errathen, daß ich einige Tage während der Weinlese zwischen meinen Rebenhügeln zugebracht habe; aber die Sehnsucht nach dem Familienleben, das ich so lange entbehren mußte, trieb mich bald wieder hieher. Auch darin

[61]) „Weiland Joseph Em. Hilscher's Dichtungen.“ Herausgegeben mit einem biographischem Vorworte von Ludwig August Frankl. Pesth 1840. Die zweite vermehrte Auflage: „Gedichte von Joseph Emanuel Hilscher“ wurde vom Komitee zur Errichtung eines Hilscherdenkmals und einer Hilscherstiftung in Leitmeritz zu Prag 1863 herausgegeben. Hilscher, 1806 als Soldatenkind geboren und selbst Soldat, brachte es durch Fleiß und Talent zu großen Sprachkenntnissen, versuchte sich nicht ohne Verdienst als Übersetzer und Dichter und starb, nachdem er endlich zum Fourier avanciert, 1837 zu Mailand an der Schwindsucht. Frankl, der ihn persönlich kennen gelernt, hatte sich stets ehrlich bemüht, sein Loos zu erleichtern.

haben Sie das Richtige getroffen, daß heuer in meinem Hause (ich muß sagen gottlob und leider!) mehr Wein als in jenem des Reichsrathes gekeltert wurde. Wie aber trotz Traubenkrankheit und Dürre die Lese besser ausgefallen ist, als man erwartete, so hoffe ich, wird auch der Reichsrath trotz Reactionsgelüsten im Ober- und trotz Nationalitätsschwindel und Doctrinarismus im Unterhause denn doch endlich und schließlich einen gesunden und genießbaren Haustrunk keltern, welchem, wenn einst die Speisung mit dem magyarischen Feuerwein hinzutritt, auch Kraft und Haltbarkeit nicht fehlen dürfte. Freilich muß sich bis dahin noch manches Gährende abklären und manche Hefe lagern.

Das Vorhaben der Leitmeritzer, ihrem Landsmanne Hilscher ein Denkmal zu setzen, reiht sich ganz folgerichtig an eine andere wackere That derselben im deutschen Sinne, nämlich ihren bekannten Protest gegen Czechisirung der Schule. Wenn ohne Übertreibung ein gewisses Ebenmaß zwischen der anerkannten Bedeutung des Mannes und den Formen und Dimensionen des ihm gewidmeten Erinnerungsmales innegehalten wird, kann ich nichts Bedenkliches in der Ausführung jenes Planes sehen. Hilscher als Träger einer höheren, aus dem Alltagswust und dem Kasernenzwang sich emporringenden Kulturidee wird gerade dort mahnend am rechten Platze stehen, wo das Bedürfnis nach höherer Gesittung mit den Anmaßungen eines modernen Babarenthums — vide die neueste Pil-

seuer Gastfreundschaft[62]) —, welches sich Nationalität schelten läßt, im Kampfe liegt. Einer gewissen Größe entbehrt Hilscher keineswegs; diese Größe ist aber mehr rein menschlicher als literarischer Natur; er ist groß nicht als das was er ward, sondern dadurch, wie er's geworden. Hochragend in seinem engen Korporalskleide, verliert er an Höhe, sobald man ihn der Uniform — die ihm zugleich ein Nessushemd war — entkleidet. Die Reinheit und Glätte seiner Form hat als Ausdruck der freieren Bildung, nach welcher er umgeben von Elementen disciplinirter Rohheit unablässig rang — als Ergebnis eines Processes unermüdlicher Arbeit und Ausdauer, etwas Rührendes und Erhebendes, etwas in der That Großartiges. Aber diese Größe wissen nicht Alle im ganzen Umfange zu würdigen; jedoch ein annäherndes Verständnis läßt sich auch bei der Menge, welcher eine gewissermaßen instinctive Achtung vor dem Ringen nach geistiger Höhe innewohnt, durch zweckmäßige Mittel erzielen. Und so möchte nach meinem unvorgreiflichen Dafürhalten — nachdem auch die wahrscheinlich verfügbaren Geldmittel die Innehaltung von Maß befürworten — durch eine ähnliche Broncebüste, welche allenfalls

---

[62]) Anläßlich der Eröffnung der Böhmischen Westbahn, welche an die Bayrische Bahn in Fürth anschloß, hatte im Oktober 1861 in Pilsen ein Fest stattgefunden, bei welchem die deutschen Gäste durch die überstarke Betonung des czechischen Standpunkts brüskiert worden waren. (Vergl. „Presse" Nr. 286 vom 15. Oktober 1861.)

an dem Geburtshause oder sonst an passender Stelle angebracht und mit einer angemessenen Inschrift versehen werden könnte, die edle Absicht der Landsleute Hilscher's in entsprechender Weise zu verwirklichen sein, ohne den Spott zu provociren oder gar noch, wie Sie besorgen, späten Hohn auf das Haupt des gefeierten Todten zu leiten. An Ihrer Stelle, mein verehrter Freund, würde ich mir die Gelegenheit zu einem so verdienstlichen Unternehmen mitzuwirken, wie Sie schon so oft gethan, auch diesmal nicht entgehen lassen und der Einladung, die von Leitmeritz an Sie ergangen, gerne Folge leisten . . . . .

Mein kleiner Theodor, nach welchem Sie sich so freundlich erkundigen, gedeiht (gottlob und unberufen!) an Leib und Geist gar wohl. Seine körperliche Rührigkeit und Lebendigkeit macht seinen Eltern oft bange; ähnlich ist es mit seiner geistigen Entwicklung, welche durch einen starken Zug von Schelmerei den lauten Tadel und ein heimliches Lächeln und Wohlgefallen unsererseits gar oft vereinigt.

Indem ich mich Ihrem freundlichen Andenken empfehle, mit den herzlichsten Grüßen und den besten Wünschen für Ihr Wohlergehen

Ihr aufrichtig ergebener

Gratz, 20. X. 1861. A. Auersperg.

Im Dezember 1861 traf Auersperg ein Verlust, den er sehr schmerzlich empfand; sein Schwiegervater,

Graf Ignaz Attems, der sich als Landeshauptmann von Steiermark verdient gemacht, auch dem Herrenhause als Mitglied angehört hatte, starb. Auf den Kondolenzbrief Frankls erwiderte Auersperg:

Mein sehr verehrter Freund!

Von jeher gewohnt, Sie in Leid und Freud an den Geschicken Ihrer Freunde wärmsten Antheil nehmen zu sehen, konnte es mich nicht überraschen, als Sie auch mir in diesen Tagen tiefer Trauer, die über mich gekommen, mit Ihren lieben Zeilen vom 29. d. M. theilnehmend und trostspendend nahe stehen wollten. Empfangen Sie meinen herzlichsten Dank dafür! Ihr Zuspruch hat mir wahrhaft wohlgethan. Aber Sie fühlen es gewiß mit mir, daß es gewisse sittlich und geistig so eigenthümlich bevorzugte Existenzen gibt, deren Abtreten vom Lebensschauplatz für immerdar eine unausfüllbar klaffende Lücke, namentlich für die ihnen Nähergestandenen, zurücklassen muß. Ein solches Dasein war das meines verewigten Schwiegervaters. Wer kann nach dem natürlichen Lauf der Dinge es anders als Glück und Begünstigung für ihn und die Seinigen nennen, ein so thätiges und verdienstvolles Leben auch bei voller körperlicher Gesundheit auf 88 Jahre gebracht und dann sanft und schmerzlos erlöschen zu sehen. Es liegt einiger Trost in dieser fast ausnahmsweise milden Erfüllung eines unabwendbaren Naturgesetzes; aber es genügt Jenem nicht, der es weiß und fühlt, wie dieser hochbetagte

Greis, nachdem er längst, allgemein geachtet, aus einer ehrenvollen öffentlichen Laufbahn geschieden, noch immer jung an Wohlwollen und ächter Weisheit der verehrte und geliebte Mittelpunkt, das Haupt und Herz, die Seele seiner Familie geblieben ist, wie sein Wirken noch bis an das Ende seiner Tage nach allen Richtungen ein wohlthuendes, fruchtbringendes, erhebendes war. Ich weiß es mit aller Bestimmtheit: wenn ich noch zehn Jahre und mehr leben sollte, wird dieser Mann, den ich geliebt und verehrt habe wie keinen andern, von mir noch ebenso schmerzlich vermißt werden, wie am heutigen Tage.

Eines theuren Todten, den ich gleichfalls noch immer beklage und vermisse, erinnert mich das anbei rückfolgende Billet der Frau v. Loewenthal, das ich mit tiefer Rührung gelesen habe. Wenn die verehrte Frau am Schlusse der Parallele, welche sie zwischen uns und unseren Geschicken aus Anlaß der beiden auf ihrem Schreibtisch vereinigten Büsten zieht, die Frage aufwirft: „Was ist besser?“ so könnte ich vielleicht, in dessen Lebensbecher auch gar mancher Wermuthtropfen fiel und fällt, entgegenfragen: „Was ist schlimmer?“ — Doch es ist in jedem Leben des Guten und des Üblen genug; eine genaue kritische Analyse würde gewiß nur darthun, daß das eine wie das andere nur seiner eigenen Natur und Bestimmung folgen mußte und auch bei freiem Willen sich selber treu geblieben ist . . .

Indem ich Sie mit meinen besten Wünschen in das neue Jahr begleite, mit den herzlichsten Grüßen und auf Wiedersehen (ich hoffe in 8—10 Tagen)

Ihr treuergebener

Gratz, 30. XII. 61. A. Auersperg.

Auerspergs nächster Brief — Graz, 31. März 1862 — war durch eine Anfrage Frankls über das Befinden des Freundes veranlaßt. Er lautet:

Empfangen Sie vor Allem meinen herzlichsten Dank für die freundschaftliche Theilnahme, welche neuerdings aus Ihren lieben Zeilen von gestern sich bekundet.

Meine wohlwollende Gönnerin „die Hausbesorgerin“ ist nebenbei eine Freundin der Übertreibung und so wie sie mich öfter durch entsetzenvolles Zurückprallen vor meinem „üblen Aussehen“ fast erschreckt hat, so mag sie auch Ihnen eine allzu schwarz colorirte Skizze meines Unwohlseins entworfen und dadurch Ihre freundlichen Mitgefühle über Gebühr angeregt haben. Ich war allerdings etwas leidend, als ich Wien verließ, und bin es zum Theil noch. (Folgen Details.)

Sehr bedaure ich, daß mein Unwohlsein mich mittelbar auch des Genusses beraubt hat, einen Abend in Ihrer und Hebbels Gesellschaft zuzubringen. Ich hoffe, das Schicksal entschädigt mich nächstens für diesen Entgang. Wenn ich in Wien nicht den Umgang mit alten und neuen Freunden hätte, was bliebe mir dann?! Die Existenz im

Herrenhause ist mir in neuester Zeit arg verleidet worden durch die Blindheit und Schroffheit vieler meiner Herren Collegen gegen die gerechtesten Anforderungen und gesundesten Richtungen der Gegenwart. So arge Mißgriffe wie die berüchtigte Jablonowski'sche Interpellation gegen die Presse, die Abstimmungen in der Lehenfrage u. s. w. werfen einen so dunklen Schatten auf das Ganze, daß auch der sich vorwurfsfrei fühlende Einzelne darunter zu leiden hat.

Mit großem Interesse lese ich immer Ihre Mittheilungen aus dem Imperfectum, dem leider noch kein Perfectum gefolgt ist, und so ist mir auch die mich betreffende Stelle mit dem überschwänglichen Hormayr'schen Ausdrucke nicht entgangen.[63])

Die „berüchtigte Jablonowskische Interpellation" war an den Polizeiminister gerichtet und betraf einen Artikel der „Presse" vom 1. März 1862, welcher „die politische Haltung des hochwürdigen Episkopates besprechend, jedes Maß einer anständigen Ausdrucksweise überschreitet." Wie diese Interpellation, so weckten auch die Verhandlungen des Herrenhauses über das Lehengesetz große Verstimmung. Das Abgeordnetenhaus hatte auf Grund einer Regierungsvorlage die

[63]) Gemeint sind Frankls Aufsätze: „Aus halbvergangener Zeit", speziell der bereits einmal (S. 17) citierte: „Hormayr und die Götter Griechenlands". Der dort abgedruckte Brief Hormayrs an Frankl vom 28. September 1846 enthielt den Satz: „Den Grafen Auersperg, den göttlichen Anastasius, hoffe ich diesen Sommer in München wiederzusehen."

„Allodification", d. h. die zwangweise Beendigung aller Lehensverhältnisse durch Aufhebung der Rechte der Belehnten beschlossen. Das Herrenhaus trat dem Beschlusse nicht bei; ein von Auersperg redigiertes Gutachten in diesem Sinne blieb in der Kommission, wie im Hause, in der Minorität; allerdings vermochte auch Graf Leo Thun als Vertreter des Majoritäts-Gutachtens schließlich nicht durchzudringen, und die Vorlage wurde an eine neue Kommission überwiesen, bis endlich nach mancherlei Zwischenfällen ein Beschluß zu stande kam, mit welchem alle wichtigen Lehensverhältnisse außer Kraft gesetzt, und einige nicht sehr wesentliche Ausnahmen gemacht wurden. Aus dem von Auersperg erstatteten Berichte, der von eingehendstem Studium der Sache zeugt und von musterhafter Klarheit ist, heben wir einige für den Dichter und Menschen Auersperg charakteristische Stellen hervor.

. . . . Daß das Lehensgesetz, die Aufhebung der Lehen bezweckend, zu früh komme, wird kaum jemand zu behaupten in der Lage sein. Darüber mag uns lehren jener große Regulator, welchen man die öffentliche Meinung nennt. Nicht durch die Schmeichelwellen der Tagesgunst, die im Sande verrinnen, muß man sich beirren lassen, man muß den Strom in seinem Tiefgange beobachten, dort wo er ruhig und mächtig fließt und unwiderstehlich. Dort kann man ihm vertrauen mit der Gewißheit, daß er ans Ziel, daß er vorwärts kommen wird. .

. . . . . Wenn ich mir früher zu sagen erlaubte, daß die Harmlosigkeit des Lehenswesens [seine thatsächliche Bedeutung war zu jener Zeit nur mehr gering] in dem Augenblicke verloren geht, wo dasselbe vor den prüfenden Blick der Gesetzgebung tritt, so muß ich dies namentlich mit Rücksicht auf unser Haus nochmals betonen. Man wird auf den konservativen Beruf dieses Hauses hindeuten.

Manches, was destruktiv scheint, ist aber in Wirklichkeit konservativ. Von dem mittelalterlichen feudalen Gebäude, welches einst ein festes war und auch uns noch als ein ehrwürdiges Gebäude erscheinen darf, ist nur ein einzelner morscher Pfeiler stehen geblieben, das Lehenwesen.

Nun glaube ich aber, derjenige, der diesen morschen Pfeiler kunstgerecht abträgt und seine Materiale anderweits nutzbringend verwendet, der ist doch konservativer als derjenige, der diesen Pfeiler seinem Verfalle überläßt. Denn es frägt sich, was ist zu konservieren? Nicht das alte morsche Bauwerk ist zu konservieren, sondern das Leben, welches sich ringsherum angesiedelt, die Existenzen, welche durch seinen Einsturz bedroht sind. Nicht ohne Befangenheit und nicht ohne Besorgnis, daß mir das als eine Anmaßung ausgelegt werden könnte, was nur aus innigem Pflichtgefühle hervorgeht, möchte ich noch auf das große politische Gewicht hinweisen, welches die Frage für unser Haus hat. Doch der Ernst der Stunde möge mich entschuldigen und rechtfertigen. Dieses politische Gewicht soll und darf keineswegs der einzige Grund unserer Schlußfassung sein; aber es möge die andern aufgezählten Gründe kräftigen und unterstützen. Es ist eine schwierige, aber schöne Aufgabe, die uns vorliegt, eine Aufgabe der erhebendsten Art, gewissermaßen Richter in der eigenen Sache zu sein und doch das Recht und das Interesse der Gesamtheit mit patriotischer Hingebung und politischem Seherblicke zu wahren. Die neue Zeit pocht an unsere Pforten, und dieses Gesetz ist die Anfrage, ob wir auf dem feudalen Boden verharren, oder ob wir auf dem Boden der Neuzeit mitbauen wollen.

Möge die Antwort darauf eine günstige und zeitgemäße sein! . . . [64])

Auch eine andere, vielbemerkte Rede Auerspergs findet sich im Briefwechsel gestreift. Es war jene, die er am 20. Juni 1862 im Herrenhause gegen die

---

[64]) Stenographische Protokolle des Herrenhauses des Reichsrats. Erste Session 1861—1862. S. 148 ff., 225 ff., 587 ff.

vom Abgeordnetenhause beschlossene Herabsetzung der Dotationen des Bundes-Militärkommissärs in Frankfurt a. M. und des Botschafters in Rom hielt. Aus dieser merkwürdigen Rede Auerspergs, des späteren Rufers im Kampfe gegen das Konkordat, des Vorkämpfers des Deutschtums in Oesterreich, seien folgende Stellen hervorgehoben:

> Der Freiheits- und Einigungsdrang ist in den germanischen Völkern wieder erwacht, vor allem durch oder vielmehr im Gegensatze zu der dämonisch genialen, vergiftenden Politik eines Staates außerhalb Deutschlands.
>
> In welcher Form die Bewegung in Deutschland, das von außen bedroht und von innen in Gährung begriffen ist, zum Abschluß und zur Beruhigung kommen wird, wann dieser Moment eintreten wird, wer kann es wissen? Allein ohne Seherkraft kann man voraussehen, daß, welche immer noch die staatsrechtliche Einheitsgestaltung von Deutschland werden mag, Deutschland in seiner Einheit doch zu gleicher Zeit der Kern und Mittelpunkt eines neuen politischen Systems für Mitteleuropa werden müsse, eines Systems der politischen Probität, einer geordneten Volkswirtschaft und Volksfreiheit und eines gesunden Kulturlebens, daß in diesem Systeme, welches voraussichtlich ganz Mitteleuropa umspannen wird, Oesterreich eine hervorragende Stellung einzunehmen berufen ist, daß auch Raum sich darin findet für die nicht deutschen Nationalitäten Oesterreichs, welche dort eine Sicherung ihrer Gesittung und ihrer edelsten Kulturinteressen finden werden.

Die Streichung an der Dotation des Militär-Kommissärs in Frankfurt, fuhr er fort, könnte leicht als ein erster, wenn auch kleiner Schritt zum Rückzuge, als ein teilweises Aufgeben der politischen Position in Deutschland aufgefaßt werden, besonders, da sie vom Volkshause ausgehe. Und zur römischen Botschafterfrage bemerkt er:

„Die Interessen Oesterreichs in Rom sind weltlicher und auch kirchlicher Natur. Allein eine Sonderung ist gerade hier ungemein schwer, weil eben diese Interessen so tief ineinander greifen, daß sie in vielen Fällen nicht zu lösen sind. Wenn man den Kirchenstaat mit seinem mäßigen Umfange als das ansieht, was er wirklich bedeutet, nämlich als das Piedestale der Unabhängigkeit des Oberhauptes einer Weltkirche von 200 Millionen, darunter 28 Millionen Oesterreicher, dann erhält dieser mäßige Umfang gewaltigere Dimensionen und wächst zu einer Größe und Macht heran . . ."

Ob der Territorialbesitz auch in Zukunft notwendig sei, führte er dann aus, wäre eine offene Frage, „auf welche der Ideengang der Ereignisse, und die unerbittliche Logik der Thatsachen früher oder später Antwort geben werden." Es bereiteten sich mächtige welthistorische Ereignisse auf römischem Boden vor, es seien ferner dort Feinde Oesterreichs vom Schlachtfelde her thätig, es sei das Konkordat bei den gegenwärtigen Verhältnissen in vielen Bestimmungen unausführbar geworden. Die großen Aufgaben, die in Rom zu lösen seien, die hohe Stellung des Oberhauptes der Kirche, die Würde des Monarchen, die Reciprocität, der Usus und das Beispiel anderer Mächte forderten, daß ein Botschafter mit seinem Rang entsprechenden Bezügen in Rom sei. Die Rede schloß mit folgenden Bemerkungen über den damaligen Botschafter in Rom, Alexander Freiherrn von Bach:

„Es liegt mir ferne, über einen Staatsmann, der von seiner einstigen Höhe herabsteigen und sein System in Trümmer fallen sehen mußte, irgend die Schale der Bitterkeit auszugießen, aber unausgesprochen soll es auch in diesem Hause nicht bleiben, daß wir hier nur den Posten und nicht die Person . . . im Auge haben, daß durch die

Wiederherstellung der Emolumente .... durchaus nicht ein Name glorificiert werden soll, dessen Wirken aus nicht ferner Vergangenheit noch jetzt auf Oesterreichs Geschicke einen dunklen Schleier wirft.“ [65])

Hierauf bezieht sich die Schlußstelle von Frankls folgendem Brief:

Hochverehrter Freund!

Ich mußte lachen, als ich Montag früh zu Ihnen wollte, um Sie zu bitten, mit dem Konsul v. Hahn, dem Verfasser der berühmt gewordenen „Albanesischen Studien“, mit Wurzbach, Hebbel, Mosenthal und Kompert bei uns zu speisen, waren Sie wieder fortgereist. Dann aber that es mir und den Genannten, die Sie alle so sehr verehren, recht sehr leid.

Ich wollte Ihnen auch mittheilen, da ich Ihrer mir so kostbaren Theilnahme bewußt bin, daß mir ein Sohn „der Dritte im Bunde“ geboren worden ist. Lothar Amadeus heißt er. ....

In Jerusalem ging ich einmal vor das Zionthor spazieren, lagerte da eine arabische Zigeunerfamilie, sie bettelte und ich schenkte ihr drei kleine Silbermünzen. Eine Zigeunerin rief mir seltsamen Segen nach: „Gott gebe Dir so viele Söhne, als Du mir Münzen gegeben hast, aber keine Töchter, Töchter bringen Schande!“ Bei meinen Verhältnissen muß ich mich freuen — wieder ein Bild unserer sittlichen Zustände — den Armen nicht mehr als drei Münzen geschenkt zu haben. —

[65]) Stenographische Protokolle des Herrenhauses des Reichsrats. Erste Session 1861—1862. S. 853 ff.

Ihre letzte Rede hat bei Allen, die Gerechtigkeit, Konsequenz und Anstand ehren, die beste Wirkung hervorgebracht. Die sie tadeln, ahnen nicht, daß sie ihre eigene Gesinnung nur schmählich enthüllen.

Wir tranken gestern Alle bei Tische, an dem Sie leider fehlten, Ihr Wohl auf die herzlichste Weise.

Lassen Sie sich als Echo: Hoch Auersperg! gefallen.

Wien, 28. Juni 1862. Frankl.

Auersperg erwiderte (Dornau, 3. Juli 1862) u. a.:

Vor Allem empfangen Sie meinen wärmsten Glückwunsch zu dem wahren Himmelssegen, der Ihnen durch die Geburt Ihres dritten Sohnes zu Theil geworden. Ich glaube nicht an die Vorbedeutung jener drei Münzen und des dieselben kommentirenden Ausspruches der Zigeunerin in Jerusalem, und möchte Ihnen demnach in schöner Reihenfolge noch die Ankunft eines vierten u. s. w. prognostiziren. Behielte aber auch die Zigeunerin Recht, so hätten Sie wahrlich nicht zu klagen — das wäre Ungenügsamkeit! — Denn drei stattliche wohlgerathende Bursche, das gibt in dem Herzen der Eltern einen gar lieblichen Dreiklang, und die Zahl drei ist eine schöne und von altersher geheiligte. Und in Freud und Sorge werden schon die Drei Ihnen vollauf zu thun geben. Sei es finaliter immer im besten und wünschenswerthesten Sinne! ...

Mein Söhnlein genießt hier die Landluft in vollen Zügen, aber gewiß nicht begieriger als ich

selber, dem der Staub und Dunst des Wiener Aufenthaltes noch in den Lungen und der moralische Druck einer ungewohnten und nicht selbstgewählten Berufsthätigkeit auf dem Herzen liegt.

Schon wenige Wochen später mußte Frankl melden:

Ihr Brief, der mir am 5. d. M. zukam, traf noch einen Glücklichen! und Ihre herzlichen Glückwünsche erfreuten uns doppelt, weil Sie aus Ihrem Gemüthe, von Ihren Lippen kamen, doppelt.

„Drei stattliche Bursche gibt in dem Herzen der Eltern einen gar lieblichen Dreiklang!“

Der Dreiklang ist zerrissen. Ich half gestern meinen ältesten Knaben Egon zu Grabe tragen. Noch blühend und schön war er am andern Tage todt, hingerafft durch häutige Bräune.

Die Mutter ist noch Wöchnerin, sie kann, die leidenschaftlich an ihrem Erstgeborenen hing, den Tod davon haben.

Ich habe noch 2 Kinder und doch fühle ich mich so verarmt. Ich bin innerlich aufgerieben, ich weiß, dieser Schmerz — ich habe deren schon so viele erlebt — wird milder werden, und dieses Wissen schärft mir den Schmerz noch mehr.

Ich fühle tief, wie sehr ich Ihnen anhänge, wie sehr ich Sie verehre, weil ich es Ihnen nicht ersparen kann, meinen Schmerzensschrei zu vernehmen. Sie sind der Einzige, dem ich von meinem Verluste schreibe. Es gewährt mir keinen Trost und doch muß ich es Ihnen sagen.

Ein Wort von Ihnen wäre mir vielleicht eine augenblickliche Beruhigung und doch bitte ich Sie, nicht zu uns zu kommen, es ist ein Haus voll entsetzlicher Trauer!

Mögen Sie nie einen gleichen Schmerz erleben. Es ist der beste, der heißeste Seelenwunsch, den ich Ihnen bieten kann. Wenn ich kann, werde ich nächste Woche zu Ihnen kommen.

Haben Sie Mitleid mit uns.

Wien, 11. August 1862. Frankl.

Das nächste Stück des Briefwechsels ist gleichfalls ein Schreiben Frankls. Es lautet:

Wien, 29. November 1862.

Verehrter Freund!

Zu wahrer Betrübnis erfahre ich, daß Sie anhaltendes Unwohlsein von Wien fern hält, wenn es nicht der horror vacui der Herrenhaus-Verhandlungen ist. Ich bin besorgt, daß vielleicht die heuer aus Pflichttreue aufgegebene Badereise sich rächt. Eine lange und trübe Jahreszeit hat begonnen, es wäre traurig, wenn Sie dieselbe nicht gesund und dann auch nicht schöpferisch zubrächten.

Sehen Sie Uhland! Kein Hahn würde um seine ganze Landtags-Thätigkeit krähen, wenn er eben nicht der Dichter wäre.

Ich schicke voraus, daß ich Uhland als einen Meister ehre, dessen sittliche Reinheit die Kraft seiner Phantasie überbietet. Ich habe von ihm gelernt und bin ihm dankbar verpflichtet. Ein erster

deutscher Dichter kann er mir kaum in der Gegenwart, gewiß nicht, zu unserer großen Literaturepoche gehalten, erscheinen. Im Liede meistern ihn Göthe und Heine und in der Ballade wieder Göthe.

Interessant ist der Ausspruch Göthe's zu Eckermann, daß er das Aufsehen nicht gerechtfertigt finde, welches die Lieder Uhlands erregten, wohl aber habe er die Bedeutung des Dichters begriffen, nachdem er die Balladen gelesen.

Ich erinnere mich, daß Lenau, bei aller Verehrung für Uhland, dessen Gedichte einer „kargen Phantasie“ entsprungen hielt und Rückert dagegen ungleich höher stellte. „Wenn man nur wüßte, was er den orientalischen Dichtern verdankt, wie man von Uhland weiß, was er von Walther v. d. Vogelweide genommen hat.“

Schade, daß seine Statue so abseit in Tübingen stehen wird; irgendwo am Rhein, wo ihn alle Vorüberfahrenden sehen könnten, wäre schöner. Wenn ihn nur König Ludwig nicht in die bayerische Duodez-Wallhalla einsperren läßt.

Im „Dichterbuch aus Oesterreich“[66]) habe ich Ihre tapfere Dichtung auf den Ritter Eugenius wieder gelesen und mich dabei wieder Lenau's erinnert, der von Ihnen sagte: „In Auersperg's Geiste moussirt es wie in einem Champagnerglase,

---

[66]) „Dichterbuch aus Oesterreich.“ Herausgegeben von Emil Kuh. Wien, 1863. In Grüns „Gesammelten Werken“ ist der Cyclus „Prinz Eugenius“, in Band II. 188—218 enthalten.

fort und fort, und wenn man glaubt, es sei schon zu Ende, beginnt es immer wieder von Neuem!" Prächtige Fragmente! Das Buch macht mir einen eigentlich traurigen Eindruck. Wieder sind es die Alterprobten, um nicht zu sagen: die Alten, welche die poetischen Ehren Oesterreichs tragen. Was die Jungen leisten, läßt kaum die Reife der Älteren erwarten. Der Herausgeber hat dafür gesorgt, daß die Letzteren weich auf vielem Heu ausruhen. Und mit welchem Rechte fehlen: Dräxler-Manfred, Hartmann, Leitner, Ebert, Seidl, Stelzhamer, Vogl, Julius v. d. Traun, Tschabuschnigg u. s. w. Sehen Sie? wieder die Alten!

Wie kommt es, daß in dem lerchenhaften Oesterreich, wo die Poeten wie die Datteln Büschelweise reiften, seit 10 Jahren kein neuer, echter Poet aufgetaucht ist.

Ich glaube es zu wissen.

Doch scheinen mir Goldhann, Scholz, Hamerling der Most eines guten Weinjahres zu sein. —

Überraschen dürfte es Sie, daß ich ein Klein-grund-Besitzer in part bus fidelium in — Palästina geworden bin. Die Gemeinden der Städte Safet und Tiberia am galliläischen Meere haben mich zum Ehren-Vorsteher ernannt; um aber das nach palästinensischem Rechte sein zu können, muß man dort Grundbesitz haben, und so haben mir jede der genannten Gemeinden eine kleine Grundparcelle geschenkt.

Jedenfalls besitze ich jetzt mehr von dem Lande, als die Apostolische Majestät von Oesterreich und der König von Italien, die sich beide Könige von Jerusalem tituliren lassen.

Es kommt nur jetzt auf meine Eroberungsgelüste an, meinen Besitz zu erweitern, vor Allem den Patriarchengrund in Hebron als biblisch verbrieft in Anspruch zu nehmen und endlich, auf dem Prophetenspruch fußend, Syrien zu annektiren.

Wenn es mir gelingt, da die Großmächte jede Einmischung in innere Angelegenheiten eines fremden Landes unterlassen, mich in den Besitz des Landes zu setzen, will ich jedenfalls die Christen emanzipiren, damit sich die Herrn in Steiermark und Krain beim nächsten Landtag so recht ins Herz schämen müssen, daß sie die Juden kraft verrotteter Privilegien noch nicht aufnehmen wollen. . . .

Und Jerusalem muß mein sein, wenn das Königreich Palästina Bestand haben soll.

Sie sehen, ich befinde mich in einer dem König Victor Emanuel ganz analogen Verlegenheit, und zwar in einer noch größeren, weil mir ein jüdischer Cavour und Garibaldi fehlen und weil die Angelegenheit mit der so sehr gefürchteten orientalischen Frage zusammenhängt, indem mein Plan auf nichts Geringeres ausgeht, als der Pforte ein großes Gebiet zu entreißen.

Ich bin im höchsten Grade gespannt, Ihren Rath, den Sie mir gütig, wie Sie sind, gewiß nicht vorenthalten werden, zu vernehmen. —

Haben Sie schon Pillersdorf's Nachlaß[67]) gelesen? Seltsam, daß dieser Mann, der allgemein als liberal galt, und von dem Kaiser Franz sagte: „Dem schaut unvorsichtig das Illuminatendiplom aus der Tasche heraus“ — daß dieser Mann, als die nieder-oesterreichischen Stände schon im J. 1845 die Zehentablösung verlangten, um dann die Robot und das Laudemium abzulösen, sich einem solchen Ansinnen widersetzte, so daß die Sache ausdrücklich an ihm scheiterte. Das Buch ist jedenfalls sehr interessant.

. . . . Vor Allem aber möchte ich wissen, wie es Ihnen geht? Befreien Sie, sobald Sie können, von dieser Sorge Ihren wahrhaft und herzlich ergebenen Frankl.

Das Antwortschreiben Auerspergs hat sich nicht erhalten. Der Winter 1863 war für ihn eine besonders arbeitsvolle Zeit; er verbrachte ihn als Mitglied des Krainischen Landtags zu Laibach; die Ämter, die seine Kollegen ihm zugeteilt, die Obmannschaft des Finanz-Ausschusses und des Ausschusses für die Geschäftsordnung waren eine schwere Last. Auch konnte die Arbeit nicht immer friedlich gethan sein; dafür sorgten die slovenischen Angriffe auf Deutschtum und Verfassung. Aus einer der Reden, die Auersperg in einer solchen Debatte hielt, sei hier nur die folgende Stelle angeführt, und zwar, um ihm für einen Gedanken die Priorität zu wahren, den Herbst, der ehe-

[67]) Pillersdorfs handschriftlicher Nachlaß. Mit Pillersdorfs Portrait. Wien, 1863.

malige Minister und Führer der deutschen Opposition, gegen Taaffe auch einmal, jedoch von den Deutschen der Provinzen, ausgesprochen, und den man für so wichtig hielt, daß man damit sein Ehrengrabdenkmal auf dem Wiener Centralfriedhofe schmückte. Auersperg sagte:

> Wir leben unter dem gemeinsamen Dache Oesterreichs, des großen und schönen Oesterreichs, in verschiedene Stammfamilien getrennt; jeder dieser Stämme hat unzweifelhaft den Anspruch an die Gesamtheit, in der Entwicklung seiner Interessen nicht beirrt, sondern gewahrt und geschützt zu werden: so hat aber auch die Gesamtheit an die einzelnen Stämme ein ebenso großes, wenn nicht höheres Recht, daß der Einzelne nichts unternehme, was der Gesamtheit schädlich, hemmend werden kann. Dieses Land, obschon es ein slavisches ist, gravitiert mit allen seinen vitalen Interessen, sowohl materieller als geistiger Natur, nicht nach Agram, nicht nach Belgrad und Cettinje, sondern nach Oesterreich, nach Wien![68])

Der größte Erfolg jedoch, den Auersperg damals im Landtag seiner Heimatprovinz errang, lag auf anderem Gebiete. Schon im Landtag von 1844, dem er seit 1832 als Standesherr angehörte, hatte Auersperg mit einer, im Vormärz kaum erhörten Kühnheit für die Interessen seiner Heimatgenossen gegen eine ungerechtfertigte Erhöhung der Steuern gekämpft. Der von ihm verfaßte Protest führte eine Sprache, daß es der Gouverneur für rätlich fand, ihn gar nicht in Wien vorzulegen, welche Unterdrückung eines Land-

[68]) Bericht über die Verhandlungen des Krainischen Landtags zu Laibach in den Monaten Januar, Februar und März 1863. 7. Sitzung (28. Januar) S. 105 ff.

tagsbeschlusses dann wieder zu erregten Scenen führte.[69]) An diesem Protest Auerspergs knüpfte der Führer der Slovenen, Dr. Toman, an, als er den Antrag stellte, an den Kaiser das Ansuchen um Befreiung des Landes Krain von der übermäßigen, ohne Nachteil des Landes nicht zu erschwingenden Grundbesteuerung zu richten und schlug vor, die Berichterstattung in die Hand desselben Mannes zu legen, der bereits einmal die Interessen der Heimat so tapfer vertreten. Schon in der Sitzung vom 31. März 1863 erstattete Auersperg, trotzdem erst Material gesammelt werden mußte, und trotzdem er in der Zwischenzeit leidend gewesen, den Bericht. Nachdem er geendet hatte, erhob sich Dr. Toman zu einer warmen Dankrede, die mit den Worten schloß:

> Seine Excellenz Graf Auersperg hat mitten unter ungünstigen Gesundheits-Verhältnissen ein Werk vor uns gelegt, welches ein wahres Meisterwerk klarer, nüchterner, vollständiger und weiser Prüfung der Steuerverhältnisse Krains gegenüber andern Ländern ist, ein Werk echten Patriotismus, ein Werk, welches ihm zur Vermehrung des Ruhmes, dem Landtage zur Zierde gereicht, und so Gott will dem Lande Segen bringen wird!

Und das ganze Haus, Deutsche und Slovenen, erhob sich zum Danke in lautem Jubel „unter lebhaften Beifalls- und Slava-Rufen.“[70])

---

[69]) Vrgl. „Anastasius Grün. Verschollenes und Vergilbtes aus dessen Leben und Wirken.“ Von P. v. Radics. Leipzig 1879. S. 83 ff.

[70]) Bericht über die Verhandlungen des Krainischen Landtags u. s. w. 40. Sitzung vom 31 März. S. 240 ff.

„Seiner Excellenz" hatte der Slovenenführer seinen Dank gewidmet, denn Auersperg war einige Wochen zuvor (12. März 1863) zum „Geheimen Rat" ernannt worden, mit welcher Würde dieser Titel verbunden ist. Die Auszeichnung war Auersperg unvermutet, auf Schmerlings Initiative, zugekommen, und mit welchen Empfindungen sie den charaktervollen Mann erfüllte, verrät uns ein von Frankl publizierter Brief an Schmerling[71]) vom 15. März 1863. Die wichtigste Stelle lautet:

Mein Innerstes ist zu tief durchdrungen von monarchisch-constitutionellem Geiste, als daß ich gegen die Huld meines Kaisers unempfindlich und undankbar sein und — wäre es überhaupt statthaft — den Versuch machen wollte, die mir verliehene Würde abzulehnen, weil sie unverkennbar für mich zugleich eine Bürde ist. Zudem wäre der Moment, in welchem nur mein Dank zum Ausdruck kommen sollte, der allerunpassendste, um meine Bedenken über Auszeichnungen für parlamentarische Haltungen zu wiederholen. Aber das kann ich nicht verschweigen, daß ich nunmehr als Folge davon mit doppelt ängstlicher Treue und Sorgfalt meine bisherige Unabhängigkeit zu wahren haben werde: dieses kostbarste Gut, ohne welches ich den höheren Interessen, denen ich gerne meine bescheidenen Dienste widme, mit einigem Erfolg zu dienen nicht mehr vermöchte. Darum darf ich mir auch die Gefahren nicht verhehlen, welche eine solche Auszeichnung in sich birgt und welche nur durch Ausdauer, Selbstsicherheit und Tact glücklich zu bestehen sind, Eigenschaften, die wenige Sterbliche in dem Grade vereint besitzen wie Eure Excellenz, weßhalb ich in Ihnen nicht nur den hochragenden Genossen in meiner neuen Würde, sondern auch ein leuchtendes Vorbild verehre, dessen Beispiel, soweit ich ihm nachzukommen vermag, mich davor bewahre, daß

---

[71]) „Neue freie Presse", Nr. 10351 vom 18. Juni 1893.

mir nicht etwa gar – und vielleicht durch eigene Schuld – zur Unzier werde, was mir als Auszeichnung zugedacht war.

Zu dem neuen Titel wünschte auch Frankl dem Freunde Glück. Hier Auerspergs Antwort aus Laibach, 19. März 1863:

Ihr Schreiben vom 17. d. M. ist mir gestern Abend zugekommen. Sie schleudern mir darin so viele „Excellenzen“ an den Kopf, daß ich wohl hoffen darf, Sie haben diesmal den Vorrath davon verbraucht und verschonen mich künftig damit.

Für mein dichterisches Gewissen — das glauben Sie mir wohl aufs Wort — ist es sehr schwer, einen Ehrentitel anzunehmen, den Göthe trug, und der in Deutschland darum keinem anderen Poeten verliehen, von keinem anderen getragen werden sollte. Konnte ich aber früher Bürden nicht ablehnen, die mir gegen meinen Wunsch und Willen auferlegt wurden, so kann ich dies jetzt eben so wenig mit der Würde, womit mich die Gnade des Kaisers, wohl nur über Vorschlag Schmerling's und ohne mein Verlangen darnach, jüngst überrascht hat. Ich muß nun eben das Eine wie das Andere tragen so gut es eben geht . . . .

Sie berühren meine Gesundheit und den hiesigen Landtag. Infandum, regina, jubes renovare dolorem! Wissen Sie, was es heißt, drei Wintermonate in Laibach zu verleben? sich nur im Geschäftskreise landtäglicher Aufgaben zu bewegen? und es so weit zu bringen, daß man diese noch

als Manna und Würze des Daseins ansehen möchte, d. h. des hiesigen Daseins! Rechnen Sie dazu, daß ich seit beinahe vier Jahren mein Privatleben und dessen Komfort, gewohnten Aufenthalt und gewohnte Beschäftigungen, Zeit und Gesundheit hinopfern muß, so werden Sie meinen Wunsch begreiflich finden, das Excellente meiner neuen Würde auf mein leibliches Befinden übertragen zu können, indem letzteres mir zu solchem Wunsche nur allzuempfindlichen Anlaß gibt.

Zur Erläuterung des nachfolgenden Briefs von Frankl vom 30. April 1863 sei vorausgeschickt, daß er, seit dem Frühling 1838 Sekretär der Israelitischen Kultus-Gemeinde zu Wien, im April 1863 das Jubiläum seiner 25jährigen Amtsthätigkeit feierte. Die „Gallerie Frankl", von der er im Eingang spricht, zierte sein Wohn- und Schreibzimmer in der Seitenstettengasse.

Ich erlaube mir Ihnen die angekündigten Photographien zu senden nach Bildern aus der „Gallerie Frankl".

Wie das klingt!

Es sind die Porträte

Thorwaldsen's Öhlenschläger's	} nach Amerling.
Raimund's	nach Schilcher.
Lenau's	nach Aigner.
Hammer's	nach Lawrence.
Pichler's	" ?

Ich lege noch eine Nummer der „Wr. Mittheilungen“ bei, die mein Amtsjubiläum!! schildern[72].

Ich dachte nicht daran, daß ich schon 1/4 Jahrhundert diene, da kommen Deputazionen, um mich daran zu erinnern und mir dokumentarisch zu beweisen, wie alt ich geworden bin! Sie lasen mir auch und sagten mir vor, was Ersprießliches und Treffliches ich geleistet haben soll.

Ich befand mich wie unter dem Eindrucke einer Gerichtsverhandlung, oder wie am See Möris, während über die arme Seele das Todtengericht abgehalten wird. Und doch mußte ich thun, als ob mir das Alles eine unbändige Freude bereitete. Die Absicht meiner Kollegen im Amte war eine so liebenswürdige, gute, was ich mit gerührtem Herzen anerkennen muß. Gewiß ist aber, daß meine Stimmung, wie Wein, wenn er aus der Kälte plötzlich in die Wärme gebracht wird, seit der Zeit eine etwas gebrochene ist, seitdem meine geehrten Amts-Genossen mir diese

Jubelgreis-lerei[73])

eröffnet haben. Wissen Sie mir außer Resignazion kein tröstendes Mittel?

Nun kommt noch in derselben Woche in dem „Illustrirt. Familienbuch“ meine Biographie mit

[72]) „Wiener Mittheilungen. Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst, orientalische Studien und Kulturzustände“ Redacteur und Herausgeber Dr. M. Letteris. Zehnter Jahrgang Nr. 7, 1. April 1863.

[73]) „Greislerei,“ im deutsch-oesterreichischen Dialekt ein Kaufladen geringer Sorte.

einem zur Verzweiflung ausgeführten Portrait und nennt mich einen „Veteran“ der österreichischen Literatur.

Nun freilich, auch ein Primoplanist[74]) bekommt ein Veteranenzeichen, wenn er eine bestimmte Jahresanzahl gedient hat! Während andere es nur in einer Schlacht zum Theresienkreuz bringen.

Gestehen Sie selbst, ob diese beiden in Einer Woche mir dargebrachten Huldigungen eine schmerzhaftere Empfindung in mir hätten hervorbringen können? Ich bin unbefriedigt bis ins Innerste! Das ist nun eben nicht weise, aber darum um so schmerzlicher! und eines Morgens werde ich erwachen und merken, daß ich über Nacht erfroren bin!

Sie leben jetzt im grünen Frühling, trinken Sie sich satt; es kommen bald Ihre sommerheißen Tage im Parlamente, das am Dichter Verbrechen begeht.

Sie sind wohl mit Gottschall, der uns in Wien einen angenehmen Eindruck zurückgelassen hat, zusammen? Ich bitte, ihn, Holtei, Leitner freundlich von mir zu grüßen.

In einem (undatierten) Brief — wohl vom Mai 1863 — dankte Grün für Schreiben und Beigaben und fuhr fort:

Die photographischen Nachbildungen sehr anziehender Bilder aus der „Gallerie Frankl“ sind

---

[74]) „Primoplanisten“ hießen damals in der oesterreichischen Armee die Unteroffiziere, die nicht die übliche Tageslöhnung, sondern für besondere Verwendung ein festes Jahresgehalt bezogen.

nicht nur in dieser Doppelbeziehung werthvoll, sondern überdies auch durch Reinheit und Schärfe des Abdruckes ausgezeichnet. Sie bilden bereits eine Zierde meines photographischen Albums. Die beiden, Sie betreffenden biographischen Skizzen konnten mir nur sehr erwünscht und willkommen sein, da man seine Freunde gerne in allen verschiedenen Lebensrichtungen im Auge behält und jene Aufsätze meine Kenntnisse Ihrer mannigfaltigen Thätigkeit wirklich bereichert haben; denn so sehr ich auf den meinen Blicken näher liegenden Gebieten Ihre Verdienste zu schätzen und zu würdigen weiß, so waren mir diese, in so weit sie andern, mir ferner stehenden Regionen angehören, doch noch nie in ihrem Zusammenhange und ihren Wechselbeziehungen bisher so anschaulich und übersichtlich geworden, als gegenwärtig durch jene Zusammenstellungen. Also: Hut ab! und herzlichen Respect!

Lassen Sie sich durch den „Veteran" und den „Jubelgreis-ler" nicht melancholisch machen, wie es fast in Ihrem Briefe den Anschein hat. Das sind nur etwas rauher klingende Synonyma für die „besten Jahre", die auch jenen, der sich ihrer erfreut, nicht besonders erfreuen. Wenn ich nach längerer Abwesenheit wieder nach Thurn am Hart komme, ist es die gewöhnliche Begrüßung dortiger Bauern: „Das freut mich, daß Sie noch leben!" Das sind so ähnliche Klänge, wie jener einer Weckeruhr auf der Reise, die uns auch in etwas unangenehmer Art mit ihrem schrillen Ton

aus dem Schlafe schrecken und doch eigentlich uns nur sagen, was wir bereits wissen, daß wir auf der Reise sind, so und so viele Stationen zurückgelegt haben und noch weiter müssen.

Über meinen heurigen Frühling, den ich so gerne so genöße, wie Sie ihn von mir genossen glauben, schwebt noch immer das Damoklesschwert der krainischen Deputationsreise, die ich mitmachen soll, und über deren Zeitpunkt trotz telegraphischer und brieflicher Anfragen noch immer nichts Bestimmtes zu erfahren ist, eine peinliche und trostlose Ungewißheit, die mich hindert, nach Lust und Wunsch über die kurze Zeit, die bis zur Reichsraths-Eröffnung noch frei ist, in meinem eignen Interesse zu verfügen.

Mit Gottschall, der auch mir einen angenehmen Eindruck zurückgelassen hat, habe ich einen recht vergnügten Abend bei Schönfeld zugebracht. Auch Holtei war noch anwesend, ist aber zwei Tage später für den Sommer nach Schlesien abgereist.

Die „krainische Deputationsreise" hatte den Zweck, dem Monarchen die von Auersperg verfaßte Vorstellung wegen Herabminderung der Steuerlast des Landes zu überbringen.

Am 11. Mai 1863 schrieb Frankl an Auersperg:

Die freundliche Aufnahme der photographischen Bilder ermuthigt mich Ihnen eine kleine Fortsetzung aus der „Gallerie Frankl" zu senden. Die Originale, die ich von Castelli erbte, sind von Joh. Bapt. Ritter von Lampi (geb. 31. Dezember 1751 zu ?,

gest. 11. Feber 1830 zu Wien). Nächstens erhalten Sie noch das Bild „Musa Said Saad Sruh Ahmed Abdalla's", des Negerknaben, den ich aus Afrika mitbrachte.[75])

Die Schwarze zwischen den weißen Göttinnen wird sich nicht übel ausnehmen. Der feurige Wüsten-Sohn wird vor der heidnisch blanken Plastik wohl nicht erschrecken!

Es ist ein eigenthümlicher Zufall, der mich eben in den Besitz eines Blattes setzt,[76]) auf welchem Sie sich selbst als „Schwarzen" in geistvollster Weise besingen.

Sie haben vielleicht die Verse längst vergessen und so schreibe ich Ihnen dieselben hier ab:

Mit meiner Silhouette.

Schwarz ist sonst der Trauer Farbe, schwarz des Mönchs Entiagungskleid,
Schwarz die wetterschwere Wolke, schwarzen Flor trägt Wittwenkleid,
Negersclav und Schornsteinfeger zeigen Dir ein schwarz Gesicht,
Kurz der Farben allerschönste scheint die schwarze eben nicht.

Aber sieh, wie hier die Freundschaft wundervoll zu zaubern weiß!
Kaum beleuchtet ihre Fackel Deiner schwarzen Bilder Kreis,

---

[75]) Vrgl. Frankls „Aus Egypten" S. 209 ff.

[76]) Ein Stammbuchblatt, „An Emma von Arbter" überschrieben, vermutlich die Schriftstellerin dieses Namens (1819—?), die im Vormärz zahlreiche Gedichte und Novellen veröffentlichte.

Glänzen sie voll Farb' und Ausdruck, so lebendig, frisch und licht —
Mög' ein Strahl von solcher Fackel fallen stets auf dies Gesicht!

Wie sich's oft seltsam fügt! Mit diesem Blatte zugleich fliegt mir eine Kunde zu, die ein förmliches Attentat auf Ihre poetische Freiheit, auf Ihre Gemüthsruhe ist. Nichts könnte der Kunst in Oesterreich mehr zu statten kommen, nichts könnte dem Dichter mehr schaden, dem Menschen mehr Verdruß bereiten. Ich war so kühn, in wärmster Theilnahme für Ihr Wohl im Stillen für Sie abzulehnen.

Die Kunde, die Frankl hier im Auge hatte, war eine Notiz der „Presse" vom 22. Mai 1863, daß Graf Anton Auersperg dazu ersehen sei, die Leitung der beiden Hoftheater zu erhalten.

Grün erwiderte am 25. Mai 1863:

.... Ich statte Ihnen meinen herzlichsten Dank vor Allem ab für die fortgesetzte Lieferung aus der „Gallerie Frankl", zu deren steigernder Berühmtheit diese Abdrücke gewiß auch das ihrige beitragen werden. Als Photographien sind die beiden neuesten Blätter ganz vorzüglich gelungen; was aber die Originale anbelangt, so hätte ich Einiges zu bemerken, was vorläufig besser in der Feder bleibt.[77]) Auffallend ist auf dem einen Bilde

[77]) Beide Zeichnungen stellen Venus mit Amor scherzend dar.

die Versündigung gegen die Naturgesetze. Während nämlich auf der oberen Hälfte des Bildes völlige Windstille zu herrschen scheint, bläst der Wind auf der unteren Hälfte so heftig, daß er das fast senkrecht vom Sockel herabhängende Schleiertuch plötzlich im rechten Winkel abbiegt, ein wohl im Interesse der Dezenz veranstaltetes physikalisches Wunder, welches aber gerade das Gegentheil von dem bewirkt, was es beabsichtigt. Auf mein Gefühl wenigstens macht diese scharfe Biegung denselben Eindruck wie die in Zeitungsankündigungen oft vorkommende, auf gewisse Annoncen und Reklamen direkt hinweisende schwarze Hand mit vorgestrecktem Zeigefinger. Oder sollte der Schalk Lampi, der mir eine Art malerischer Castelli [78]) zu sein scheint (— nach diesen Proben wenigstens —) eine solche Wirkung geradezu beabsichtigt haben? Charakteristisch bleibt es jedenfalls, daß die beiden Bilder in Ihrer Sammlung unsern alten Freund Castelli und dessen Andenken zu vertreten haben. . . . .

Es ist ein eignes Gefühl, wenn man alte, längstverklungene und vergessene Verse nach Jahren wieder vor sich sieht und in der anfangs ganz fremd erscheinenden Hülle allmählich wieder sein eignes Selbst erkennt. So erging es mir mit jener Silhouetten-Poesie, deren erneuerte Bekanntschaft ich abermals Ihrer gütigen Mittheilung verdanke. Diese

[78]) Der Schriftsteller Castelli hatte für sich und seine Freunde handschriftlich eine mehrere Bände umfassende Sammlung von Zoten aller Art zusammengestellt.

Verse waren mir so fremd geworden, daß ich in diesem Augenblicke, wo ich zwar meine Autorschaft wieder erkannte, mich doch nicht mehr zu erinnern weiß, an wen sie ursprünglich gerichtet und für wessen Sammlung sie bestimmt waren? Es würde mich aber interessiren, dies gelegentlich zu erfahren.

Gleichzeitig mit Ihrem lieben Schreiben kam mir auch die „Presse“ zu, welche mir bestätigte, daß meine Auslegung eines sonst dunklen Passus in jenem die richtige gewesen. Ich möchte nur wissen, wer mir, dem jederzeit nur seiner Unabhängigkeit sich freuenden, zu wiederholtenmalen derlei „Würden-Bürden“ oder „Bürden-Würden“ zudenkt? Daß ich auf ein wirkliches Ansinnen dieser Art nur so antworten würde, wie Sie im Geiste für mich geantwortet haben, können Sie sich wohl denken. Darüber bin ich ganz ruhig. Aber das Schlimmste bei derlei sich wiederholenden Gerüchten bleibt für mich, daß die Welt am Ende noch glauben könnte, ich selber ambitionire Solches, und bewerbe mich gar um Stellen und Würden, während ich doch nur den Einen Wunsch habe und haben kann: Muße und Ruhe!

Im Juni 1863 ersuchte Auersperg Frankl, ihm einen Abguß seiner Büste für seine Frau anzukaufen; Frankl erwiderte, Wien, 30. Juni 1863:

Ihrem Wunsche gemäß sende ich Ihnen Ihre Büste; und da dieselbe bestimmt sein soll, Ihre Frau Gemahlin zu überraschen, so bitte ich mir die Bevorzugung zu gönnen, dies thun zu dürfen, da ich

denn ohnehin durch Ihre Güte schon Ihre Büste besitze.

Die Schilderung der Beethovenfeier lege ich bei.[79]) Fernkorn hat sich mit der Büste weniger als ausgezeichnet; sie ist weder ähnlich noch ideal aufgefaßt.

Gestern und vorgestern (28. und 29.) war große Inaugurazion der Hilscherbüste in Leitmeritz . . .

Schade, daß Sie Thiers hier versäumen!

Interessant war es mir zu hören, daß er einen Abgeordneten bat, ihm die Situazion Österreichs, das Verhältniß des Oktober-Diploms zur Februarverfassung, die Stellung der Nazionalitäten u. s. w. zu erklären und vorausschickte: „Ich will Ihnen aber zuvor sagen, zu wem Sie sprechen. Ich bin Zentralist, ich bin für Aufrechthaltung der weltlichen Macht des Papstes, ich bin nicht für ein selbstständiges Polen und begreife, daß Österreich Venezien behalten muß. Was die Ungarn betrifft, gilt es zuwartende Geduld, sie werden kommen. Das verlangt die Logik!"

Der „Nibelunge im Frack", der Herzog Ernst von Koburg zog sehr verstimmt und abgekühlt ab. Seine Drohung, daß die Revoluzion, ehevor Österreich Zeit hat sich konstitutionell zu konsolidiren, losbrechen werde, erschreckte nicht; sein Anbieten der deutschen Kaiserkrone — er selbst wäre dann freilich

---

[79]) „Beethoven-Monument in Heiligenstadt bei Wien." (Von Frankl.) Wien 1863.

Reichsverweser mit dem Sitze in Frankfurt Namens des Nazionalvereines, der sie eben nicht hat — wurde höflich lächelnd abgelehnt.

„Man hat mich überall höflich aufgenommen," kann er mit Mephisto sagen und beifügen: „und entlassen." [80])

Ich beneide Sie um die Kühle Ihrer Schatten, hier ist eine afrikanische Hitze und ich kenne die letztere. Wäre ich kein Egoist, ich würde Ihnen wünschen, nicht nach Wien kommen zu müssen. Thuen Sie jedenfalls einen tiefen Athemzug ehe Sie kommen . . .

---

[80]) Frankl giebt die Gerüchte wieder, welche damals über die Mission des Herzogs in Wien kursierten. „Sollte der Augenblick" — schrieb Herzog Ernst im Jahre 1863 an Schmerling — — „nicht gekommen sein, wo Oesterreich, rühmlichst eingetreten in die Reihe der konstitutionellen Staaten, seine neue hohe Bestimmung darin finden könnte, in einer großen und nationalen That das deutsche Einigungswerk aufzunehmen?" Zuerst sandte er Kabinettsrat Vierzern behufs Information nach Wien mit der Mitteilung, es sei vielleicht das letzte Mal, daß sich die nationale Partei an Oesterreich wende. Am 9. Juni 1863 kam Herzog Ernst nach Wien, um für seine Ideen zu wirken. (Bundesreform; permanenter Executionsausschuß unter alternierendem Ehrenvorsitz Oesterreichs und Preußens, ihm zur Seite ein Fürstenkolleg: für die Hauptinteressen des Gesamtvaterlandes ein aus freier Wahl hervorgegangenes Parlament, zu dem Oesterreich nur seine rein deutschen Provinzen wählen läßt; deutsche Flotte, Flagge, Kokarde.) Am 16. Juni verließ er mit der Vorahnung des Mißerfolges Wien und schrieb am 25. Juni an König Leopold: „Bis auf den Kaiser, der stets zuvorkommend und gentlemanlike sich benimmt, war man von Seite der Minister ziemlich kühl und unverbindlich gegen mich." Vrgl. „Aus meinem Leben und aus meiner Zeit." Von Ernst II. Herzog von Sachsen-Coburg-Gotha. Berlin 1889, III. 275 ff.

Auerspergs Antwortschreiben — Thurn am Hart, 9. Juli 1863 — beginnt mit „den herzlichsten Worten aufrichtigen Dankgefühls“ für das Geschenk und fährt dann fort:

> Thiers' flüchtige Bekanntschaft habe ich bereits vor Jahren in Paris auf einem Balle bei dem dortigen Rothschild gemacht; ich besitze daher von ihm bereits das, was man bei so flüchtigen Berührungen — und auch jetzt in Wien wäre es eine solche geblieben — von bedeutenden Individualitäten erlangen kann. Und so tröste ich mich darüber, diese Bekanntschaft nicht in Wien erneuert zu haben, da es dort eben nur in der störenden Umgebung eines massenhaften Andranges hätte geschehen können. Er tritt mir hier in meiner Einsamkeit viel näher, als es dort der Fall gewesen wäre, indem ich mich mit seiner geistigen Bedeutung beschäftige und zu diesem Behufe das Kapitel über ihn in Cormenier's „Études sur les orateurs parlamentaires“ (der übrigens nicht sehr gut auf ihn zu sprechen ist) durchlese. Mit dem Programm, das Sie ihm (wohl nach verläßlichen Mittheilungen) in den Mund legen, kann sich jeder gute Östreicher im Wesentlichen einverstanden erklären . . .
>
> Gestern bin ich durch ein sehr freundliches Schreiben B. Auerbach's, welchem ein überaus anerkennender Aufsatz über mein Wirken in unserem Herrenhause beilag, aufs angenehmste überrascht worden. Wenn Sie die „Gartenlaube“ zu Gesicht bekommen, werden Sie ihn darin finden. Das

Faktum mit Lenau, womit der Aufsatz beginnt, ist nicht ganz richtig erzählt; nicht ich, sondern ein Anderer aus dem Freundeskreise richtete die dort erwähnte Mittheilung an Niembsch. Auch den Vorzug, welchen Auerbach einem parlamentarischen Wirken vor dem intuitiven Schaffen der Dichterseele einzuräumen scheint, werden Sie eben so wenig zugeben, als ich selbst, der im Reichsrathssaale gar oft und tief den Zug der Sehnsucht nach den beglückteren Stunden dichterischer Muße empfindet, es vermöchte.

Nach der Bekanntschaft mit dem Herzog von Coburg war ich wenig lüstern; er gehört in die Reihe jener unnatürlichen zwitterhaften Erscheinungen, für die ich, mögen sie sonst durch persönliche Vorzüge noch so sehr glänzen, in mir keine Sympathie zu finden vermag. Ein Fürst, der zugleich Demokrat und Agitator, ist und bleibt für mich eine widrig amphibienhafte Natur. Der Fürst soll Fürst bleiben; das hindert ihn nie und nimmer, ein Herz fürs Volk und Verständnis für Zeitinteressen zu haben und zu bethätigen.

Da ich die kühlenden Schatten, unter denen ich mich hier bewege, möglichst zu verlängern trachten werde, hoffe ich so viel Zeit zu gewinnen, daß auch Sie, bis ich nach Wien rückkehre, von Ihrem Badeausfluge daselbst wieder zurück sind und hoffentlich Ihr Leiden in irgend einer czechischen Quelle versenkt haben.

Auerbachs Aufsatz[81]), die schönste litterarische Würdigung, die dem Politiker Auersperg bisher je zu Theil geworden ist, beginnt mit der Erzählung der Anekdote, wie Auersperg in den Märztagen von 1848 in die Irrenanstalt zu Döbling hinauseilt, in der Hoffnung, den armen geisteskranken Lenau durch den Zuruf: „Wir sind frei! Metternich ist verjagt!“ aus seiner Verstörung aufzurütteln; es bleibt vergeblich. In Wahrheit war es Bauernfeld, der diese Scene, von der Auerbach mit Recht bemerkt, daß sie wie ein phantastisches Gedicht von Lenau anmuthe, herbeiführte[82]). „Lenau hatte den Ruf nicht verstanden, und das oesterreichische und das deutsche Volk hatte den Ruf wohl gehört, aber auch nicht verstanden. Der Geist der Freiheit sank wieder in Nacht.“ Dann erinnert Auerbach an Auerspergs, von Radikalismus und Reaktion gleich weit entfernte Haltung vor 1848 („er ließ sich weder von der einen, noch von der anderen Seite seine eigene Seele entwenden“), und seine Teilnahme am Frankfurter Parlament, dem er bis zum September 1848 angehörte, um hierauf bei seiner Thätigkeit im Herrenhause zu verweilen:

Wie viel hat man von Ungehörigkeit der politischen Poesie, von Unverträglichkeit zwischen Dichtung und Po-

---

[81]) „Graf Auersperg (Anastasius Grün) im oesterreichischen Herrenhause.“ „Deutsche Blätter,“ Beiblatt zur „Gartenlaube“, Nr. 27 vom 1. Juli 1863.

[82]) Vergl. Schurz, „Lenaus Leben“ (II. 312). In seiner Biographie Lenaus erwähnt Grün der Begebenheit gleichfalls, ohne auch hier den Namen zu nennen. (S. LXXXVI der Ausgabe von 1874.)

litik gesprochen — die Thatsache belehrt am besten darüber. Deutschland hat keinen besseren Namen zu nennen als Ludwig Uhland, und ihm nahe stellt sich nun der auch persönlich mit dem Sänger vom Neckar befreundete Graf Auersperg. Die Eigentümlichkeit, daß man die Freiheit im Gesetze als Sache des Herzens erfaßt und die Seele des Volkes dafür entflammt, mag eine deutsch besondere sein — sie schließt aber, wie diese beiden Beispiele zeigen, die starke und kernhafte Männlichkeit, die glanzlose Ausdauer, das nüchterne und klare Eindringen in alle Staatsverhältnisse und ihre gesetzliche Feststellung nicht aus. Es liegt im Feuer dichterischer Begeisterung etwas von jenem ewigen reinen Feuer, das vor Zeiten auf den Altären brannte, und nur von reinen Händen gepflegt und erhalten werden durfte, von Menschen, die sich dem Dienste der Idee geweiht hatten. Die Weihe, die vordem eine äußerliche war, ist nun zur innerlichen geworden Wer nie für die Freiheit geglüht hat, wer sie auf dem kalten Wege der Berechnung zu erringen meint, dem wird eine andere Berechnung, was man eben „Rechnung tragen“ nennt, sie leicht entwinden. Wer aber die Forderungen der Zeit als Forderungen des ewigen Menschengeistes, der unentreißbaren Urrechte aufrecht erhält, der hat nicht blos die Liebe zu dem Ideale, sondern auch die Treue für dasselbe und bewahrt es ungeschädigt durch alle Wandlungen des eigenen, wie des allgemeinen Lebens. Die Sonne selbst verdunkelt sich nicht, nur das Gewölke des Tages, und der Lauf der Zeit läßt ihr Licht regellos oder geregelt nicht durchdringen. So auch ist es mit der Sonne des Geistes, in dem es einmal Tag geworden. Jenes Feuer glüht fort im Herzen und macht die scheinbar nüchterne und vereinzelte That zu einer begeisterten, der Gesamtheit der höchsten Ideen sich anschließenden. Das ist der rechte und wahrhaft ideale Geist, der sich am Leben und seinen spröden Bedingungen versucht und durch keinen Widerstand sich zur Verdrossenheit und selbstbeschönigender Lässigkeit verleiten läßt.

Auerbach schließt:

Auersperg ist heute 57 Jahre alt. Er hat große Geschichtsepochen erlebt: die heillose, Oesterreich an den

Rand des Verderbens führende Regierungskunst Metternichs, die nichts als Polizeikunst war; die neue Regung des Geistes seit der Juli-Revolution; das Jahr 1848 und die nachfolgende Reaktion. Jetzt steht er, mit an die Spitze gestellt, in der neuen Bewegung, die nicht nur eine Bewegung, sondern eine feste Regelung werden soll. Das ist der Rhythmus der Geschichte, dem noch keine Verskunst sein Maß vorgezeichnet; das sind Wandlungen und Wendungen der Thatsachen, wie sie eine Dichterphantasie selber sich nicht kühner ausdenken könnte. Die Peripetie, wie man's nennt, die Spitze der Wendung im dritten Akte, ist überschritten, man darf hoffen, daß der vierte und fünfte heiter ausklingend und harmonisch sich abrundend ende.

Anton Auersperg soll — welcher Deutsche wünscht das nicht? — ein Lebensdrama werden, in dem sich die Kämpfe und Siege der neuen Ideen künstlerisch schön und sittlich versöhnend wiederspiegeln.

In diesem Sinne hat sich Auerbachs Hoffnung nicht erfüllt, und zwar mit aus demselben Grunde, aus dem er die politische Thätigkeit eines oesterreichischen Dichters für beglückender hielt, als Frankl und Auersperg selbst.

Das nächste Schreiben Auerspergs an Frankl ist eine Antwort auf dessen Mitteilung von dem am 13. Dezember 1863 erfolgten Tode Hebbels. Der Brief — Graz, 27. Dezember 1863 — lautet in seinen Hauptstellen:

. . . . . Sie wecken Wehmuth und herzliches Bedauern in mir, indem Sie Hebbels Namen nannten. Wie schmerzlich empfinde ich jetzt die Tücke des Zufalls, die mir nicht gegönnt hat, des bedeutenden Mannes und Dichters persönliche Bekanntschaft zu machen. Und doch hat es vielleicht

andererseits wieder sein Gutes, eine ragende Größe ganz frei und rein von den Schlacken der prosaischen Lebensverhältnisse blos in den Werken des Geistes, gewiß dem Besten, was jeder zu geben vermag, vor dem geistigen Auge stehen zu sehen. — Eine Bemerkung in Ihrem Briefe hat mich frappirt und weckt meinen Widerspruch. Sie meinen nämlich, Hebbeln habe zur Vollendung nur die größere Wärme des Künstlers gefehlt; mir schien gerade das Gegentheil der Fall, nämlich eine excentrische Überwucherung des blos oder doch vorwiegend künstlerischen Strebens und Ehrgeizes auf Kosten des objectiveren Standpunktes, der den Menschen im Künstler mitten unter Menschen, als Beobachter, Forscher und Freund mitten unter seines Gleichen stellen soll, und wo er nur das bevorzugte Organ dessen sei, was reinmenschlich in allen Andern lebt, die es aber nicht so wie er auszusprechen vermögen. Doch vielleicht habe ich Sie nicht richtig verstanden und wir stehen nur in verschiedenen Gesichtswinkeln derselben Anschauung gegenüber . . .

Im nächsten Monat, Januar 1864, sah sich Auersperg veranlaßt, in der Debatte des Herrenhauses über das Justiz-Budget das Wort zu ergreifen, um die vielbemerkte Äußerung eines seiner „Lieblingsgegner"[83]), des Fürst-Erzbischofs von Wien, Cardinal

[83]) Neben Rauscher war dies hauptsächlich Graf Leo Thun. Auersperg trat ihnen besonders gern entgegen, weil er sie unter allen Klerikal-Konservativen sich an Bildung, Geist und rednerischem Talent zunächst ebenbürtig erachtete und in ge-

Rauscher, zu bekämpfen, die kurz zuvor in einer Rede zu demselben Budget gefallen war: „Wenn man das Bestreben, einen Staat ohne Gott zu gründen, Liberalismus nennen will, so mag es geschehen; diejenigen, die nicht damit einverstanden sind, haben sich an die zu wenden, die den Sprachgebrauch eingeführt haben.“ [84]) Darauf erwiderte Auersperg u. a.:

Liberalismus! Ein elastisches Wort, unter dem man sich denken kann, was man eben will. Die Definition ist schwer. Nach meiner Anschauung ist ein Mann liberaler Gesinnung derjenige, welcher redlich und ehrlich das Recht ehrt, wo er es findet, dort, wo er es nicht zu finden glaubt, es ebenso ehrlich sucht, und wo er es gefunden hat, es thatsächlich zu verwirklichen strebt.

In dieser Anschauung liegt auch der Gebrauch bezeichnet, den ein solcher Mann von der Freiheit macht, einer Freiheit, die vom Rechtsbegriffe unzertrennbar ist, die durch Reformen, welche gleichen Schritt mit dem Rechtsleben halten, die Gefahren von Umwälzungen hintanzuhalten sucht, der redlich einer Freiheit anhängt, die, um mit den Worten Seiner Eminenz zu reden, „eine lebenskräftige ist, weil mit Gott und der Vernunft im Bunde.“ Ein solcher Mann kann den hier ausgesprochenen Grundsätzen anhängen, ohne mit seinem Adel und seinem Christentume in Widerspruch zu geraten. Er muß und wird das Recht und die Freiheit der Kirche auf ihrem eigenen Gebiete achten und ehren und doch anerkennen müssen, daß gewisse Grenzen sind, welche im Staatsleben nicht überschritten sein wollen, aber in der Vergangenheit überschritten worden sind . . .

---

wissem Sinne seine Freude an ihnen hatte. Thun und Auersperg, die einander duzten, nannten sich wechselseitig in ihren Briefen: „Mein lieber Gegner“. Vrgl. „Briefe des Grafen Leo Thun und des Grafen Anton Auersperg.“ Mitgeteilt von Ludw. Aug. Frankl. Neue freie Presse Nr. 8755 und 8756 vom 8. und 9. Januar 1889.

[84]) Stenographische Protokolle des Herrenhauses des Reichsraths. Zweite Session. S. 210 ff.

Gegen Schluß seiner Rede führte Auersperg aus: Die Stellung des Abgeordnetenhauses als Vertreter der Steuerträger in Finanzfragen sei gebührend zu berücksichtigen, allerdings dürfe auch die Stellung des Herrenhauses dadurch nicht „nullifiziert" werden. Übrigens liege die Gefahr für das Herrenhaus in ganz anderer Richtung: in einer zu weit gehenden Willfährigkeit gegen die Regierung. In Anlehnung an ein, vom Präsidenten des Herrenhauses Fürsten Carlos Auersperg gebrauchtes Wort, das Herrenhaus sei der Stundenzeiger, das Abgeordnetenhaus der Minutenzeiger, schloß Auersperg:

> Ich finde das Zutreffende dieses Gleichnisses darin, daß sowohl Stunden- als Minutenzeiger sich in demselben Kreise bewegen, daß sie, wenn auch in verschiedenem Taktmaße, dieselbe Richtung verfolgen, nämlich die Richtung nach vorwärts. Es wird ein vergebliches Bemühen sein, durch rasches Vorrücken des Minutenzeigers den Gang der Zeit zu beschleunigen; es wird aber auch ein ebenso vergebliches Bemühen sein, durch Rückstellung des Stundenzeigers den Gang der Zeit aufzuhalten. Dadurch kann das Räderwerk ins Stocken kommen, der Mechanismus kann zerbrochen werden, allein der Gang der Zeit läßt sich nicht aufhalten. Sie wird unaufhaltsam weiter schreiten.[85])

Die Rede fand begeisterte Zustimmung der Parteigenossen Auerspergs, und die Kunde, daß Auersperg unmittelbar darauf krankheitshalber Wien habe verlassen müssen, weckte besondere Teilnahme, da man diese Erkrankung den Aufregungen des parlamentarischen Kampfes zuschrieb. Auch Frankl sprach in

[85]) Ebenda S. 290 ff.

einem Schreiben an Auersperg diese Vermutung aus. Hier Auerspergs Antwort aus Graz, 26. Januar 1864:

Verehrter Freund!

Ihr heute eingetroffener Brief bestätigt mir aufs Neue, wie genau und gut Sie mich kennen! Sie ahnen sehr richtig, was alles vorausgegangen sein mußte, bis ich mich zu meiner jüngsten Rede entschloß. Man hat mir fast wochenlang die Ohren betäubt mit dem tollsten Glockengebimmel, den Kopf umnebelt mit dem athembeengendsten Weihrauchqualm, ich mußte ansehen das gleißnerische Augenverdrehen untonsurirter Klingelbeutler und die Speichelleckerei excellenter Lakaien, anhören das Beifallsblöcken unzurechnungsfähiger Zweibeiner, ich mußte Zeuge sein, wie die Gestalten, die unser liebes Oestreich schon einmal an den Rand des Verderbens gebracht, wieder zuversichtliche Miene machten, sich in den Sattel aufs hohe Roß zu schwingen und wie ihnen die Ministranten von ehedem dienstfertig den Bügel hielten u. s. w., all diese Martern mußt' ich über mich ergehen lassen, bis es in mir feststand, daß ein Wort gesprochen werden müsse — und da sich leider kein Andrer fand, der es spräche — daß es meine Pflicht sei, dies zu thun. Hätte ich geschwiegen, ich wäre daran erkrankt; da ich gesprochen, ist mir zwar ein Stein vom Herzen gefallen, aber nicht ohne bittre Leiden. Ähnliches ahnte mir schon damals, als ich Ihnen bei meiner Ernennung zum Lebenslänglichen

schrieb, ich fühle mich dadurch als einen „condamné aux travaux forcés à perpétuité“.[86])

Indessen wäre es unrecht, jene Rede als Grund meiner Erkrankung anzusehen; ich habe seither noch fünf spätere Sitzungen mitgemacht, in einigen auch noch gesprochen, namentlich meine Referate über Staatsgüter, Staatsforste, Ärarialfabriken u. s. w. vorgetragen und erst am Samstag den 16ten fühlte ich mich unwohl, und zwar von einem in dieser Jahreszeit nicht ungewöhnlichen Schnupfen befallen. Vierzehn Tage Plenarsitzungen, nebstdem eine Anzahl Comitésitzungen, meine fortwährende nervöse Aufregung, der häufige und unvermeidliche Temperaturwechsel u. s. w., das Alles erklärt leicht das Entstehen eines solchen Unwohlseins . . . . .

Am 14. März 1864 konnte Frankl dem Freunde melden:

Ich eile Ihnen mitzutheilen, daß heute — 14. März, dem Tage der verliehenen Preßfreiheit — der Antrag, Ihnen das Ehrenbürgerrecht von Wien zu verleihen, in der Sekzion einstimmig und

---

[86]) Auersperg hat diesen Gedanken auch in folgendem Epigramm ausgesprochen:

Minorität der Lebenslänglichen.

Was doch verbrach ich, daß ihr zu lebenslänglichem Zwangswerk
Grausam mit diesem Volke schmiedet zusammen auch mich?!
Unter den Braven doch fand ich manch freiere Seele, und mancher
Weise Galeerengenoß reicht mir die redliche Hand.

ohne alle Debatte angenommen worden ist.[87]) Referent: v. Mühlfeld. Motiv: weil der Dichter der Erste in Oesterreich war, der das Wort für Freiheit erhoben hat. Anlaß: die Rede im Herrenhause.

Hier Auerspergs Dankbrief (Laibach, 18. März 1863) für die Nachricht:

Empfangen Sie meinen herzlichsten Dank für die so freundliche Mittheilung über die mir vom Gemeinderathe Wiens zugedachte Ehre und Auszeichnung. Das ist viel mehr, als ich je verdiente, und dem „Wiener Poeten“ ist in dem „Wiener Bürger“ gewiß das ehrenhafteste Loos geworden, der Spaziergänger wird nun zum soliden angesessenen Manne, stolz und beglückt durch das Wohlwollen seiner wackern Mitbürger in der Hauptstadt des Reiches . . . . .

Wenige Tage darauf konnten die Freunde einander ihre neuesten Bücher senden; Frankl seine „Ahnenbilder“,[88]) Grün seinen „Robin Hood“.[89]) In seinem Briefe vom 27. März 1864 dankte Auersperg für Frankls Werk, das ihn nach Laibach begleiten werde, „um mir die wenigen Stunden, welche mir Muße und Stimmung zu anderer, als landtäglicher Lektüre gönnen, mit einer gesunden poetischen Kost zu würzen“ und fuhr dann fort:

[87]) Die Verleihung des Ehrenbürgerrechts erfolgte dann in der Sitzung des Gemeinderats vom 18. April 1864.

[88]) „Ahnenbilder.“ Gruppen Leipzig 1864.

[89]) „Robin Hood.“ Ein Balladenkranz nach altenglischen Volksliedern. Stuttgart 1864.

Sie urtheilen nachsichtig, freundlich und wohlwollend, wie immer, auch über die Art und Weise, wie ich, gegen Wunsch und Willen auf das politische Terrain gestellt, daselbst meine Pflicht zu erfüllen trachte. Mein Verdienst dabei ist ein sehr bescheidenes und besteht vielleicht nur darin, daß ich mir willig die meiner Neigung widerwärtigsten Aufgaben aufnöthigen lasse und am Ende mit Hilfe des Lichtstümpfchens, das der liebe Herrgott mir angezündet hat, noch ganz erträglich bewältige; aber wie ungesund meiner innersten Natur diese Dinge sind, das fühle ich gar tief und nachhaltig. Sie haben den Kern all meines Strebens auf jenem Felde sehr richtig getroffen. Redlichkeit und Wahrheit, Klarheit und Ganzheit! Das möchte ich, ohne selbst staatsmännische Begabung und Neigung zu spüren, unsern leitenden Staatsmännern fort und fort zurufen. Ohne jene Grundbedingungen sehe ich in unsern Tagen auch für das an sich beste und angemessenste System auf die Dauer kein Heil.

Im Herbst 1864 ersuchte Frankl den Freund um autobiographische Notizen, um deren Erlangung ihn Prof. Dr. Robert Zimmermann gebeten hatte, weil dieser ihrer für seinen beabsichtigten Antrag an die philosophische Fakultät der Wiener Universität, Auersperg anläßlich des bevorstehenden 500jährigen Jubiläums der Gründung der Hochschule zum Ehrendoktor zu ernennen, bedurfte. Gleichzeitig schloß Frankl die neue (dritte) Auflage des „Libanon“ bei.

Hier Grüns Antwort:

Gratz, 27. IX. 64.

Mein theurer und verehrter Freund!

Empfangen Sie meinen wärmsten und herzlichsten Dank für Ihre freundliche, mir gestern zugekommene Mittheilung und insbesondere für deren literarische Beigabe, die von Ihnen nur insofern richtig als „Ballast“ bezeichnet wird, als eine Ladung von Edelmetallen ja auch als solcher dienen und angesehen werden kann.

Minder dankbar bin ich Ihnen — wenn ich recht aufrichtig sein darf — für die in Ihrem gütigen Schreiben mir gestellte Aufgabe, Ihnen autobiographische Skizzen zu dem von Ihnen angedeuteten Zwecke zu liefern, so sehr ich anderntheils mich durch Ihre Aufforderung geehrt fühlen muß. Meinem Gefühle war es jederzeit peinlich, wenn ich so gewissermaßen auf offener Straße Selbstschau zu halten genöthigt war. Überwände ich auch, um Ihnen dienstwillig zu sein, wie ich gerne wollte, jenes widerstrebende Gefühl, so wüßte ich zudem nichts Erhebliches mitzutheilen, das nicht schon bereits gedruckt und betreffenden Ortes leicht aufzufinden wäre. Aufforderungen ähnlicher Art, die mir aus dem Auslande zugingen, wußte ich in der That nicht besser zu beantworten, als durch Übersendung des Bauernfeld'schen Aufsatzes im Oesterr. Dichteralbum, dann des Holtei'schen in der Leipziger Illustrirten Zeitung vom Jahre 1863 und endlich des Artikels über mich im Wurz-

bach'schen Biographischen Lexikon. Diese Aufsätze sind gewiß auch Ihnen leicht zugänglich. Wenn ich zur Ergänzung der Bauernfeld'schen Lebensskizze noch beifüge, daß das Privatinstitut, in welchem ich bis zum Übertritte in die Universitäts-Studien meine Erziehung erhielt, das des Konvertiten Friedr. Klinkowström war, daß daselbst der als Lehrer angestellte, später als slovenischer Dichter sich auszeichnende Dr. Franz Preshern sowohl auf mein dichterisches Schaffen, als auf meine sonstige Bildung wesentlichen Einfluß genommen hat, wenn ich als in diesen Richtungen anregende Persönlichkeiten noch den Dichter C. G. Leitner und den damaligen Gubernial-Concipisten Jos. Fellner (dem der „Letzte Ritter" gewidmet ist) während meiner Studienzeit in Gratz nenne, so haben Sie in summarischen Umrissen alle Fragen beantwortet, welche Sie in lebens- und bildungsgeschichtlicher Hinsicht an mich stellen. Auf die Details einzugehen wäre wohl allenfalls im mündlichen Verkehr zu wagen, im brieflichen jedoch könnte es sich ins Weite verlieren und doch vielleicht von Ihrem mir nicht genug bekannten Gesichtspunkte abirren.

Sie erschrecken mich mit der Aussicht auf mir bevorstehende „glänzende Ehren". Mein Gott, ich empfing bereits mehr der Ehren, als ich verdiene und wünschen kann! Wer am liebsten aus der Verborgenheit stiller Schattenlauben in die glänzende Welt hinausblickt, dem wird der auf ihn selbst fallende Sonnenstrahl nicht stets der willkommenste

sein. Zudem liegt in jeder neuen Ehre der Sporn und die Pflicht zu neuen Leistungen; ich aber fühle meine Arme fast schon ermüdet niedersinken und sehne mich nach Ruhe und Frieden. Gelingt es mir vielleicht noch das ein' oder andremal mich aufzuraffen und etwas Erträgliches zu leisten, dann ists um so besser, je weniger man noch von mir erwartet hätte.

Ich komme nochmals auf Ihr werthvolles literarisches Geschenk zurück. Die Widmung ist mir tief zu Herzen gedrungen. Ich fragte mich anfangs: wozu die halbvernarbte Wunde wieder aufreißen, aber ich ahne und fühle doch schließlich mit Ihnen, daß die lebhaft genährte Erinnerung nach solchem Verluste noch immer der einzig mögliche und zugleich der edelste, wohlthuendste Besitz bleibt.[90])

Entschuldigen Sie es, verehrter Freund, wenn ich nach meiner vielleicht etwas engherzigen subjektiven Anschauung Ihrer Aufforderung diesmal nicht im ganzen Umfang zu entsprechen vermochte, und bewahren Sie mir deßhalb nicht minder Ihr freundschaftliches Wohlwollen. Indem ich Ihnen aus meiner Seele, welche für Ihr körperliches Leiden den innigsten Antheil wahrt, eine baldige und dauernde Wiederherstellung wünsche, mit verehrungsvollen herzlichen Grüßen Ihr treuergebener

A. Auersperg.

---

[90]) Diese neue Auflage des „Libanon“ war dem Andenken des dahingeschiedenen Kindes Frankls, Egon Ernst, gewidmet. Vgl. S. 140.

Am 15. Januar 1865 verübte der unglückliche Karl Gutzkow im Städtchen Friedberg in Oberhessen einen Selbstmordversuch. Unter dem Eindruck der Nachricht schrieb Frankl — Wien, 22. Januar 1865 — an Auersperg:

..... Ich kann mich seit der Nachricht von Gutzkow nicht beruhigen! Unstreitig Einer der ersten deutschen Schriftsteller, ist kaum ein Gebiet des Geistes, das er nicht mit oft glänzendstem Erfolg betreten. Und was ihn vor Vielen besonders auszeichnet, es war keine Bewegung der Zeit, in die er nicht seine geistige Rede gemischt, für die er nicht mit der scharfen Waffe des Geistes gekämpft hätte, und das stets in freiester Richtung, mit edelstem Muthe für das Vaterland, dessen Größe und Glanz!

Es ist jetzt nicht die Zeit, dessen zu gedenken, was menschlicher Irrthum und Leidenschaft gegen Gleichstrebende in ihm war, aber gewiß ist es, daß er sie Alle an Ausdauer, an unermüdlichem Fleiße weit übertroffen hat. Nahe an 100 Bände liegen von ihm vor, und doch hat er das 54. Jahr seines Lebens kaum erst vollendet. Und trotz alledem konnte er nicht so viel erwerben, um Weib und Kinder zu ernähren, ich will nicht davon sprechen, mit Beruhigung in die Zeit sehen zu können, wo die Produkzionskraft im Sinken oder völlig erloschen ist. Jeder Handwerker, wenn er sich redlich müht und nicht völlig dumm ist, kann es zu einem mäßigen Wohlstande wenigstens bringen; nur ein deutscher Schriftsteller nicht.

Wer ist schuld daran? Kein anderer als das deutsche Volk! Es kauft keine Bücher. Während sich kaum jemand besinnt, zu einem flüchtigen Konzert- oder Theatergenusse 4, 8, 10 fl. für Sitze zu bezahlen, so nimmt er Anstand, 2—3 fl. für ein Buch auszugeben. Die feinsten Damen sind nicht heikelig, einen beliebten Roman aus der Leihbibliothek, den Kranke, vielleicht Aussätzige, häufig nicht eben die Reinlichkeit liebendste Personen in Händen hatten, auf ihrem eleganten Tische liegen zu haben. Wozu das Almosen einer Schiller-Stiftung, wenn die Deutschen die Bücher ihrer Schriftsteller kauften, wie dies die Engländer und Franzosen thun. Ich weiß, es verhungern auch dort Poeten und Schriftsteller, keiner aber von der Bedeutung Gutzkows! Und in letzter Auflösung ist es die Noth, wenn sich auch einiges Geld vorfindet, die ihn das Entsetzliche thun ließ.

Und wären Göthe und Schiller, Herder und Uhland, Lenau und Grün nicht verhungert, wenn sie auf den Ertrag ihrer Schriften allein angewiesen gewesen wären? Grillparzer bekam für die ganze Arbeit seines Lebens von Oesterreich 2800 fl., d. i. 400 fl. per „Stück"! Es schadete freilich den Heroen unserer Literatur nicht, daß sie nebstbei Minister, Professoren, Superintendenten, Volksvertreter u. s. w. waren, es hinderte sie nicht, sich unsterblich zu machen. Das wollen aber Viele nicht glauben und meinen, es lähme ihre Schwingen. Später, wenn es zu spät ist, beklagen sie einen

vermessenen Jugendmuth. Sie bedenken nicht, „daß selbst ein bedeutender Poet eines Morgens erwachen und zu seinem Entsetzen bemerken kann, daß er keiner mehr ist.“[91])

Ich glaube, daß unser unvergeßlicher Freund nicht dem Wahnsinn verfallen wäre, wenn irgend eine praktische Thätigkeit seinem fantasievollen Ringen das Gleichgewicht gehalten hätte.

Die Poeten müssen es lernen, die gute Übung der früheren Potentaten nachzuahmen: sie lernten alle irgend ein Handwerk, um, wenn sie die Krone verlieren sollten, sich ernähren zu können.

Ich rege heute ein Schreiben der Wiener Schriftsteller an die Frau Gutzkow's an, um ihm zu sagen, der überall nur Feinde sieht, daß wir ihn in Oesterreich ehren und wärmste Theilnahme für ihn hegen.

Wie haben die Vorgänge unserer Universität auf Sie gewirkt?[92]) Sind Sie erschrocken, als Sie das Schreiben des Papstes lasen, welcher

---

[91]) Ein Ausspruch Uhlands. Vergl. „Uhland in Wien.“ Von Ludw. Aug. Frankl II. „Presse“ Nr. 27 vom 27. Januar 1863.

[92]) Die Feier der 500jährigen Gründung der Universität sollte am 1. August 1865 stattfinden, also nicht an dem Tage der Stiftung durch Rudolf IV. (12. März), sondern in kirchlicher Tendenz erst nach dem Tage der päpstlichen Bestätigung (19. Juni). Ein großer Teil der im Komitee vertretenen Studentenschaft verlangte jedoch, daß die Feier auf den 12. März zu verlegen sei. Das führte zu peinlichen Auseinandersetzungen zwischen den Fakultäten und Scenen in den Hörsälen, welche großes Aufsehen erregten.

Ursünder Sie all Ihr Lebelang gewesen sind?[93])

Nichts desto weniger haben zwei Professoren zugleich (Zimmermann und Pfeiffer) Sie in der philosophischen Fakultät zum Doktor vorgeschlagen. Was sich der Papst darüber wundern wird!

Grün antwortete, gleichfalls noch im Januar, u. a.:

...... Gutzkow's verhängnißvolle That hat auch mich tief erschüttert und im Wesentlichen stimme ich Ihren Anschauungen darüber bei. Die geistige Begabung und Thatkraft dieses Schriftstellers schätze ich ungemein hoch, obschon ich nicht verhehle, daß mindere Größen und Talente mir als literarische Individualitäten persönlich sympathischer sein konnten. In Einem aber stimme ich mit Ihnen nicht überein, nämlich in der Ansicht, daß der Anlaß zu dem tragischen Ereignis in der Geldfrage zu suchen sei. Alles in mir sträubt sich dagegen, dem leidigen schnöden Mammon diesen Triumph über eine geistige Größe zu gönnen. Es scheinen mir vielmehr Konflicte sittlicher Natur, deprimirende Familienverhältnisse u. drgl. dem furchtbaren Entschlusse zu Grunde zu liegen; manche Symptome deuten darauf hin. Dagegen bin ich vollkommen mit dem einverstanden, was Sie von dem wohlthätigen Gleichgewichte sagen, welches in einem zu

[93]) Die päpstliche Encyklika vom 8. Dezember 1864 war eine Streitschrift gegen die moderne Wissenschaft und den modernen Staat und sprach über jene „Irrtümer“ das Anathema aus, für deren Verwirklichung sich Auersperg sein Leben lang eingesetzt hatte.

vorwiegendem Phantasieleben hinneigenden Talente durch den nützlichen Gegendruck einer praktischen Berufsprobe hergestellt wird, davon ganz abgesehen, daß diese zugleich die physische Ernährerin und Erhalterin des nicht blos mit Licht und Luft zufrieden zu stellenden Genius sein muß. Dies ist mehr als anderswo in Deutschland der Fall, namentlich durch die bekannten Verhältnisse in unserm Publicum, die wir beklagen, aber leider nicht ändern können, und in denen wir uns, so gut es geht, zurechtfinden sollen. Altmeister Göthe hat auch in dieser Richtung sein weises Wort von dem Begleiten, aber nicht Leiten des Lebens durch die Muse gesprochen. Hätte unser unvergessener unglücklicher Freund dieses Wort beherzigt und praktisch verwirklicht, gewiß, er hätte nichts von seinen geistigen Schätzen eingebüßt, aber er wäre nicht jenem finstern Loose verfallen.

Der Beschluß der „Concordia“, ein theilnahmvolles Schreiben an Gutzkows Frau zu richten, ist wacker und brav, herzlich und echt oesterreichisch! Gott lohne Ihnen die edle Anregung!

Ja, die „Encyklika“ und der „Syllabus“ — da ließe sich viel darüber reden! „Selbstmörder sind in der Regel unzurechnungsfähig“ wäre man fast versucht zu sagen, wenn jene Akte nicht von einem Orte ausgingen, wo man gewöhnlich sehr genau und oft sehr richtig zu rechnen pflegt; aber diesmal wird es gewiß doppelt schwer sein, das Rechnungsexempel zu verstehen. Ich gräme mich nicht allzu-

sehr darüber; scheint ja doch selbst Eingeweihten, wie z. B. dem Bischof Dupanloup, das rechte Verständnis schwer zu fallen.

Beschämt und gerührt fühle ich mich durch die Aufmerksamkeit, welche die beiden Herrn Professoren (Zimmermann und Pfeiffer) mir in so überraschend ehrender Weise zuwenden wollen.[94]) Der Papst wird mich wohl kaum seiner Exclusion würdigen; aber was werden Se. Heiligkeit Pater Brunner und „Volksfreund" dazu sagen?[95]) Als Ehrenbürger schlugen sie an meiner Seite niemand Geringeren als den (G. sei bei uns) Garibaldi vor; dem eventuellen Doctor phil. dürften sie konsequenterweise als würdigen Genossen vielleicht kaum einen Würdigeren als etwa Arnold Ruge („philosophum ruberrimum") zur Gesellschaft beigeben. Ich aber kann in jeder Richtung nur sagen: Domine, non sum dignus!

Im Sommer 1865 brachte Frankl seine Ferien in Dänemark zu. Aus Helsingör, 16. August 1865, ist der folgende Brief an Grün gerichtet:

---

[94]) Der Ästhetiker Zimmermann und der Germanist Pfeiffer hatten sich zu dem Antrag, Auersperg zum Dr. phil. honoris causa zu ernennen, vereinigt. Es geschah dies später durch den Festakt vom 3. August 1865, bei der Jubelfeier der Wiener Hochschule.

[95]) Dr. Sebastian Brunner, der Redacteur der „Wiener Kirchenzeitung", hatte Grün schon in seinem „Blöden Ritter" (Regensburg 1848) angegriffen und ließ sich auch seither nie eine Gelegenheit zu Ausfällen gegen den Dichter entgehen. Der „Volksfreund", gleichfalls ein klerikales Blatt, war damals speciell das Sprachrohr des Kardinals Rauscher.

Hochverehrter Freund!

Ich grüße Sie, den jungen Doktor der Philosophie, von würdiger Stelle aus: von Hamlets Grab, das den Fremden hier gezeigt wird und der durch sein to be or not to be? eine merkwürdige These für Ihre Dissertazion gibt.

Warum ich Ihnen aber eigentlich von hier aus schreibe, hat seinen Grund darin, Sie, da Sie oft in ein Seebad reisen, hieher einzuladen. Es ist einer der schönsten und — friedlichsten Punkte der Erde und mein Urtheil, der ich drei Welttheile bereist habe, gilt was.

Dieser Sund ist der Bosporus des Nordens, der zwischen 2 Meeren und wenn nicht zwischen Welttheilen, doch zwischen 2 Ländern hinfluthet, und selbst die Thürme verfallener Schlösser fehlen nicht, um einen Leander oder Lord Byron anzureizen, hinüber zu schwimmen.

Ich begreife die Majestäten von Dänemark, wenn sie auf Kronenborg saßen und mit dem Blicke Nord- und Ostsee stolz beherrschten, daß sie sich alle Schiffe, die hier fuhren, tributär machten.

Eben zieht eine ganze Flotte, man sagt mir 600 Schiffe, mit vollen Segeln, vor meinem Fenster vorüber; sie wartete Südwind ab, der sie in die Nordsee jagt. Es ist ein unsterblicher Anblick. Ich wohne in einem „Thurme am Meere" und überschaue den ganzen Sund.

Es waren nur noch 2 kleine Zimmer zu haben im 3. Stockwerke und dieses ist der Thurm. Über

mir hängt die Signalglocke und flattert das Banner Dänemarks. . . Musikanten stimmen unten jetzt an:

„König Christian steht am hohen Mast."

Meinen Thurm umgibt eine Gallerie, und wenn ich auf die dem Meere abgewendete Seite trete, sehe ich in den schönsten Buchenwald, dessen Zweige ich fast ergreifen kann. Ich sehe Schweden mit dem granitnen Cule und diesseits des Sundes die Odinshöhe, wo Baggesen mit Männern und Frauen 3 Tage lang das Todtenfest für Friedrich Schiller beging, als die Nachricht von dessen Sterben in den Norden gelangte.

Man wohnt gut eingerichtet, speist gut, hat volle Ruhe, aber auch Gesellschaft, wenn man eben will, und kann höchstens 4—5 fl. täglich verbrauchen. Die Ausflüge in alle Richtungen sind reizend und selbst Kopenhagen ist per Dampfschiff in 2 Stunden zu erreichen. Thorwaldsens und das nordische Museum allein sind eine Reise nach Dänemark werth. Ich schreibe Ihnen das so genau, damit Sie einmal statt nach Helgoland nach Helsingör gehen, aber auch Ihrem Sohne die unvergängliche Erinnerung bereiten, indem Sie ihn hieher mitbringen!

Es war mir ein Bedürfnis, Ihnen aus meinem beglückenden Aufenthalte einen Gruß zu senden und Sie möglichst desselben theilhaftig zu machen, damit wir auch „Sonette von Helsingör" bekommen. Sie athmen wohl jetzt procul negotiis auf, wenn Sie auch nicht die freieste Stimmung über unsere politischen Zustände beherrschen mag.

P. S. Der dänische Dichter Holst sprach und sagte viel über Sie, er ist ein Bewunderer Ihrer „Spaziergänge“ und hat Einiges aus dem „Letzten Ritter“, ich glaube Kunz von der Rosen, ins Dänische übersetzt. Halms Dramen, namentlich „Sohn der Wildnis“, sind hier sehr beliebt. Grillparzers „Ahnfrau“ und „Sappho“ erinnert man sich, daß sie in Kopenhagen gegeben worden sind. Mosenthals „Deborah“, von Andersen übersetzt, gefiel nicht. Schon früher und bei der jetzigen politischen Stimmung noch mehr wenden sich die Dänen von der deutschen der französischen Literatur zu. Als ein Curiosum theile ich mit, daß mich deutsche Poesie in eigenthümlicher und einziger Weise hier in Helsingör begrüßte, in einem Schaufenster Nestroys Lied „Es steht die Welt nicht mehr lang!“ Ich kaufte es.

Zu meiner Überraschung fand ich einige Gedichte von mir, von O. Andersen ins Dänische übersetzt.

Der Spätherbst desselben Jahres sah Auersperg mitten in den aufregendsten, politischen Kämpfen. Das liberal-centralistische Ministerium Schmerling war endlich dem Ansturm der Ungarn, die den Eintritt in den Wiener Reichsrat und die Anerkennung der Februar-Verfassung ablehnten, erlegen; auch die Klerikalen und Föderalisten des westlichen Oesterreich hatten kräftig dazu mitgeholfen. Das Ministerium Belcredi, das nun folgte, sistierte die Verfassung; die verfassungstreuen Deutschen hatten allen

Grund, der Zukunft mit schwerer Besorgnis entgegenzusehen, besonders da sie durch die Auflösung des Reichsrats nahezu mundtot gemacht waren. Denn die einzige Stätte, die ihnen zur Verteidigung ihres Volkstums und der Verfassung blieb, waren die Landtage; Belcredi hatte dieselben einberufen und ihnen die Sistierung offiziell mitgeteilt, weil er sich von den meisten eines zustimmenden Votums versehen konnte.

So entbrannte denn auch im Krainer Landtag der Kampf. Der Führer der vereinigten Slovenen und Klerikalen, Dr. Bleiweis, stellte den Antrag auf Erlassung einer Adresse an den Monarchen, welche ihm den Dank des Landtags für die Sistierung der Verfassung aussprechen sollte; Auersperg beantragte eine Adresse im entgegengesetzten Sinne, und sein Antrag wurde mit der knappen Mehrheit von zwei Stimmen (17 gegen 15) angenommen[96]). Aus dem von ihm verfaßten Adreß-Entwurf seien hier folgende Stellen wiedergegeben. Nach einer Einleitung, die den Monarchen daran erinnert, daß er „die in den Staatsgrundgesetzen vorgezeichnete Politik durch sein Kaiserliches Wort bestätigt und bekräftigt", fährt die Adresse fort:

„Gestatten Eure Majestät uns unsere Überzeugung dahin auszusprechen, daß eine Verfassung, welche von patriotischen Herzen mit solchem Danke und mit solcher

---

[96]) Berichte über die Verhandlungen des Krainischen Landtages in den Monaten November, Dezember 1865 und Januar, Februar 1866, S. 29 ff. und S. 105 ff.

Begeisterung begrüßt, aber auch für das Auge des kälter Beobachtenden von solchen Erfolgen begleitet wurde, wie die ersten Zeiten ihres Bestandes aufzuweisen haben ..., daß eine solche Verfassung in ihren Grundlagen gewiß nur auf gesunden und lebenskräftigen Principien und deren Anwendung beruhen könne, und daß sonach, wenn die späteren Erfolge hinter den gerechten Erwartungen und Hoffnungen der Völker zurückblieben, die erklärenden Ursachen nicht in der Verfassung selbst und ihrem innersten Wesen zu suchen sind.

Nach einer scharfen Kritik der Ausgleichsaktion mit Ungarn heißt es dann ferner:

Wir würden uns sträflichen Vergessens, des Undankes gegen Eure Majestät und der Pflichtversäumnis gegen die durch uns vertretenen Staatsbürger schuldig glauben, wenn wir den hohen Wert der von Eurer Majestät verliehenen Rechte so verkennen könnten, daß wir eine Gefährdung oder Schmälerung derselben mit Gleichmut und Stillschweigen an uns vorübergehen ließen. Indem wir unsern Besorgnissen ehrerbietigen Ausdruck verleihen, suchen wir zugleich in der Hochherzigkeit und Weisheit Eurer Majestät die entsprechende Abhilfe.

Die Adresse schließt mit der Bitte um schleunige Wiederherstellung der Verfassung.

Das war eine Tonart, die nur wenige zu vertreten den Mut fanden. Nach stürmischer Debatte wurde im zweiten Verhandlungstage der Antrag auf Übergang zur Tagesordnung gestellt. Auersperg opponierte in einer Rede, welche die öffentliche Meinung in Oesterreich für lange hinaus beschäftigte. In flammenden Worten warnte er vor dem Absolutismus, selbst wenn er gute Absichten haben sollte:

Es ist eine größere Gefahr, vom unberechtigten Geber etwas anzunehmen, als sich vom unberechtigten Nehmer etwas nehmen zu lassen. Die Macht kann wieder geben,

was sie genommen hat, sie kann aber auch wieder nehmen, was sie gegeben hat, und noch mehr. Festhalten an Gesetz und Recht, an dem durch die Verfassung Gewährten, das ist unser sicherer konstitutioneller Besitz. Will man das Verfassungsleben oder will man den Absolutismus? Das ist die Frage in letzter Auflösung! . . .

. . . Wenn wir in einer Frage, die unser heiligstes Recht berührt, zur Tagesordnung übergehen, statt mannhaft für unsere Gesinnung einzustehen, dann, fürchte ich, wird über kurz oder lang der Absolutismus über uns alle zu seiner Tagesordnung übergehen.

Mit Hohn wandte er sich dann gegen jene, von denen er mit Sicherheit ein anderes Votum, als bei der letzten Abstimmung, befürchten mußte: „Es ist wahrzunehmen, daß seit einigen Tagen eine Art sittliche Malaria oder böse Influenza einwirkte, welche hie und da einen Kämpfer felduntüchtig oder feldflüchtig machen kann.“ Das fruchtete nichts; der Übergang zur Tagesordnung wurde mit 18 gegen 12 Stimmen angenommen.

Darauf bezieht sich der folgende Brief Frankls aus Wien, 23. Dezember 1865:

Es schmerzt, daß Sie Ihren letzten parlamentarischen Triumph einem traurigen Momente des Vaterlandes zu verdanken haben. Möge es eben nur ein Moment sein, der solche Blüten treiben muß, die von der jetzigen Regierung freilich als Brennesseln empfunden werden. Ich hoffe, sie ziehen tüchtige Blasen, leider vielleicht nur Wasserblasen!

Wie viel freudiger würde ich Ihnen zu einem neuen Erfolge auf poetischem Gebiete Glück wünschen.

Mögen die Horen des neuen Jahres von den Grazien so anmuthig beherrscht sein für Sie, wie Sie das auf der Nachbildung des Thorwaldsen-Basreliefs sehen, das ich aus Kopenhagen mitbrachte und an Ihren Christbaum zu hängen mir erlaube, nebst der Illustrazion des Anakreontischen Liedchens, in welchem der Dichter den frierenden Liebesgott aufnimmt und pflegt. ....

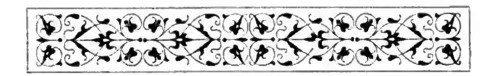
Grün erwiderte — Graz, 25. Dezember 1865 — mit herzlichem Danke:

Sie verstehen es, in einem sinnigen Geschenke die Sehnsucht nach kaum Erreichbarem zu wecken und in einem liebenswürdigen Festwunsche zugleich eine für mich sehr eindringliche Mahnung auszudrücken, die Mahnung an den heitern Ernst und an die hohen Aufgaben eines der Kunst geweihten Lebens! Wer würde nicht gerne, namentlich heutzutag, die Arena unserer politischen Misere mit dem sonnenhellen Dome der Poesie vertauschen? Ja, wer es vermöchte, mit der Ruhe der Götter und doch mit einem patriotischen Herzen, wie Göthe aus olympischen Höhen auf all den Jammer und all die Jämmerlichkeiten herabzublicken! Unsereins aber hängt mit hundert Fesseln einer vielleicht allzuängstlichen Pflichterfüllung an den niederen Regionen unserer politischen Entwicklung. Und diese Pflicht wird Einem bisweilen recht sauer gemacht, nicht durch den Kampf — denn dieser, mit gleichen Waffen geführt, erhebt und kräftigt nur — aber wohl durch die Kampfweise mancher Gegner. Wer

der rohesten Gemeinheit und barbarischen Verwilderung gegenüber stehen, mit parlamentarischen Irokesen ringen muß, der wird sich über kurz oder lang des Ekels und Abscheus nicht erwehren können. Noch bestaubt von einem solchen Kampfe stehe ich Ihren Thorwaldsen'schen Basreliefs gegenüber, den Musen, Grazien und Liebesgöttern des großen Meisters! O Gegensätze! O Mahnungen und Stoffe zum Nachdenken! —

Ganz andere Stürme noch sollte das folgende Jahr, wie über ihr Vaterland, so über das Gemüt der beiden Patrioten bringen.





V.

Nach Königgrätz.

(1866, 1867.)

Die Briefe beider Freunde aus dem Kriegsjahr 1866 sowie der folgenden Zeit geben ein Stimmungsbild von unvergleichlicher Treue, und niemand wird sie lesen, ohne gleichzeitig in tiefster Seele erschüttert und um ein Bild jener düsteren Zeit bereichert zu sein, wie es uns kein Historiker gleich lebensvoll entrollen könnte. Die Tonart, die hier angeschlagen wird, ist eine so schrille, daß man sie vielleicht nicht verstehen könnte, wenn dem Leser von den beiden Männern sonst nicht viel, und namentlich auch nicht der bisher mitgeteilte Briefwechsel bekannt wäre. Denn nur in diesem Zusammenhange wird es ganz verständlich, daß es der edelste Patriotismus, gepaart mit reinster Freiheitsliebe, ist, der in diesen Briefen von 1866 grollt und verzweifelt, um dann doch, kaum daß sich die schlimmsten Wolken verzogen, wieder zu hoffen und für die Sache der Freiheit und des Vaterlandes zu arbeiten.

Dürfen die Briefe in diesem Sinne als eine Geschichtsquelle von Wert gelten, so kommt ihnen bezüglich der Thatsachen, die sie mitteilen, nicht ganz dieselbe Bedeutung zu. Wie es der Drang der Zeit und die Erregung der Schreibenden nur allzunatürlich erscheinen läßt, wird zuweilen als Thatsache ausgesprochen, was nur Gerücht war, auch nicht jedes Wort auf die Wagschale gelegt. Aber im allgemeinen wird wohl auch nach dieser Richtung der Wert der Briefe nicht zu bestreiten sein.

Etwa drei Wochen nach der Schlacht bei Königgrätz schrieb Frankl an Grün:

Verehrter Freund!

Wohin in solcher Zeit flüchten, wo Alles wankt, die Gegenwart entsetzlich und die nächste Zukunft aus 1000 Feuerschlünden redet, welche, wenn sie ausgeredet haben, nur dem Schrei des Elends, des materiellen und des geistigen Ruins Raum geben werden. Wohin flüchten, wenn nicht zu dem Einzigen, das feststeht? zu einem gesinnungstreuen edlen Freunde? Und so schreibe ich Ihnen!

Sie kennen das große Ganze in seinen furchtbaren Umrissen, doch kennen Sie es nur aus dem nicht ganz treuen Wiederhall der Zeitungen.

Diese Zeitungen! Haben sie nicht Monatelang uns den Feind unterschätzen und uns zu überheben gelehrt? Sie wollten gewiß eine patriotische Stimmung hervorrufen, Begeisterung wecken, um sich durch diesen der Regierung angenehmen Ton die Concession zu erwerben, über andere Gegen-

stände so zu sprechen, wie sie sonst nicht gedurft hätten.

Dieser Kanonier von Missunde[97]), wie wurde er verhöhnt und dieser Benedek gepriesen, zum Feldherrn ausposaunt, der in der Königgrätzer Schlacht dem Grafen Edelsheim, als dieser ihn aufmerksam machte, daß Chlum nicht gedeckt sei, zurief: „Kümmern Sie sich um Sachen nicht, die Sie nichts angehn!“ Dieser Benedek, der statt einen General, der zu lange dinirt und sorglos um 3 Stunden zu spät erscheint, vor's Kriegsgericht zu stellen, plötzlich zu einem Diagnostiker, wie der liebe Herrgott wird, der „Herz und — Nieren prüft“.[98]) Ein tapferer Reitergeneral. Ja! den aber alle, die ihn näher kennen, einen „Schwihak“[99]), einen „Sapermentskerl“

---

[97]) So wurde damals von den oesterreichischen Zeitungen Prinz Friedrich Karl von Preußen, der Erstürmer der Düppler Schanzen, genannt, weil ihm die Einnahme von Missunde nicht gelungen war.

[98]) „Am 28. Juni war Skalitz gegen den Erzherzog Leopold von Steinmetz genommen worden. Am 29. Juni telegraphirt F. M. L. Benedek: „Erzherzog Leopold mit Nierenleiden ernstlich erkrankt; ich habe ihn ersucht, nach Pardubitz abzureisen und sich einige Zeit zu pflegen und zu schonen. Commando des achten Armeecorps übernimmt G. M. Weber. Erzherzog Leopold hat in der gestrigen Affaire bei Skalitz das Commando mit ebenso großer Umsicht als Bravour geführt.“ Neue Freie Presse, Nr. 658 vom 30. Juni 1866 Abendblatt.

[99]) „Schwihak“ (czechisch) = Stutzer. In der oesterreichischen Armee verstand man darunter einen Offizier, der sogar in die vorschriftsmäßige Adjustierung etwas Extravagantes zu bringen wußte; heute würde man „Offiziersgigerl“ sagen.

nennen[100]) . . . Die Zeitungen sprachen fort und fort von seinem geheimen Plane, der sehr genial sein sollte, und den außer ihm nur der Kaiser Ferdinand kannte, weil er Wochenlang vor der Katastrophe sich von Prag entfernte. Er sah den Feind nicht sich in den Rücken fallen, weil ihn Pulverdampf am Sehen hinderte. Wer erinnert sich nicht der Entschuldigung unseres Litrow, der von der Sternwarte aus nicht den Kometen beobachten konnte, weil der überaus schlanke Stefansthurm ihm im Wege stand!

Man begriff nicht, warum Benedek, was doch der Instinkt selbst ganz barbarische Völker lehrt, nicht die Höhen und Pässe Böhmens besetzte, um dem Feinde zu wehren.[101]) Nun ist es klar. Die Armee, von der uns die Zeitungen wieder erzählten, daß sie 800 000 Mann stark sei, war nur halb so groß. Er gebot nur über höchstens 250 000 und durfte sie nicht zersplittern.[102]) Diese Armee, welche seit

---

[100]) Folgt ein Passus, der aus naheliegenden Gründen auch heute noch nicht gedruckt werden darf. Das Gleiche gilt von einigen anderen Stellen, deren Platz in den Briefen wir in gleicher Weise (durch Punkte) kenntlich gemacht haben.

[101]) Die Geschichtsschreiber, namentlich Sybel, urteilen bekanntlich über Benedek viel milder. Soviel dürfte feststehen, daß er nur gezwungen das Oberkommando übernahm; auch trifft ihn daran, daß die Armee dem Einmarsch der Preußen in Böhmen zusah, statt den Feind in Sachsen aufzusuchen, schwerlich eine Schuld.

[102]) Es waren bei Königgrätz sogar nur etwa 220 000 Mann, einschließlich der sächsischen Bundestruppen; es standen ihnen 240 000 Preußen gegenüber. In Italien sollen sich etwa 80 000 Mann befunden haben.

Dabei bietet die Stadt, die mit ihrer Adresse an den Kaiser Salzburg, Gratz u. s. w. kläglich nachhinkt,[103]) ein ganz verändertes Aussehen dar. Soldaten aller Waffengattungen, heil und verwundet, dazwischen auch sächsische, ziehen einzeln, in Gruppen. An den Straßenecken sammelt es sich an, um die neuesten Plakate zu lesen, alte Weiber bieten, wie sonst die Todesurtheile der Gehängten, Zeitungsnummern an, der 10te Mensch geht lesend durch die Straßen, der Fiaker liest während des Fahrens. Arme Leute, die kein Zeitungsblatt kaufen können, bleiben stehen und bitten einen Lesenden, ihnen mitzutheilen, was es Neues giebt? Trommeln begleiten einen Militärzug, dann kommt ein Reiter-

---

[103]) Die Adresse wurde erst in der Sitzung des Gemeinderats vom 17. Juli 1866 beschlossen. Sie enthielt u. a. die Sätze: „Blühende Provinzen des Reiches sind vom Feinde besetzt, selbst das Stammland der Monarchie ist bedroht, Tausende unserer Söhne und Brüder haben auf den Schlachtfeldern erfolglos geblutet. In so bedrängnisvoller Zeit will die Vertretung Wiens nicht alle die Ursachen erörtern, welche die gegenwärtige tiefernste Lage des Reiches verschuldet haben. Das Eine aber darf sie aussprechen, daß diese Lage weniger durch die letzten Mißerfolge im Felde, als vielmehr durch die unglückliche Politik herbeigeführt wurde, welche die Räte der Krone zum Teile durch eine lange Reihe von Jahren sowohl im Innern als nach Außen verfolgten. Ew. Majestät haben in Ihrer hohen Einsicht sich veranlaßt gesehen, die Führung der Armee anderen und hoffentlich glücklicheren Händen anzuvertrauen. Mögen E. M. zu dem segensreichen Entschlusse kommen, auch zur Leitung der Staatsgeschicke solche Männer zu berufen, deren entschiedene Thatkraft und politische Gesinnung den Völkern Österreichs die Gewähr einer besseren Zukunft zu geben geeignet ist.“

trupp und wieder viele Wagen mit Verwundeten. Es wird ihnen Geld, Zigarren gereicht.

Verwundete! Das Ärar richtete ein Spital im Prater ein und kündigte an, es sei vollkommen bereit, Kranke aufzunehmen. Die ärztliche Kommission inspicirt und in dem vom Ärar „vollkommen bereiten" Spitale fehlt nichts als die — Hemden, die Gatjen[104]) und die Aborte! Wäre der „Patriotische Hülfsverein" nicht, unsere tapfere Armee gienge, nicht durch den Feind, zu Grunde! Während sie notorisch hungerte, sieht man durch die Straßen ganze Wagenzüge mit total verschimmeltem Brode ziehen, das nur taugt, jetzt den Schweinen vorgeworfen zu werden.

„Wollen denn die Hunde ewig leben?" rief der alte Fritz.

Das Zündnadelgewehr! hat denn der Herr v. Gablenz, der sich täglich sorgfältig schminkt und Bart und Haare färbt, dessen Wirkungen in Schleswig-Holstein nicht bemerkt? Die Preußen scheinen damals unsere Schwächen besser studirt zu haben.

In Preußen studieren sie Strategie und nehmen die Beispiele von oesterreichischen Schlachtfeldern her, daher kennen sie sie auch; bei uns wird Aspern, das doch Wagram so gründlich rächte, und Frankreich studirt . . .

Es ist entsetzlich zu sagen und es blutet Jedem, der seine Heimat liebt, das Herz: wir verdienen unser Schicksal!

---

[104]) „Gatjen" (magyarisch) = Unterhosen.

Wir lachen die Preußen immer wieder wegen ihrer Großsprecherei aus; wir haben sie durch die Zeitungen, diese Geschäftmacher, siegreich überboten, Monatelang. Sie sind Großsprecher, wir aber sind, was viel schlimmer ist, Großthuer. Im Kleinsten, wie im Großen. Der Norddeutsche ist fleißig, er lernt, er erwirbt, er spart, er ist nüchtern. Wir sind leichtsinnig, verschwenden, geben mehr aus, als wir dürfen; wir spielen Großmacht und halten eine Armee, die über unsere Kräfte hinausgeht, und kommt es dazu, so hackt man uns Flügel um Flügel vom Leibe, und was man uns nicht abhackt, werfen wir wie ein glühendes Eisen aus der Hand.

Man war kaum etwas erholt, man fing an sich zu fassen, da kommt das Wegwerfen eines Königreichs, an wen? an den alten — Erbfeind, aus dessen Händen schon ein Prinz des Hauses ein Kaiserthum zu Lehen genommen hat. Es ist die Schmach nicht auszudenken und das von dem famosen Bernhard Meyer verfaßte Manifest machte die Wirkung einer verlorenen zweiten Schlacht.

Am Hofe soll der Kaiser allein für muthige Fortsetzung des Kampfes entschlossen sein, die Frauen und Geistlichen, welch letztere jetzt wegen Aufgebung Italiens Front machen, für den Frieden.

Wir stehen vor einem großen Entscheidungstage.

Wird es Friede, so werden wir glücklich sein, das Unsere, ohne Venezien, zu behalten und aus Deutschland hinausgeworfen zu werden.

Dieses Oestreich gemahnt mich wie ein Mensch, der sich sein Lebelang abgequält und um Besitz abgearbeitet hat, sich endlich zur Ruhe setzt und genießen, nichts mehr gewinnen, nur das Erworbene erhalten will! Preußen strebt, arbeitet, bewegt sich, es ist die arrogante Jugend dem müden Alter gegenüber!

Aus vollem bewegten Herzen hätte ich uns den Sieg gewünscht; denn die Schmach ist zu groß und größer noch als das Unglück. Denn wenn ich mich frage, wer verdient mehr, in Deutschland zu herrschen? so muß ich, so demüthigend es ist, sagen: Preußen! weil es eine ungeahnte Kraft entwickelt, weil es mehr Kultur besitzt, weil es kein Konkordat hat, und weil es wenigstens das anbahnt, was seit einem halben Jahrhundert bald alle patriotischen Geister und Herzen anstreben und ersehnen: ein einiges Deutschland. Vorerst pensionirt es einige Fürsten, die niemals sonst zu Gunsten des deutschen Volkes ihre Kronen niederlegen möchten; es wird darin nicht ruhen, und auch Italien wurde nicht nach einem Choke einig und noch sitzt ihm ein Keil im Fleische.

Wenn ich die Wahl habe, ob Deutschland durch Absolutismus oder durch Eisen und Blut einig wird, oder gar nicht, so entscheide ich mich für die Gewalt und das ist ein geistiges Naturgesetz, daß endlich aus ihr die Freiheit geboren werden muß.

Wir 11 Millionen in Oestreich werden freilich lange von dem großen Ganzen ausgeschlossen bleiben.

Wir jetzt Lebenden sind freilich unter das Rad gekommen! Bismarck ist der deutsche Cavour, und schwer zu beklagen ist es, daß wir keinen Gleichen für Österreich haben. Es giebt Zeiten, wo die Ehrlichkeit, die Treue nicht ausreichen, aber keine Zeit giebt es, wo die Dummheit was ausrichtet und schafft.

Wie Vieles wäre an Thatsachen noch mitzutheilen; ich wage es nicht dem Papiere anzuvertrauen. Sprechen Sie, wenn Sie es können, ein Wort des Trostes oder doch der Beruhigung. So zerrissen, aphoristisch die Gedanken hier hingeschleudert sind, so sieht es in den Herzen aus. Unsere Väter hatten es gut: die fühlten Begeisterung. Es war der Fremde, den sie zu schlagen hatten; wir sollen gegen Deutsche gehen, wir sollen einen Kabinets- und keinen Volkskrieg führen.

„Was kümmert uns das Loos der Könige?" Kann der Sieg bei Lissa uns helfen? Ist es nicht ein tiefster Schmerz, fort und fort Blut zu verlieren für Etwas, was wir bereits hingeworfen haben?

Es ist schrecklich, daß uns kein österreichisches Gesammtgefühl durchströmt, durchströmen kann. Sind doch die Schlagadern überall unterbunden und Nervenstränge durchschnitten. Wofür sollen wir uns begeistern? und doch dürfen wir uns nicht untergehen lassen. Glücklicher Weise für das Ganze ist der instinctive Selbsterhaltungstrieb eines jeden Einzelnen vorhanden.

So glücklich ich Sie, verehrter, alter, treuer Freund! preise, daß Sie fern am Ufer dem großen Sturme, wenigstens äußerlich ungefährdet mit den Ihnen Theuern, zusehen können, so muß ich Ihnen doch gestehen, daß ich mich mitten in den hochgehenden Wogen ruhiger fühle, als wenn mir einige Stunden völliger Abgeschiedenheit in Gainfahrn bei Vöslau, wo meine Familie wohnt, gegönnt sind. Ich ertrage die Ruhe kaum! . . . .

Ich grüße Sie aus bewegtem Herzen, traurig und hoffnungslos; dies ist nicht meine, sondern zu wahrem Schmerze die Stimmung Aller hier.

Vielleicht ein frohes, wenn auch resignirtes Dasein einmal wieder. Der Ihre

Gainfahrn, 22. Juli 1866. Frankl.

Grün erwiderte:

Dornau bei Pettau 26. VII. 66.

Verehrter Freund!

Herzlichen Dank für Ihr inhaltschweres Schreiben vom 22., welches mir auf Umwegen so eben erst zugekommen ist.

Mit Innigkeit und gleichem Schmerzgefühl erwidere ich den geistigen Händedruck, welchen Sie mir in Ihrem Briefe geboten und der mir so wohl gethan hat, als es in einer Stimmung möglich, welche aus fieberhafter Aufregung von Ungeduld, Unmuth, Zorn und Ingrimm sich endlich in die tiefste Trauer und dumpfe Resignation aufgelöst hat.

Finis Austriae! Wer wie ich, seit er patriotisch zu fühlen und zu denken begann, ein großes, durch

Freiheit geeinigtes, durch Kultur mächtiges, durch Wohlstand glückliches, durch Arbeit blühendes Oesterreich im Sinne und Herzen trug und dazu noch die Überzeugung, daß dieses hohe Ziel mit sehr einfachen, aber ehrlich angewandten Mitteln zu erreichen sei, der wird mit mir die ganze Bitterkeit und Trostlosigkeit des obigen Ausspruches fühlen. Und doch kann ich zu keiner andern Anschauung gelangen. Nicht die Größe des Unglücks und der Schmach, die uns betroffen, sondern die tiefe Überzeugung von der Unverbesserlichkeit der Lenker unserer Staatsgeschicke ist es, die mir jene trostlose Überzeugung aufnöthigt. Das alte „nichts gelernt und nichts vergessen"! Wer die Erfahrungen und Winke mit dem Zaunpfahl der Jahre 1848 und 49, dann 1859 und 60 so unbenützt lassen konnte, um die Jämmerlichkeit von 1866 möglich zu machen, dem wird auch die Feuerruthe dieses Unheiljahres kein Licht der Erkenntnis bringen. Oder soll vielleicht die in diesem Augenblicke dekretirte Abschaffung der Czako-Futterale es dem Himmelslichte erleichtern, in gewisse Hirnschalen Eingang zu finden?![105] Oder zeugt es von einer humanen Berücksichtigung der ohnedies schon sattsam ausge-

[105] Wie dies in der oesterreichischen Armee damals Vorschrift war, war auch die Nord-Armee unter Benedek mit dem Czako als Kopfbedeckung ins Feld gerückt; dieser Czako (aus Tuch) war mit einem Futteral aus Leder bedeckt. Noch im Juli 1866 erschien eine Verordnung, daß die Armee fortab während eines Feldzugs Mützen zu tragen habe. Damit war Czako samt Futteral beseitigt.

sogenen und gemißhandelten Volkskraft, wenn man in dem Momente und gegen Gefahren, die das disciplinirte Heer nicht zu bewältigen vermag, den „Landsturm“[106]) aufruft, d. h. dem geängstigten Landmanne zumuthet, die eigene Haut den Kugeln, sein Strohdach dem rothen Hahne preiszugeben und wofür? etwa für das elende Bewußtsein ein Partikelchen der „misera contribuens plebs“ zu sein, nachdem man ihm ein edleres und stolzeres staatsbürgerliches Gefühl einzuflößen nicht verstanden hat! Man hat nicht vergessen, daß die deutsche Kaiserkrone einst bei Oesterreich war, aber man hat nicht gelernt, mit welchen Mitteln diese oder doch eine zeitgemäße Stellung in Deutschland wieder zu erringen und zu behaupten, oder, wollte man

---

[106]) Am 16. Juli erließ die niederoesterreichische Statthalterei einen Aufruf an die „biedern Niederoesterreicher“, sich „mit dem ganzen Aufgebote aller ihrer Kräfte an der gerechten und heiligen Sache der Abwehr des Überganges des Feindes über die Donau zu beteiligen und sich zu diesem Behufe der tapferen Heldenschaar der steirischen Alpenjäger kampfesmutig anzureihen“. Die Organisierung dieses „Aufgebotes“ sei dem Commandanten des steirischen Alpenjäger-Corps, Arthur Grafen von Mensdorff, übertragen worden. Die Unklarheit des Aufrufs, insbesondere das Dunkel darüber, ob er ein Landsturm- oder ein Freiwilligen-Aufgebot bezwecke, erregte große Beunruhigung. Da auf das Drängen der Zeitungen kein bündiger Aufschluß erfolgte, so begab sich der Bürgermeister von Wien zum Statthalter und erreichte von diesem endlich die Erklärung, daß „der Aufruf durchaus nicht die Bildung eines Landsturmes bezwecke, sondern nur eine Einladung für die Landbevölkerung enthalte, sich möglichst zahlreich an dem steirischen Alpenjägercorps zu beteiligen.“

dies nicht, wie mit Anstand und Würde aus dem Bunde zu scheiden sei; jetzt hat man uns mit einem Fußtritte die Thüre gewiesen. Ein Gymnasiast hätte aus seinem geschichtlichen Schulbuche die Lehre entnehmen müssen, daß die Frage zwischen Oesterreich und Preußen früher oder später nur mit dem Schwerte zu lösen sein werde, unsere Staatsmänner der „neuen diplomatischen Schule“ aber stießen die natürlichen Alliirten von sich und schlossen die verhängnisvolle Allianz mit dem Todfeinde! In kaum 2 Dezennien haben wir auf Kosten unseres National-Wohlstandes 4 Milliarden auf die Armee [107]) (d. h. zumeist auf Knöpflein und Schnüre, Kasernen und Kadettenpaläste) verausgabt, bei unserem Abscheu aber vor allem, was Geist und Fortschritt heißt, es doch versäumt, dieses Schoßkind unserer Administration mit den Fortschritten der wissenschaftlichen Kriegskunst, mit den technischen Neuerungen der Zerstörungsmittel auszurüsten! Und so ist in kaum 8 Tagen das stolze Heer, trotz der heldenmüthigsten Tapferkeit seiner Bestandtheile, wie Spreu im Winde zerstoben! Eine furchtbare Nemesis für die Mißachtung der Intelligenz und Geistesmacht! Und nun erst die Wahl einiger Führer, bereits als unermüdliche Schlachtenverlierer bekannter Individuen!

[107]) Nicht ganz zutreffend, wenn nur die eigentlichen Militärauslagen darunter verstanden werden. Rechnet man jedoch zu den „Militärlasten“ im weiteren Sinne die Kriegskosten (1859, 1864) und die daraus erwachsenen Staatsschulden, so erscheint die Summe nicht mehr allzuhoch gegriffen.

Vielleicht wird man jetzt anfangen, das Terrain unserer böhmischen Schlachtfelder zu studieren und die Werke Friedrichs des Großen zu lesen, allenfalls auch dem Zündnadelgewehre einige Aufmerksamkeit zu schenken, wie man nach Magenta und Solferino sich die gezogenen Kanonen aneignete, aber leider schon zu spät; schon der erste Napoleon sprach die neuerdings bewährte Wahrheit aus: „L'Autriche est tousjours en retard ou d'une année, ou d'une armée, ou d'une idée!“ Wenn es uns durch unser Verschulden recht schlecht erging, dann bekennen wir uns reumüthig zu den „ererbten Übelständen“; sobald aber das drohende Wetter einigermaßen sich verzogen hat, halten wir wieder mit aller Zähigkeit und allen Mitteln an denselben ererbten Übelständen fest, als ob sie unsere Existenzbedingung wären. Der Tüchtigkeit unserer Mannschaft ließen im J. 1859 selbst die Franzosen volle Gerechtigkeit widerfahren, aber von den Führern sagten sie: „Ce ne sont pas des généraux, ce sont des grands seigneurs habillés en uniforme!“ Und doch wird man bei uns kaum so bald aufhören, die Generals-Patente auf den Stammbäumen zu suchen. Wieviel Blut und Thränen, welche Masse von Schlachtopfern hat uns dieser Wahn schon gekostet! Unsere Cooperation mit den Preußen in Schleswig-Holstein hätte uns nebst dem Gebrauch und der Kenntnis der Zündnadel die noch viel wichtigere, weil humanere Lehre geben sollen — wenn wir dafür offene Augen gehabt hätten — wie ein Feldherr

das ihm anvertraute kostbare Menschenmaterial zu schonen und zu sparen habe! Umsonst! Hegels sonst ziemlich paradox klingender Ausspruch: „Aus der Geschichte lernt man nur, daß Niemand aus ihr etwas lernt", findet auf uns leider seine volle Anwendung. So haben wir es dahin gebracht, daß selbst das alte sprichwörtliche Glück Oesterreichs müde wird uns zu helfen, weil wir nicht mehr verstehen, uns helfen zu lassen; so ist es dahin gekommen, daß selbst das gute Recht, das wir jetzt zu vertreten glauben, für uns die mächtige Kraft eines stets sieghaften Palladiums verloren hat, weil wir dasselbe gute Recht früher mißachtet und mißhandelt haben, bis es uns gut dünchte, selbes als letztes Mittel auf die Tagesordnung zu setzen. Hätten wir nicht alle so bitter darunter zu leiden, so würde ich gewissen intellektuellen (sit venia verbo!) Urhebern unserer Mißgeschicke die erlittene Demüthigung und Züchtigung von Herzen gönnen; aber unter den obwaltenden Umständen gliche ich dem Knaben, der vor Kälte zitternd meinte: geschieht meinem Herrn Vater schon recht, warum hat er mir keine Handschuhe gekauft!

Wird es künftig einmal besser werden? Ich glaube nicht so bald. Ich verstehe wenig von militärischen Dingen; aber wenn man bei richtigem Verständnisse derselben nicht gegründete Aussicht hat, durch fortgesetzten Kampf die Mißerfolge glänzend auszugleichen und das Verlorene wiederzugewinnen, wäre eine neuerliche Aufnahme des Kampfes mit

all den weiteren Opfern an Gut und Blut ein Frevel und Verbrechen. Nicht der Abschen vor diesem, wohl aber die Erinnerung an die bereits erhaltenen Schläge und die Furcht vor den anzuhoffenden neuen dito (denn wie sollte man mit demselben System, denselben Personen und Mitteln andere Erfolge erreichen?! —) wird die Vota unserer entscheidenden Stimmen dem Frieden zuführen, einem faulen Frieden, schon durch seine Grundlagen, noch mehr aber dadurch, daß wir an maßgebender Stelle die Eigenschaften nicht besitzen, um auf dem Felde unsrer Niederlagen Hoffnungssaaten der Zukunft auszustreuen und dadurch den faulen Frieden allmählich in einen gesunden und fruchtbaren zu verwandeln. Auch innerhalb engerer Gränzen kann es ein freiheitlich geordnetes, glückliches Gemeinwesen, zufriedene und selbstbewußte Staatsbürger geben. Aber wird man nach solchen Zielen streben, sich in die Stellung einer Macht zweiten Ranges mit guter Miene fügen und einleben? Ich zweifle sehr daran! Die alten Kaiser-Erinnerungen, der alte Großmannskitzel wird uns nicht zu den ausdauernden Arbeiten des Friedens Zeit und Ruhe lassen und mit den alten verbrauchten Mitteln, Büreau, Säbel und Kanzel, wird man das durch eigene alte Schuld Verlorene wieder zu erlangen fort und fort bestrebt sein. Wir Deutschen werden unter der magyarisch-slavischen Suprematie (losgerissen von unsern Stamm- und Kulturgenossen) uns nimmermehr heimisch fühlen

können und als die neuesten „Schmerzenskinder“ dem großen homogenen Elemente zusteuern und es wird eine Zeit kommen, wo der Patriot mit dieses Streben mit aller sittlichen Kraft wird fördern müssen, in der Erkenntnis nämlich, daß dort, wo Freiheit und Bildung nicht das einigende Band bilden, dynastische Interessen allein in diesem Jahrhundert viel zu schwach sind, um den Kitt des Zusammenhaltes abzugeben. Mag nach einer vielleicht sehr stürmischen Faulgährung unserer Nationalitäten-Maische endlich einmal ein gesunder lebenskräftiger Kern, etwa in Gestalt eines magyarischen Donaureiches, sich loslösen, unser Oesterreich mit allen seinen herrlichen Anlagen und all den stolzen Hoffnungen, die unsere Liebe daran knüpft, unser liebes altes, aber zugleich verjüngtes Oesterreich wird es nimmermehr sein! Möge Deutschland unsern Kindern und Enkeln für diesen Verlust, dessen ganze Schwere sie nicht mehr, so wie wir, fühlen werden, dereinst wenn möglich vollen Ersatz gewähren. Aber „Finis Austriae“!

Sie sehen, ich bin unvermögend, Trostworte, die Sie von mir verlangen, auszusprechen. Recht, Bildung und Gesittung müssen immer die Angelpunkte jedes dauernden Gemeinwesens bleiben; wo man aber das öffentliche Gewissen vergiftet hat, wie bei uns, wo man die öffentliche Moral so untergraben hat, wie es bei uns geschehen durch Wortbruch im Verfassungsleben, Vergendung und Unehrenhaftigkeit in der Finanzgebahrung, Blindheit

und Verstocktheit in der Leitung unserer äußeren Politik, Lahmlegung unserer kriegerischen Volkskraft, Mißachtung der öffentlichen Meinung und jedes höheren Geistesstrebens, dagegen Verhätschelung und Protektion der servilen Talentlosigkeit und diplomirten Unfähigkeit u. s. w., kurz durch eine endlose Reihe von Begehungs- und Unterlassungssünden, zu deren Aufzählung nicht nur dieses Blatt, sondern mein ganzer Papiervorrath nicht ausreichen würde, — dort wird nur ein Wunder das in den letzten Zuckungen liegende Staatsleben zu retten vermögen und, ich fürchte, die Zeit der Wunder und besonders der Wunderthäter ist bei uns vorüber! Was hilft es, dem Todkranken in der Agonie zu sagen, welches Regime und Arzneimittel ihm vor Jahr und Tag noch das Leben erhalten hätte? Was nützt es dem schon im Sinken begriffenen Wracke, den Ballast über Bord zu werfen, wie wir beispielsweise mit Venetien gethan haben? Große Entschlüsse müssen, um Erfolg zu haben, zur rechten Zeit gefaßt werden; zur Unzeit gefaßt vermehren sie nur das Übel, weil sie zugleich die herzlose Verzagtheit verrathen, welche fast immer als Schleppträgerin der kopflosen Überhebung auf dem Fuße folgt. — Unser Rabbiner Klinkowström und Ihr Pater Jellinek haben fast gleichzeitig über die Ursachen der letzten Jammerkatastrophe gepredigt;[108]) unser Rabbi hat nur eine Albernheit

[108]) Über Klinkowströms Predigt konnten wir keine Notiz auffinden; jene Jellineks ging (nach der „N. Fr. Presse“ vom

mehr zu Tage gefördert, Ihr Vater aber den Nagel wirklich auf den Kopf getroffen, besonders in der zitirten Schriftstelle, welche so prägnant und treffend ist, daß er es wohl nur dem Zusammenwirken der jetzigen Zeitumstände verdanken mag, wenn der Herr Staatsanwalt davon keine Notiz nimmt. —

Journale und Publikum rufen einstimmig nach einem System- und Personenwechsel? Ganz richtig! aber wo fänden sich die Personen, mit denen uns geholfen wäre und die zugleich die Selbstaufopferung hätten, diese Erbschaft anzutreten? Und wenn auch, und käme selbst der Erzengel Gabriel als Premier-Minister mit dem himmlischesten Programm, das sich denken läßt, wer wird nach all den Erfahrungen, die wir mit den feierlichsten Gelöbnissen und Versprechungen seit einer Reihe von Jahren schon ge-

23. Juli 1866 Nr. 681) von folgender Schriftstelle aus: „Das ganze Haupt ist krank, das ganze Herz ist matt; von der Fußsohle bis aufs Haupt ist nichts Gesundes an ihm. Euer Land ist wüste, Eure Städte sind mit Feuer verbrannt, Fremde verzehren Eure Ähren vor Euren Augen", und citierte dann die Bibelstelle: „Ob Ihr schon viel betet, höre ich Euch doch nicht. Lernet lieber Gutes thun, trachtet nach Recht, helfet dem Unterdrückten, schaffet den Waisen Recht und helfet der Witwe Sache." Denn Zion (Oesterreich) — schloß Jellinek — „muß nach den Worten der Schrift des Propheten durch Recht erlöst werden und ihre Gefangenen durch Gerechtigkeit." Eine abschwächende Erklärung über den Inhalt (von Jellinek selbst ?) brachte die „Neue Freie Presse", Nr. 682 vom 24. Juli 1866: Der Redner habe „die religiösen Zustände bei Juden und Nichtjuden geschildert und ein allgemeines Bild von der äußerlichen, werkheiligen Frömmigkeit der Zeit neben Rechtsverdrehung und sittlicher Verderbtheit entworfen".

macht haben, noch so naiv sein können, ihm zu glauben? Man hat Treu und Glauben aus unserm öffentlichen Leben verbannt, eine natürliche Folge davon ist die allgemeine Demoralisation, von welcher unser Staatskörper angefressen ist, und jene Gesinnungslosigkeit der Wiener, über welche Sie klagen, ist nur ein dort lebhafter an den Tag tretendes Symptom jenes allgemeinen und sittlichen Siechthums. Ich schließe und breche hier absichtlich ab . . . .

Trostbedürftig wie ich selbst bin, suche ich, was mir der Anblick des engeren Vaterlandes versagt, auf jenen weiteren Gebieten der höheren und edleren, allgemeinen menschlichen Thätigkeit, auf jenen Feldern geistiger Arbeit zu finden, wo selbst die Rivalitäten und Kämpfe immer einen dem großen Ganzen zu statten kommenden Gewinn zum Erfolg haben; ich versenke mich, so viel es meine Gemüthsstimmung zuläßt, in Studien, Lektüre und Arbeit. Mit letzterer will es freilich nicht recht vom Fleck gehen, da unter solchen Umständen die Freudigkeit des Schaffens fehlt; dagegen gelingt es doch dem mächtigen Zauber, den die Lektüre großer Geisteswerke nie verfehlt, mich momentan ganz durch ihre unwiderstehliche Kraft zu bewältigen und über die Misere der Gegenwart zu erheben.

Gott erhalte und beschütze Sie und die Ihrigen und lasse uns bessere Tage erleben. Mit den herzlichsten Grüßen in alter Freundschaft und Hochachtung

Ihr treu ergebener A. Auersperg.

Frankl erwiderte hierauf zunächst durch ein Schreiben vom 5. August 1866; die Zeit, wo es gedruckt werden könnte, ist auch jetzt noch nicht gekommen. Hingegen kann sein folgendes Schreiben aus Gainfahrn, 12. August 1866, hier mit Hinweglassung einiger Stellen mitgeteilt werden:

> Sie tadelten das Aufbieten des Landsturmes an sich; das geschah auch häufig in Wien, aber in anderem Sinne: man fand das Aufgebot zu spät, und als das eine bekannte Persönlichkeit dem Finanzminister gegenüber äußerte, erwiderte er: „Wir hätten nicht gesäumt, wenn wir Waffen gehabt hätten; aber man fand es gut, im Amerikanischen Kriege 100 000 Gewehre dahin zu verkaufen, die man so zu sagen verschleuderte und jetzt um ein Billiges in Hinterladungsgewehre hätte umwandeln lassen können."
>
> Gestern begegnete ich dem Garibaldi des Absolutismus, dem verabschiedeten Landsknechte![109])

---

[109]) Friedrich Fürst Schwarzenberg, der Sohn des Siegers von Leipzig, (1800–1870) war eine ritterliche Natur, begeistert für das Princip der Legitimität und die Aufrechthaltung alter Rechte. Ein kühner, abenteuerlicher Charakter, ein Soldat aus Beruf stellte er seinen Degen überall zur Verfügung, wo es die Revolution zu bekämpfen galt Als oesterreichischer Offizier machte er 1831 die Expedition nach Neapel mit, kämpfte 1830 mit den Franzosen in Algier, 1838 für Don Carlos in Spanien, 1846 in Galizien, nahm 1847 an der Expedition des Schweizer Sonderbundes gegen Airolo teil, war ein Genosse der Tiroler Kämpfe im Jahre 1848, um schon im Jahre 1849 gegen die Ungarn auszuziehen. Die Zwischenzeit füllten große Reisen aus.

„Nur organisirte Guerillas hätten aufgeboten werden sollen“ rief er. „Wir sind aber zu ehrlich, während der König, der die Krone vom Tische des Herrn nimmt, sich mit der Revoluzion verbindet, meinetwegen mit Italien, einem ganzen Volke; aber mit Klapka, um uns in Ungarn zu vernichten!“ Nebenbei führte er aus, bei feierlichster Versicherung seiner Objektivität, daß Fürst Schwarzenberg der größte Feldherr des Jahrhunderts gewesen sei. Er habe die Fürsten und Völker nach Paris geführt. Das habe 2—3 Jahre gegolten, dann ließ man es absichtlich in Vergessenheit gerathen. Der pietätvolle Sohn vergaß freilich selbst, daß der Plan der Schlacht bei Leipzig von Bernadotte verfaßt wurde[110]) und daß es gerade die Oesterreicher waren, die am ersten Tage die derbsten Prügel bekommen haben. „Es giebt kein einiges Deutschland und wird nie eines geben!“ rief er aus, „und der Tag der Rache wird für Oesterreich kommen!“ Er schrie dies so laut, daß die Leute auf dem Stefansplatze stehen blieben. Er sieht vortrefflich aus, die Wangen schön geröthet kontrastiren gut zu den weißen Haaren; schade nur, daß seine kräftige Stimme durch das Fehlen aller Oberzähne die Worte undeutlich hervorbringt.

Unter seinen zahlreichen Schriften über seine Erlebnisse ist die „Aus dem Wanderbuche eines verabschiedeten Landsknechtes“ zumeist bekannt geworden.

[110]) Nach den neuesten Forschungen ist dies unrichtig. Der Plan wurde im oesterreichischen Hauptquartier und zwar von Radetzky entworfen. Uebrigens steht das große Verdienst Schwarzenbergs um den Sieg heute außer Zweifel.

Weil ich denn schon mit fremden Anschauungen begonnen habe, so muß ich Ihnen die eines Juden noch mittheilen, der in einem Gleichnisse — wie das die Orientalen lieben — die Situazion Oesterreichs mir wie folgt darstellte:

Ein Vater schickte seinen Sohn in die Welt, in eine Hauptstadt, um zu studiren, er verwendete viel Geld auf ihn, damit er eine ausgezeichnete Bildung erlange. Nach einigen Jahren berief er ihn zurück, um sich von dessen erworbenen Fähigkeiten zu überzeugen. „Lasse hören, lieber Sohn, was Du gelernt hast? kannst Du französisch reden?“ — Nein. — „Hast Du Dich mit Geschichte und Geographie beschäftigt?“ — Nein. — „Hast Du Mathematik, Handelswissenschaft studirt?“ — Nein. — „Vielleicht Industrie und Fabrikwesen?“ — Auch nicht. — „Nun, mein lieber Sohn, was hast Du denn gelernt?“ — Tanzen! — „Nun, das ist auch etwas, so tanze mir ein wenig vor!“ — Ja wenn man mir zusieht, so kann ichs nicht!

„Sehen Sie, lieber Herr!“ sprach der Gleichnisredner weiter „da haben Sie Oesterreich. Weder die Wissenschaft noch die Kunst, weder die Industrie noch den Handel, weder den Geist noch den Fleiß hat es gefördert, und wenn man fragte, wozu werden alle die großen Summen verwendet, so sagte der Sohn Oesterreich: „Aber schlagen habe ich gelernt!“ Nun, auch gut! Schlage Dich einmal, mein Sohn, damit ich es sehe. „Ja wenn man mir zusieht, so kann ich es nicht!“

Was auch einzelne Journale zur Fortsetzung des Krieges anfeuerten, wie lärmend auch Viele in Wien eine zweite entscheidende Schlacht noch wünschten; im Allgemeinen war nur Entmuthigung und die sichere Überzeugung vorhanden, daß wir wieder werden geschlagen werden.

Dem Timeskorrespondenten, der das Fraternisiren der oesterreichischen und preußischen Truppen unmittelbar nach der verkündeten Waffenruhe schilderte, ist wahrscheinlich der folgende verbürgte Zug entgangen. Die noch kurz zuvor feindlichen Offiziere saßen Abends fröhlich zu Tisch. Es gieng ganz gemüthlich her, erzählte uns unser Gewährsmann, da brachte ein Preuße den Toast aus: „Liebe Kameraden! Ihr seid tapfer bis zur Berserkerei, Ihr verachtet den Tod, als ob Ihr das ewige Leben gepachtet hättet. Aber das Kriegführen versteht Ihr gar nicht, das müßt Ihr aufgeben!“

Ich hatte dieser Tage wiederholt Gelegenheit, Beamtete, namentlich Einen aus dem Unterrichtsrath, zu sprechen. Der sagte mir: „Wenn es möglich wäre, das Beamtenheer, wie das mit Waffen in eine Schlacht zu führen, so würden wir dieselben Niederlagen, die vielleicht noch größere Schmach erleben. Sie ahnen nicht, mit all Ihrer Fantasie, welche Unwissenheit und vor Allem, welche Unselbstständigkeit da vorherrscht. Eine Verantwortlichkeit selbst für ein Kleinstes zu übernehmen, ist dem subalternen Beamten geradezu ein Gräuel. Es ist ein schrecklich wahres Wort, daß uns die

preußischen Volks-Schullehrer besiegt haben. Frei von der Kirche muß die Volksschule werden, frei die Kanzel von dummen, selbst abergläubischen Predigern, frei, frei —" — „Nun, warum thun Sie nichts dazu? Sie sind ja dazu berufen, Ihre Stellung ist so einflußreich!" — „Ich muß meine Familie ernähren und darf mich nicht pensioniren lassen, was gewiß geschehen würde, wenn ich an die 600 jährige Tradizion der Dynastie rühren wollte."

Immer und immer wieder drängt sich mir der Zweifel auf, ob denn auch die deutsche Bevölkerung Oesterreichs in Wahrheit sich eine Vereinigung mit Deutschland wünscht? Es müßte das Studium der Regierung sein, das zu erforschen. Vor allem wären die Reminiszenzen und die aus denselben noch jetzt vielleicht athmenden Gefühle zu prüfen, die das heilige römische Reich noch zur Basis haben. Es wäre in Abzug zu bringen, was die Poeten dazu gethan haben und diejenigen, die phraseologische Proklamazionen, Broschüren und dergleichen schrieben. Abgezogen müßte werden, was gedankenlos nachgesprochen, nachgesungen wird. Ich meine nicht die Denker, welche Deutschland ihre Bildung danken, die Minorität der Geister nicht, die das Vernünftige zu erkennen im Stande sind. In Wien vor Allem, das doch eine von Deutschen zumeist bewohnte Stadt ist, scheint mir mit dem Deutschthum viel geflunkert worden zu sein. Ich habe es erlebt, welche Theilnahmlosigkeit herrschte, als Schleswig-Holstein den Dänen genommen worden ist. Gesungen und

getoastet und schwarz-roth-gold gebandelkramt wurde freilich viel und wie Viele hatten nicht einmal die richtige Vorstellung von der geografischen Lage der Elbe-Herzogthümer. Selbst diejenigen, die ein einiges Deutschland wünschen und die vielen Potentaten als das Hindernis verwünschen, freuten sich der Siege Oesterreichs, um die Fürsten-Homunculos noch um einen, den Augustenburger, zu vermehren.

Es sind die Temperamente des Nord- und des Deutsch-Oesterreichers einander zu entgegengesetzt, Katholizismus und Protestantismus einander so fremd-feindlich, selbst der Boden mit seinen Hervorbringungen so ganz anders, daß ich bei einem Plebiszit voraussetzen muß, daß die Deutsch-Oesterreicher sich nicht mit Deutschland vereinigen werden, wenn sie — was freilich kaum anzuhoffen ist — durch eine freidenkende, weise Regierung geleitet würden. Durch eine Regierung, die in edlem Wettstreit mit der, die in Deutschland herrscht, diese noch zu überbieten sich bemühen müßte.

Es wäre des kulturhistorischen Resultates allein werth — ganz abgesehen von irgend einem politisch praktischen — die Frage zu studiren und den Kern der Deutsch-Oesterreicher blank zu bekommen. Ich zweifle aber nicht an der Gravitazion zu Deutschland, weil ich schmerzlich genug es weiß, wie wir regiert werden werden.

Was wird jetzt geschehen? Die Minister haben vorerst durch den Belagerungszustand jede solche Frage durch die Presse unmöglich gemacht — zu

ihrem eigenen Schutze, nicht, wie sie lächerlich proklamirten, „um die Armee!! vor den Fremden im Lande zu schützen“.[111]) In einem Kreise von Ihnen bekannten Persönlichkeiten wurde unlängst viel Conjunkturalpolitik gesprochen. Jeder aber fragte, was werden jetzt unsere Staatsmänner thun? Da nahm der bis dahin schweigsame Gf. E. K.[112]) das Wort: „Meine Herren! zerbrechen wir uns unsere Köpfe nicht, es fällt Einem ja nicht gleich das Dümmste ein!“ . . . .

Die Physiognomie Wiens ist jetzt wieder eine veränderte. Vor Allem fallen die vielen Frauen in tiefer Trauer auf, die Zahl ist so groß, daß sie nur mit den Schlachtfeldern sich erklären läßt. Ein fortgesetztes Fahren von Munizion, Brod, Offizieren zu Pferd und Wagen. Infanterie-, Kavalleriezüge hemmen fast den Verkehr, namentlich seit die Truppen wieder nach Italien ziehen. Die

[111]) „Um bei dem dermaligen Verlaufe der kriegerischen Ereignisse, wodurch der Operations-Rayon der kaiserlichen Armee auch auf das Erzherzogtum Niederoesterreich ausgedehnt worden ist, für die Sicherheit der Armee und die Aufrechterhaltung der öffentlichen Ruhe und Ordnung Vorsorge zu treffen“, erließ das Landes-General-Kommando für Nieder- und Ober-Oesterreich, Salzburg und Steiermark am 21. Juli 1866 eine Kundmachung, welche die Gesetze zum Schutze der persönlichen Freiheit und des Hausrechts außer Wirksamkeit setzte und die Judicatur über eine Reihe von strafbaren Handlungen (namentlich Herabwürdigung der Verfügungen von Behörden) den Militärgerichten zuwies.

[112]) So auch im Briefe. Vermutlich Graf Eugen Kinsky, der auch in der Folge einmal als Autor eines beißenden politischen Witzworts citiert wird.

Kaufleute und Industriellen können nicht begreifen, daß nicht wenigstens Ein Zug dem Verkehre gewidmet und bei dem traurigsten Stande der Industrie und des Handels für volle 14, vielleicht mehr Tage der Verkehr nach dem Süden völlig abgeschnitten ist.

Erschreckend sind die vielen verwundeten Soldaten, welche durch die Straßen spazieren und in den mehr abgelegenen betteln. Einen angenehmen Eindruck machen die sächsischen Soldaten, namentlich die blauen Kürassire mit der silbernen Einfassung der Waffenröcke. Die Leierkästen, diese Ohrentortur in Wien, spielen nicht mehr das „deutsche Vaterland". Ob auf polizeiliche Weisung? und die Livrée des belgischen Gesandten mit der schwarz-roth-goldenen Kokarde erregt bereits einiges Aufsehen. Die Lebenslust fängt sich schon in Etwas zu regen an, sie würde vielleicht wieder so leichtsinnig sein, wie zuvor und wie zu aller Zeit, wenn die Cholera sie nicht dämpfte und diese ist stärker vorhanden, als Sie darüber in den Zeitungen lesen, und die Affaire des Wiedener und Leopoldstädter Theaters bildet den Mittelpunkt des Gespräches,[113]) wahrscheinlich nur um mit einem

[113]) Die beiden Theater sind vorzüglich dem heitern Genre gewidmete Vorstadttheater. Der beliebte Schauspieler Treumann, welcher durch 15 Jahre das Carltheater leitete, hatte von den Carl'schen Erben anläßlich der Kriegsereignisse einen Pachtnachlaß gefordert, worauf ihm der Pacht-Vertrag gekündigt wurde. Der Direktor des Wiedner Theaters Strampfer bewarb sich um das Carl-Theater und wollte von der Behörde die

andern sich während des Belagerungszustandes nicht verfänglich zu machen.

Die Berichte, welche Reisende aus Böhmen und Mähren bringen, sind höchst trauriger Art, und wir werden das Bitterste, wenn einst der Feind abgezogen sein wird, zu hören und zu leiden bekommen.

Und wo ist zuerst zu helfen?

Und Sie werden, verehrter Freund! auch darum gefragt werden und das ist der eigentliche Zweck dieses Briefes, um Ihnen zu sagen, daß ich mehrseitig vernommen, es sei vor Einberufung der Landtage (welcher?) die Absicht, mit Vertrauensmännern vertraulich zu berathen. Sie wurden jedesmal genannt, auch als unser künftiger Unterrichtsminister wie schon vor Jahren. Ich weiß, wie verstimmend schon das Erstere für Sie wäre, es ist aber doch nöthig, daß Sie sich in der Ruhe ein Programm nun entwerfen, wie das instante Österreich zu konstruiren und zu regieren sein wird.

Wir haben hier fort und fort Regen und sehr kühles Wetter, für den Gesundheitszustand, namentlich für die Verwundeten sehr vortheilhaft. Ihnen wünsche ich die sonnigsten Tage und so sehr ich mich freue, Sie wahrscheinlich in Wien bald be-

Konzession, beide Spielhäuser leiten zu dürfen. Über die langwierigen Stadien der Verhandlungen brachten die Zeitungen fortlaufend ausführliche Bülletins.

grüßen zu können, so wünsche ich es doch um Ihrethalben nicht, wenn sich nämlich das oben angedeutete Gerücht bewahrheitet. Mit herzlicher Neigung und warmer Verehrung Ihr ergebener

Frankl.

Erläuternd sei beigefügt, daß der liberale Graf, wie dies so nahe lag, jedesmal, wenn eine freiheitlichere Strömung durch Oesterreich zog, als zukünftiger Minister genannt wurde. Ob er je ernsthaft an maßgebender Stelle in Kombination gezogen wurde, konnte der Herausgeber nicht in Erfahrung bringen. In den vielen Kopieen von Briefen Auerspergs, die ihm vorlagen (darunter Briefe an Schmerling, Carneri, Apfaltern, Leo Thun), findet sich nie die leiseste Andeutung auf eine solche Berufung. Das ist jedenfalls auffallend, wenn es auch bei der Reserve Auerspergs nicht beweiskräftig ist. Daß er aber jedenfalls abgelehnt hätte, steht außer Zweifel. Das beweisen auch mündliche Äußerungen Auerspergs gegen Frankl. So notiert dieser aus dem Dezember 1867, wo abermals solche Gerüchte gingen, folgendes Gespräch: Auf die Frage, ob er annehmen würde, erwiderte Auersperg: „Um keinen Preis!“ — „Wenn aber“, wandte Frankl ein, „der Kaiser Sie rufen läßt und Sie bei Ihrem Patriotismus auffordert?“ — „So werde ich Se. Majestät“, war die Antwort, „bitten, mich zu begnadigen, da ich den Ministerposten als meine Hinrichtung ansehen würde.“ Ähnlich spricht er sich hierüber in seiner nachstehenden Antwort auf Frankls eben mitgeteilten Brief aus:

Dornau, 16. Aug. 1866.

Verehrter Freund!

Vor allem meinen herzlichsten Dank für Ihre lieben und interessanten Briefe, die mir beide noch hier zugekommen sind. Wir konnten uns nämlich, auch wenn wir wollten, von hier nicht entfernen, da wir durch die Sistirung des außermilitärischen Verkehrs auf der Südbahn in Dornau kriegsgefangen seit 1ten bis 14ten d. M. festsaßen, zudem von aller Berührung mit der Außenwelt abgeschnitten, die uns nur ihre nicht sehr tröstliche kriegerische Thätigkeit in den durch das Feld vor meinen Fenstern hinbrausenden Militärzügen erblicken ließ. Briefe und Zeitungen kamen meist sehr verspätet, mitunter gar nicht an. Seit vorgestern ist die Bahn wieder belcredisch „frei", d. h. mit den gehörigen Verspätungen und Confusionen ausgestattet. Wir denken nun ernstlich daran, unsere hiesigen Zelte abzubrechen.

Ihre freundlichen Mittheilungen, immer so inhaltreich und willkommen, waren dies um so mehr in diesen trostlosen Tagen, und ich bin Ihnen herzlich zu Danke verbunden für die vielfachen Aufnüpfungs- und Orientirungsfäden, welche Sie mir in meiner unfreiwilligen Isolirtheit darreichten. Leider steht mir eine gleiche Reichhaltigkeit des Stoffes zu angemessener Erwiderung Ihrer Mittheilungen nicht zu Gebote und ich muß mich darauf beschränken, statt Eigenes zu bieten, einen Theil des von Ihnen gelieferten Gesprächsstoffes fortzuspinnen, wozu mir

auch die Schlußsätze Ihres letzten Briefes direkten Anlaß geben. Sie erwähnen einer in Aussicht stehenden Vertrauens-Kommission, welche man zur Berathung über innere Verfassungs-Angelegenheiten demnächst berufen will und wobei auch an mich als Mitglied derselben gedacht werde. Wenn die Form dieser Einberufung sich mit meinem konstitutionellen Gewissen verträgt, so werde ich es wie bisher für meine patriotische Pflicht halten, ihr Folge zu leisten, so unangenehm mir persönlich auch dies sein möge. Meine warme Heimatliebe, einige Einsicht in den Lauf der Dinge und manche Erfahrungen könnten mich befähigen, auf diesem Felde vielleicht nützlich mitzuwirken. Was aber jene höhere Stellung, welche das Gerücht und Ihre freundschaftliche Sympathie mir zuweist, anbelangt, so müßte ich deren Annahme, wenn man je an mich dabei denken sollte, in aller Entschiedenheit ablehnen. Der Patriotismus hat auch seine Gränzen und es giebt auch ein patriotisches: Nein! In einem Momente, wo Oesterreich für die Anmaßungen der Unfähigkeit und für die Deplacirung seiner nicht dicht gesäeten Talente so schwer zu büßen hat, würde es meinerseits sträflicher als je sein, ein Amt anzunehmen, zu welchem mir die Befähigung fehlt; es wäre eine Schmach, sich selbst und Andern dies zu verschweigen, aber es ist keine Schande, es ehrlich zu gestehen. Zudem habe ich weder Lust noch Anlaß zum Selbstmörder zu werden; die Größe der Aufgabe aber, mit der ich es gewiß sehr ernst nähme, würde bei

meiner Nervosität einen solchen Versuch dem indirekten Selbstmorde gleichstellen. Sie sehen, ich denke sehr nüchtern über diesen Punkt und lasse mir vom Kitzel der Eitelkeit keinen bösen Streich spielen, und so sei denn dieses Kapitel hiemit abgethan.

Der Raum, den Sie in Ihrem Schreiben den Erörterungen über die Stellung des deutschen Elementes in Oesterreich widmen, läßt mich glauben, daß auch Sie meine Überzeugung von der hohen Wichtigkeit dieser Frage für unsere Zukunft im ganzen Umfange theilen. Obschon ich dieser Zukunft aus andern jüngst angedeuteten Gründen kein günstiges Prognostikon stellen kann, so muß man doch die Möglichkeit des Bessern nicht aufgeben, eben so wenig wie das Streben und Ringen darnach. Und weil das einfache Geheimmittel in einem auf die hohen Ziele der Bildung, Gesittung und Freiheit gerichteten Wettlaufe Oesterreichs mit Deutschland besteht, ist die entscheidende Rolle gerade den Deutschen in Oesterreich zugefallen. Die vom sieghaften Preußenhäuptling gezogene politische Demarkationslinie kann und wird uns unser geistiges Deutschthum nicht verkümmern; dieses uns zu nehmen ist keine Macht der Erde stark genug. Unser Programm kann fortan nur dahin lauten, deutscher zu sein, als je, d. h. durch gründlichere Bildung, edlere Sitte und wärmere Freiheitsliebe allen anderen Nationalitäten voranzuschreiten. Das ist keine Rassenherrschaft, sondern die gerechte Rang-

stellung der höheren Civilisation und Humanität. Ob die entsprechende Stellung dem Deutschthum von unsern Staatslenkern und Mitvölkern ermöglicht wird, davon wird es wesentlich abhängen, ob dasselbe in Hinkunft der verbindende, befestigende Kitt oder die zersetzende und auflösende Kraft zu werden berufen ist. Abgedrängt von seiner Kulturmission in Oesterreich, müßte es seinen natürlichen Krystallisationspunkt außerhalb desselben suchen und sich mit unwiderstehlicher Kraft von diesem angezogen fühlen. Es macht mich an jener Mission nicht irre, daß die Deutschen in Oesterreich und speziell in Wien sich derselben noch so wenig bewußt sind und daß sie insbesondere den Werth und Zusammenhalt ihrer eigenen Stammgenossenschaft (in der Masse wenigstens) kaum dunkel ahnen. Die bereits begonnenen Anmaßungen und Überhebungen der anderen Nationalitäten werden in der Periode, der wir entgegen gehen, den Deutschen gewiß bald klar machen, welche Standpunkte und Stellungen sie einzunehmen haben. Erst wenn diese ernstlich bedroht und gefährdet wären, würde das von Ihnen citirte, auch mir bekannte Wort des alten Gentz (im Nachdruck neuerdings von Bismarck edirt) zur Wahrheit und Verwirklichung werden.[111]) Obschon die

[111]) Frankl schreibt in seinem Brief vom 5. August 1866 an Grün:

„Der Gedanke des nach Ofen zu verlegenden Schwerpunkts ist von Bismarck nur usurpiert; ich schreibe Ihnen eine Stelle aus einem Briefe Gentz' ab, den er vor 50 Jahren an Johannes von Müller richtete:

jetzige Situation eine verzweifelte und viel ärgere ist, als jene, in welcher Gentz das desparate Wort sprach, so lägen doch in unserm Volke jetzt Hülfs- und Rettungsmittel, welche damals noch unentwickelt und gebunden waren. Es kommt nur darauf an, ob und wie man sie gebrauchen und gewähren lassen will Das aber ist für mich das Schlimmste, daß ich bezweifeln muß, ob die maßgebenden Regionen und Potenzen jene Vor- und Grundbedingung ganz und ehrlich zu erfüllen Einsicht und Willen haben werden? —

„Der Kaiser muß das Reichsregiment mit Würde niederlegen; Wien muß aufhören, Residenz zu sein; die deutschen Staaten als Nebenländer, Grenzprovinzen betrachtet; der Sitz der Regierung tief in Ungarn aufgeschlagen; eine neue Constituzion für dieses Land; mit Ungarn, Böhmen und Galizien, und was von Deutschland bleibt, behauptet man sich noch gegen die Welt, wenn man will. Fiume und Triest müssen um jeden Preis gerettet werden oder wieder erobert, sonst hat dieser Staat keine Wassercommunication, alles übrige in größter Fülle und die Gränzen durch Natur und einige Kunst so zu befestigen, daß der Teufel und seine Legionen nicht eindringen können. Aber freilich, wenn man sich vom Graben, vom Prater, von Laxenburg, von der Redoute nicht trennen will, dann ist alles verloren.““

Der Brief von Gentz an Johannes von Müller, aus Dresden, 4. August 1806, wurde zuerst gedruckt in den „Schriften von Friedrich von Gentz. Ein Denkmal.“ Herausgegeben von Gustav Schlesier. Mannheim, 1840. IV. 241 ff. Weiter ausgeführt hat Gentz diesen Gedanken in einem „Mémoire sur les moyens de mettre un terme aux malheurs et aux dangers de l'Europe et sur les principes d'une pacification génerale. Rédigé entre le 25 Juin et le 15 Juillet 1806“. Diese Denkschrift findet sich in dem, von Anton Graf von Prokesch-Osten herausgegebenem Werke: „Aus dem Nachlasse Friedrich von Gentz.“ Wien, 1868. II. 1 ff.

Kennen Sie Ahasverus von S. Heller[115]) und vielleicht den Verfasser selbst? — Ich bin mitten in der Lektüre dieses Buches begriffen. Die Großartigkeit der Aufgabe und theilweise auch der Lösung oder doch der Durchführung müssen Achtung vor diesem Geiste einflößen. Und doch konnte das Buch — wenigstens in seiner ersten Hälfte — auf mich keinen mächtigen Eindruck, keine nachhaltige und tiefere poetische Wirkung hervorbringen. Das dichterische Gebilde scheint mir zu sehr Mosaikarbeit, an welcher der verbindende poetische Kitt zu sehr bemerkbar hervortritt.

Montag übersiedle ich nach Thurn am Hart, wo Ihre allfälligen Briefe mich bis in den Spätherbst (so Gott will!) treffen werden.

In aller Freundschaft und Herzlichkeit vielmals grüßend und mit den besten Wünschen

Ihr treu ergebener A. Auersperg.

Frankls nächstes Schreiben lautete:

Gainfahrn, 14. Septbr. 1866.

Verehrter Freund!

Was ich Ihnen zu sagen habe, wird Ihnen in gewissem Sinne, uns aber kaum in Einem eine Beruhigung schaffen. Es droht Ihnen nicht mehr, aus Ihrer glücklichen Einsamkeit herausgerissen zu werden! Man ist von der einen Moment gehegten Absicht rasch abgekommen: Notable zu vertraulicher Vorbesprechung einzuladen. Es soll die einfache

---

115) „Ahasverus" Leipzig 1866.

Einwendung gemacht worden sein: „Wirken Sie, Exzellenz, dahin, daß der Belagerungszustand aufgehoben und die Presse freigegegeben werden wird. Sie werden dann von Ihren Feinden lernen, was noth thut, von Ihren Freunden erfahren Sie es doch nicht, und wenn sie es Ihnen doch sagen sollten, so werden es Ew. Exzellenz nicht glauben!“ Von einem Minister für Unterricht ist auch wieder alles still. Unglaublich wie rasch wir die Prügel bei Königgrätz vergessen haben und es ist rührend anzusehen doch, wie fort und fort gedrängte Gruppen vor jenen Läden gaffen, wo Zündnadelgewehre erbaulich ausgestellt sind.

Doch der Friede ist geschlossen. Seltsam, daß der Vertrag, den natürlich Österreich unterschreibt, „im Jahre des Heils 1866“ datirt, während das Protokoll wahrheitsgetreuer „im Jahre des Herrn“ unterzeichnet ist; ja wohl des Herrn Wilhelm von Hohenzollern.

Wenn ein Handlungshaus Krida macht, so kommt es oft vor, daß der Chef sich zusammenrafft, neue Arbeit beginnt und schon nach wenigen Jahren reicher ist, als er je zuvor gewesen. Wenn aber der Chef schon bejahrt und müde ist, wird ihm, wenn er überhaupt die Arbeit noch einmal aufnimmt, schwerlich mehr ein Erfolg gelingen. Das scheint mir die Situazion Preußens nach Jena und die Oesterreichs nach Königgrätz, oder wie die Franzosen konsequent und richtiger schreiben, nach Sadowa zu sein.

Der Friedensvertrag enthält nichts, was wir nicht schon gewußt hätten; aber der Eindruck, den die 14 §§, so kurz und präcis, machen, ist trotzdem ein tief beschämender und demüthigender; eben durch die koncentrirte Zusammenstellung. Diese 14 Artikel sind doppelt so viel Schwerdter in den Busen der Austria, als die Mutter Christi empfangen hat. Es ist eine tödtliche Summe.

Der Kaiser erwartete die Telegramme während der Schlacht, erzählte man mir, auf dem Nordbahnhofe, und als das letzte so verhängnisvolle ankam, brach er in ein krampfhaftes Weinen aus und der Adjutant mußte den Wankenden die Stufen hinab führen, er wäre sonst gestürzt.

Seitdem es fort und fort nur von Krieg um uns her erscholl, gab mir ein 83 Seiten füllender Artikel „die social-politische Bedeutung des Krieges“ von Wilh. Kießelbach in seinen „Studien“ (Cotta 1862) eine besondere Beruhigung, denn das Barbarenthum des Krieges hatte mich mit qualvollem Entsetzen erfüllt. Und so wollen, wenn nicht wir, doch unsere Kinder den wohlthätigen Gewitterfolgen entgegenharren.

Der Verfasser des „Ahasverus“, um den Sie mich fragen, soll ein junger, in Leitmeritz lebender Mann sein. Ich besitze das Buch, ich weiß nicht von wem, und werde es jetzt, wo Sie mich auf dasselbe aufmerksam machen, lesen. Kennen Sie das Gedicht „Ahasver in Rom“ von Hamer-

ling?[116]) Jedenfalls der bedeutendste unter den frappant wenigen Dichtern aus dem nachmärzlichen Oesterreich. Noch hat er sich nicht zur einfach edlen Architektur der Komposizion durchgefunden, die Linien sind überall durch Arabesken, Guirlanden, Statuetten, so schön diese sind, unterbrochen und verdeckt. Und bei all diesem hypertrophischen Reichthum und Luxus vermißt man den Reim. Ich vermuthe aus Bequemlichkeit des Autors. Die versi sciolti, die z. B. Hugo Foscolo so grandios behandelt, scheinen sich in deutscher Sprache nicht völlig zu eignen.

Eigen genug wird jetzt die Stellung der deutsch-oesterreichischen Poeten und Schriftsteller sein. Ein Gedicht von Ihnen sollte die erste glänzende Brücke nach — wie wir wieder sagen müssen — nach „draußen" sein, so schön und glänzend, wie schon oft, damit sie, wie die Zauberer in Egypten bei den Wundern Mose's, beschämt und neidisch sagen müßten: „Da ist Gottes Finger dabei!"

Die Ereignisse haben Sie wahrscheinlich um die Badereise gebracht? Doch freue ich mich in Ihren Briefen keiner Klage über Ihre Gesundheit zu begegnen. Mir selbst geht es nicht gut . . . . . Man sollte gesund ob kurz oder lang lebend sein und dann wie vom Blitz getroffen hinsinken.[117]) Wie

---

[116]) „Ahasver in Rom." Eine Dichtung in sechs Gesängen von Robert Hamerling. Hamburg, 1866.

[117]) Am 12. März 1894 sank Ludwig August Frankl, mit seiner Familie das Mittagessen einnehmend, wie vom

hieß doch der weise Esel, der über die sittlich-moralischen Vortheile der Krankheiten ein Buch geschrieben hat: Ein Deutscher wars!

So groß meine und aller Ihrer Freunde Freude wäre, wenn Sie bald nach Wien kämen, so kann ich es um Ihretwillen aufrichtig nicht wünschen. Jeder würde sich bemühen, Ihnen andere Details zu erzählen, aus jedem Auge würden Sie die Reflexe der entsetzlichen Zeit sich entgegenleuchten sehen. Alle würden sich zu trösten suchen und Sie um den Trost quälen. Und hätten Sie einen zu bieten? Und doch wieder sollten Sie kommen. Dergleichen muß erlebt und nicht erlesen sein!

Der Herbst beginnt, nach dem fort und fort regnenden Sommer schön zu sein. Die Reben hängen voll blauer Trauben, die süß sind. Vom Walde Vöslau's dehnt sich eine unabsehbare reich und üppig bepflanzte Ebene hinaus, bis sie durch blaues Gebirg begränzt scheint, über welches der riesige Schneeberg hereinschaut zu all den tausend Menschenwohnungen, in denen kein „beständiger Friede“ ist.[118])

Blitze getroffen auf das Sofa und hatte nach wenigen Sekunden ausgeatmet.

[118]) Eine Anspielung auf den Artikel 1 des Friedensvertrages zwischen Preußen und Oesterreich vom 23. August 1866: „Es soll in Zukunft und für beständig Friede und Freundschaft zwischen Sr. Majestät dem König von Preußen und Sr. Majestät dem Kaiser von Oesterreich, sowie zwischen deren Erben und Nachkommen und deren beiderseitigen Staaten und Unterthanen herrschen.“ Es wurde damals viel bemerkt, daß die übliche Wendung vom ewigen Frieden vermieden geblieben war.

Wie gedeiht Ihr Theodor, der nicht ahnt, daß die bessere Zukunft, wie der Wein in der Rebe, für ihn von der Sonne gekocht und vorbereitet wird.

Ich grüße Sie herzlich in unwandelbarer Verehrung

Ihr treu ergebener Frankl.

Im Herbst 1866 übersandte Frankl an Auersperg im Auftrage des Verfassers Adolf Fischhofs eben erschienene Schrift: „Ein Blick auf Oesterreich's Lage." An den Inhalt der Schrift erinnern wir in einer Note,[119]) um die nachstehende Antwort Auerspergs verständlich zu machen:

---

[119]) Fischhof geht nach einer historischen Ausführung von dem Gedanken aus, daß durch die nun durch die Thatsachen erfolgte Hinwegräumung der drei größten Hemmnisse: Venedig, die deutsche und ungarische Frage, die Frage der Konstituierung der westlichen Reichshälfte, losgeschält wie noch nie von allen beirrenden und verwirrenden Nebenfragen erörtert und einer gedeihlichen Lösung entgegengeführt werden könne. Es sei seit dem Jahre 1848 kein Moment der Versöhnung und Verständigung der Völker so günstig gewesen, als der jetzige und ein aufrichtig liberaler, weitblickender und energischer Staatsmann werde sich erst jetzt in der Lage befinden, die dauernde Ordnung der staatlichen Verhältnisse herbeizuführen. Die herrschende Exekutivgewalt sei nicht geneigt, die Lösung selbstständig herbeizuführen, eine andere Regierung jetzt nicht möglich; die bestehenden und bestandenen legislativen Körperschaften seien hiezu ebensowenig geeignet, wie nach den Lehren der Geschichte eine konstituierende Versammlung. Wünsche man einen friedlichen und befriedigenden Abschluß der Verfassungskämpfe, dann müsse der Konstituierungsgedanke in einer kleinen Versammlung hervorragender, besonnener und einsichtsvoller Männer aller Parteien zur Reife gebracht und die Verfassung daselbst in ihren Hauptgrundzügen

Thurn am Hart, 16. X. 66.

Verehrter Freund!

Mein heutiges Schreiben hat mit einer der angenehmsten Pflichterfüllungen zu beginnen, nämlich mit der Abstattung meines herzlichsten Dankes für Sie und H. Dr. Fischhof für die Übermittlung des interessanten und gehaltreichen Sendschreibens über Oesterreichs gegenwärtige Lage. Sie sind wohl so gütig, der freundliche Vermittler meiner Danksagung an den Herrn Verfasser zu sein, dessen edle Persönlichkeit und unabhängig patriotischer Charakter schon seit Jahren eine sympathische Anziehungskraft auf mich ausübt. Der Inhalt seiner Schrift ist mir zwar schon aus dem Gratzer „Telegraf“ genau bekannt, wo ich die Folgenreihe von Artikeln mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgt habe; aber demungeachtet behält das mir zugewendete Exemplar nebst dem bleibenden Werthe seines inneren Gehaltes für mich auch noch jenen erhöhteren, daß ich es aus den Händen des verehrten Autors selbst empfing. Das Recept, das er hier verschreibt, scheint mir ein

---

entworfen werden. Die Vereinbarung wäre dann der Regierung behufs Erzielung ihres Einverständnisses mitzuteilen. Nachdem dies geglückt, könnten die Führer ihre Parteien um sich versammeln und sie zur Annahme des Kompromisses vermögen. Erst wenn auf diese Weise der Erfolg allseitig sichergestellt sei, habe die Regierung die vereinbarten Grundzüge der Verfassung dem Parlamente zur Diskussion vorzulegen, welches nach rascher Erledigung der Kardinalfragen um so ruhiger an die Beratung der Details gehen könne, als es im Vorhinein der Zusicherung der Krone sicher sei.

wohldurchdachtes, tüchtiges und heilsames und könnte, richtig und redlich angewendet, dem ordinirenden Arzte auch auf dem politischen Felde so günstige Heilerfolge erzielen helfen, wie Sie solche seiner sonstigen ärztlichen Praxis nachrühmen. Ich will dadurch nicht behaupten, daß seine Heilmethode die einzig unfehlbare sei, denn ich glaube, gegen leibliche sowohl wie gegen staatliche Leiden können sich verschiedene Heilmethoden gleich gut bewähren, nur muß die gewählte mit Ausdauer und Consequenz durchgeführt und von der Einmengung quacksalbernder Schäfer und alter Weiber, sowie von der Opposition der Verwandten und Vormünder des Patienten unbeirrt bleiben. Was hilft das heilkräftigste Tränklein, wenn es statt in den Magen des Patienten in ein anderes minder edles Gefäß geschüttet wird. Wenn ich an dem praktischen Erfolge des oberwähnten Receptes zweifle, so fehlt es meinerseits nicht an dem Vertrauen auf den Ordinarius, sondern es liegt in meinem Mißtrauen gegen andere nicht zu übersehende Faktoren, deren Charakteristik Sie mir heute erlassen, da ich nur in früheren Briefen Ausgesprochenes wiederholen müßte. Ich bin leider nach den Erlebnissen und den Erfahrungen der letzten zwei Dezennien wider Willen in die Reihe der Schwarzseher bezüglich der Zukunft Oesterreichs gedrängt worden. Niemand kann dies schmerzlicher empfinden als ich selbst. — Eines möchte ich an Dr. Fischhofs Schrift sowie an seiner ganzen Haltung hervorheben, das mir besonders wohlgethan, nämlich

der hohe sittliche Ernst, der aus jeder seiner Anschauungen und Äußerungen hervortritt. Solche Wahrnehmungen sind doppelt erquickend und erhebend in diesen Tagen der Frivolität, wo man jenen sittlichen Ernst gerade dort so häufig vermißt, wo seine eigentliche Heimat sein sollte, nämlich in unserer Presse. Die Offiziellen und Offiziösen leisten darin neuester Zeit das non plus ultra! Man behauptet, es sei unmöglich, das Jemand sich selbst küsse oder sich selbst einen Tritt vor den H...... gebe. Unsere Dispositionsfond-Söldlinge haben beides geleistet, nachdem sie Ersteres con amore die längste Zeit betrieben, haben sie endlich auch Letzteres zuwege gebracht. Wer daran zweifelt, lese die Artikel, in welchen sie uns neuester Zeit den Verlust Venetiens und den (passiven) Austritt aus Deutschland als längst erwünschte Ziele plausibel zu machen bemüht waren, und er vergleiche dann damit, was dieselben Organe über dieselben Fragen vor wenigen Wochen orakelten.

Überraschend war es mir, Ihr letztes Schreiben schon aus Wien datirt zu sehen, während ich Sie noch in frischer freier Landluft zu Gainfahrn vermuthete .... Wir sind gegenwärtig mitten in unserer Weinlese begriffen, eine Periode, die ihre Anziehungskraft für mich nicht blos in ihrer landwirthschaftlichen Bedeutung hat.[120])

[120]) Auf dem Boden des Auersperg'schen Schlosses Thurn am Hart wuchsen vortreffliche Reben, und das Erträgnis des aus ihnen gekelterten Weines war ein sehr bedeutendes.

Was Sie über Robert Hamerlings „Ahasver in Rom" und überhaupt über dessen dichterischen Charakter sagen, stimmt völlig mit meinen eigenen Anschauungen über diese bedeutende Erscheinung überein und tritt gerade im Entgegenhalten zu S. Hellers Ahasverus am schlagendsten zu Tage. Bei größerer formeller Korrektheit steht letzterer jedoch an poetischer Wirkung und Nachhaltigkeit des Eindrucks dem Hamerling'schen Gedichte nach. Interessant war es mir, daß Sie bezüglich des Metrums diesem dieselbe Ausstellung machen, die ich selbst mündlich gegen Hamerling, dessen persönliche Bekanntschaft ich in Gratz gemacht, ausgesprochen. Allein es ist keineswegs Bequemlichkeit — denn H. handhabt die Form mit großer Leichtigkeit — sondern Vorbedacht, was ihn zur Wahl des 5 füßigen Jambus veranlaßte, den er als das passendste Versmaaß für seine Zwecke erklärte. Aber daß er auch dieses nicht vollkommen korrekt behandelte, namentlich die Abrundung des Gedankens innerhalb des Rahmens der Einzelverse vernachlässigt, läßt sich nicht läugnen.

Ich schließe mit dem herzlichsten Wunsche, daß der böse Gast, der Wiens Mauern dermal so unsicher macht, an Ihnen und allen Ihren Lieben schonend vorübergehen möge, und so zugleich mit der Hoffnung eines nicht allzufernen Wiedersehens, in alter Treue und Freundschaft

Ihr aufrichtig ergebener

A. Auersperg.

Zum Jahresschluß — Wien, 29. Dezember 1866 — schrieb Frankl an den Freund:

Verehrter Freund!

Ich möchte das alte an so schmerzlichen Ereignissen, Erfahrungen und Demüthigungen so reiche Jahr nicht scheiden lassen, ohne Ihnen einen Gruß zu senden.

Wie die Sachen liegen, ist wohl ein glücklicheres neues Jahr zu wünschen, wenn auch nicht zu hoffen. Der Koranspruch scheint sich für die fromme Christen- und Judenwelt in Oesterreich verwirklichen zu wollen:

„Finsternis auf Finsternis in Finsternis!“

In so bedrängter Zeit flüchtet sich alle Hoffnung und alles Glück ins Familienleben. Möge das Ihnen eine freundlich gesinnte Macht walten, nicht allein im Jahre 1867, vielmehr immerdar, so lange es Ihnen gegönnt ist, des immerhin zweifelhaften Glückes des Lebens theilhaftig zu sein.

Ich zweifle nicht, daß es in Ihrem Schlosse Thurn am Hart irgendwo eine zufällig leergebliebene Nische giebt; für diese sende ich Ihnen meine Büste, die ein junger oesterreichischer Pensionär in Rom, Herr Schrödel, um bei mangelnder Bestellung in einiger Übung zu bleiben, angefertigt hat.

Nehmen Sie die große Büste als eine Erwiderung der Ihren so zierlich kleinen freundlich auf.

Wahr nimm der beiden Büsten mit Bedacht,
Und Du erkennst das Erdenloos:
Die Großen werden klein gemacht,
Die Kleinen machen selbst sich groß!

Hier Auerspergs Antwort:

Gratz, 2. Jänner 1867.

Verehrter Freund!

Und wieder sind Sie es, der mich zum Ausgange des alten so unheilvollen und zum Eingang des neuen wenig hoffnungsreichen Jahres mit einem Zeichen liebevoller Erinnerung erfreut, — ich kann, trotz der Überraschung in diesem Sinne nicht sagen: „überrascht!“ Sie haben mich dazu durch Ihre nie ermüdende, sich immer erneuernde Freundlichkeit allzusehr verwöhnt! Empfangen Sie meinen herzlichsten Dank für die werthvolle Spende Ihrer mir sehr gelungen scheinenden Büste, welche ich keineswegs, wie Sie meinen, in das entfernte Thurn am Hart entfernen möchte, sondern lieber hier, wo ich am öftersten verweile, in meiner unmittelbaren Nähe behalte. Es hat sich in meinem hiesigen Wohnzimmer, nicht allzuferne von Hirschhäuters Lenau-Statuette, ein recht passendes Plätzchen gefunden, wo die Büste auf einem zierlichen säulenartigen Sockel bereits ihren würdigen Standort nahm, umgeben von lieben Erinnerungen, selbst ein Mal und Symbol derselben.

Wäre ich in diesem Augenblicke poetisch gestimmt, so würde ich Ihren allzubescheidenen Versen, in welchen Sie sich selbst ungebürlich verkleinern, eine gereimte Widerlegung nicht geschenkt haben; aber die düsterste Prosa des Lebens belastet in diesen Tagen meine Seele.

Indem ich Ihre freundlichen Wünsche zum Jahreswechsel mit den herzlichsten Gegenwünschen

erwidere und ganz in Ihrem Sinne alle Hoffnungen und alles Glück auf das innere Familienleben beziehe, fühle ich mit Schmerz eine Lücke, welche das abgewichene Unglücksjahr in mein Hauswesen gerissen hat, durch den Verlust nämlich zweier vieljährigen treuen Diener, welche mir binnen wenigen Wochen, der letzte gerade am Sylvestertage, durch den Tod entrissen wurden. Der letztgedachte war mein alter braver Gärtner, der, seit ich Thurn am Hart besitze, bei mir war, im Vereine mit mir und nach meinen Angaben die dortigen Gartenanlagen schuf, im blühendsten Stande erhielt und gewissermaßen mit diesen zusammengewachsen war, so daß ich mir deren reizendes Bild ohne ihn hinfort nur wie von einem dunklen Schatten verhängt denken kann. Sie begreifen, solche Diener gehören doch auch im besten Sinne zum Familienleben und es knüpft uns an sie, trotz ungleicher Lebensstellung, doch ein innigeres Band wahrhaft freundschaftlicher Anhänglichkeit.

Meinen wärmsten Dank nochmals erneuernd, in alter bekannter Gesinnung, mit den herzlichsten Grüßen

Ihr treuergebener Ant. Auersperg.

Der Brief ist zur Charakteristik Auerspergs nicht ohne Wichtigkeit. Wie oft ist von seinen Gegnern zu seinen Lebzeiten und namentlich nach seinem Tode der Vorwurf erhoben worden, daß er, der Liberale, seinen Untergebenen ein harter Herr gewesen! Die Gemütswärme, mit der er hier über den Tod zweier

Diener spricht, legt ein Zeugnis dafür ab, was von diesen Anwürfen zu halten ist.

Die Briefe von 1867 setzen zunächst noch die Tonart des Vorjahrs fort. Am 1. März 1867 schreibt Frankl aus Wien:

> Über mich ist eine wunderbare Beruhigung gekommen, seitdem ich von den energischen, die Intelligenz so sehr fördernden Armeereformen gelesen habe. „Es ist nicht genug, daß der Wachtposten auf- und abgehe, er muß auch denken und beobachten.“
>
> „Es ist mißliebig vermerkt worden, daß die Officiere Monokels tragen und die Haare vom Wirbel gegen die Stirne getheilt.“
>
> „Fortan dürfen die Officiere, nicht mehr wie bis jetzt nur bis zum Ohrläppchen, die Bärte wie die Marineoffiziere tragen, jedoch nicht so lang, daß man die Sterne am — Kragen übersehen könnte.“
>
> Ihr ewigen Sterne! Mußte erst Königgrätz und Chlum u. s. w. kommen, um die Führer zu solcher weisen Einsicht zu bringen? Mußten wir so geschlagen werden, damit endlich so lang ersehnte erleuchtende Funken hervorspringen.
>
> Nicht minder gefreut hat mich, daß Benedeks Diagnose rücksichtlich des Blasenleidens eines seiner Unterfeldherrn so grundfalsch war.[121] Wie anders

[121] Vrgl. Anm. [98]

muß es jetzt kommen, wenn Infanteriegeneräle die Marine zu leiten berufen werden.[122])

Dergleichen Thatsachen müssen die schlimmsten Pessimisten vor Freude und Zuversicht phosphoresziren machen. Indifferente oder gar feindliche Herzen werden zu wärmstem Patriotismus umgestimmt. . . . .

Haben Sie schon den Pilgerzug nach Mekka von Maltzahn,[123]) den ich Ihnen wegen seines kulturhistorischen Interesses empfahl, gelesen? Ich nenne Ihnen ein, auch besser geschriebenes, Buch noch: „Historische Landschaften" von Julius Braun,[124]) kecke Studien, frappante Resultate, muthiges Zerreißen von manchem mehr als tausendjährigen Glauben.

Hörten Sie schon den Namen Ferdinand von Saar nennen? Er schrieb eine kleine Novelle „Innocenz"[125]) und „Heinrich IV."[126]) in zwei Theilen. Saar ist ein junger Mann, eben 32 Jahre alt und quittirte die Ober-Lieutnantscharge, um ganz der

---

[122]) Inspektor für die Marinetruppen und die Flotte war Erzherzog Leopold. Am 4. März 1868 wurde Admiral Tegetthoff sein Nachfolger.

[123]) „Meine Wallfahrt nach Mekka" von Heinrich von Maltzahn. (Leipzig 1865.)

[124]) „Historische Landschaften." Von Julius Braun. Stuttgart 1867.

[125]) „Innocenz." Ein Lebensbild von Ferdinand von Saar. Heidelberg 1866.

[126]) „Kaiser Heinrich IV." Ein deutsches Trauerspiel in zwei Abteilungen von Ferdinand von Saar. Erste Abteilung: Hildebrand. Trauerspiel in fünf Akten Zweite Abteilung: Heinrichs Tod. Trauerspiel in fünf Akten. (Heidelberg 1865. 1867.)

Literatur in seiner Vaterstadt, Wien, zu leben. Unterlassen Sie es nicht, diesen Dichter kennen zu lernen. Er läßt mich wieder auf die fast erloschen scheinende Produkzionskraft Oesterreichs in Hervorbringung von Dichtern vertrauen.

Neulich kamen mir Gedichte von einem Hauptmann v. Z. aus Gratz zur Beurtheilung zu.[127]) Kennen Sie ihn? Wenn er ein junger Mann ist, so läßt sich, nach den vorliegenden schönen Proben, eine frische Zukunft hoffen.

Sie erinnern sich der schönen „Poetischen Fragmente", die etwa vor zwei Jahren uns anonym zukamen? Ihr Verfasser ist der kais. oesterr. Consul Schmidt in Rio Janeiro. Ich erhielt vor Kurzem ein Schreiben von ihm; er hofft nach Europa zu kommen, jedoch nur zum Besuche. Der Brief charakterisirt einen durch harte Erlebnisse gereiften, zweischneidig geschliffenen Mann . . .

Aus Grüns Antwort — Graz, 12. März 1867 — seien folgende Stellen mitgeteilt:

Maltzahns „Pilgerzug nach Mekka" habe ich leider in keiner der hiesigen Buchhandlungen vorgefunden und daher noch nicht kennen gelernt. Dagegen sind mir daselbst allerdings Brauns „Historische Landschaften" zu Gesichte gekommen, die ich auf Ihren sachkundigen Rath nun mehr gründlicher ins Auge zu fassen nicht säumen will.

---

[127]) Auch im Briefe findet sich der Name nicht ausgeschrieben.

v. Saars bedeutendes und vielversprechendes Talent ist auch mir nicht entgangen; ich kenne namentlich seinen „Hildebrand“ (1te Abtheilung von „Heinrich IV.“), welcher mich mit gesteigerter Erwartung der mittlerweile erschienenen zweiten Abtheilung entgegen sehen läßt. . . . .

Hauptmann v. Z. in Gratz ist mir weder der Person noch seinen poetischen Leistungen nach bekannt geworden, was ich nach Ihren Andeutungen nur bedauern kann. Ich muß aber das Verschulden davon, daß hie und da eine bedeutendere Persönlichkeit oder ein namhafteres Werk meiner Aufmerksamkeit entgeht, nur mir selbst zur Last legen, da ich in meinem Familienleben fast ausschließlich und in solcher Abgeschiedenheit und Abgeschlossenheit von dem Verkehre mit der Außenwelt lebe, daß jenes Übersehen erklärbar wird. Entschuldbar aber wird diese Zurückgezogenheit gewiß wenigstens in den Augen derjenigen, die es mit mir fühlen, wie Einem, der so oft und so lange durch Reichsrathssessionen seinem traulichen Heimwesen entzogen wird, das auf kurze Zeit wiedergewonnene Bewußtsein des Daheimseins wohlthut. Es haftet unter solchen Umständen ein eigenthümlich beglückender und fesselnder Zauber an der heimatlichen Schwelle.

Und so steht denn die neue Reichsrathssession wieder als dunkle Wolke an meinem Horizonte. Wohl birgt sie manchen leuchtenden Blitz, manchen treffenden Wetterschlag in ihrem Schoße, aber, ich

fürchte, ich fürchte, kaum jenen befruchtenden Regen, welcher die brutal zerstampften Saaten unserer patriotischen Hoffnungen wieder aufleben zu lassen vermöchte! Wollte ich nur dem, was ich ahne und vorauszusehen glaube, Folge leisten, ich bliebe daheim und ersparte mir erfolglose Mühen. Aber gerade in den desparatesten Lagen muß das echte Pflichtgefühl seine Proben bestehen. Und so sage ich denn: auf baldiges Wiedersehen!

Die Schlußsätze leiten wieder zu dem Politiker Auersperg zurück.

Trotz der Niederlage von Königgrätz, der Betrauung Beusts mit der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten, der inneren Bewegungen hatte Graf Belcredi sich im Ministerium zu behaupten gewußt und sein Ziel weiter verfolgt, unter Ignorierung des Februarpatentes durch einen neuen außerordentlichen Reichsrat den slavisch-feudalen Elementen das Übergewicht zu beschaffen (Patent vom 2. Januar 1867). Dagegen erhoben sich die Deutschen und Verfassungstreuen, ebenso das Mißtrauen der Ungarn, was seinen Sturz herbei führte. Nachdem Belcredi am 7. Februar 1867 die erbetene Entlassung erhalten, griff man zur Februarverfassung, soweit sie durch den Ausgleich nicht berührt war, zurück. Am 11. Februar richtete der zum Ministerpräsidenten ernannte Graf Beust ein Rundschreiben an die Statthalter, das die Auffassung der Lage durch die Regierung darlegte und in der Versicherung gipfelte: „Ihr Bestreben ist ein nach allen Seiten versöhnliches, aber

sie wird sich mit Festigkeit auf den gegebenen verfassungsmäßigen Boden stellen und nur auf diesem dem Gedanken der Versöhnung Folge geben.“ Also durchaus das Auerspergsche Programm. Daß er trotzdem am Ernste zweifelt, findet in den Erfahrungen der vergangenen Jahre seine Erklärung.

Die nun folgende Session brachte ihm angestrengteste Arbeit. Zunächst hatte er die Adresse an den Kaiser zu entwerfen, welche die Thronrede vom 22. Mai 1867 beantworten sollte, die in dem Wunsche gegipfelt hatte, die Völker Oesterreichs mögen „über eine nahe Vergangenheit den Schleier der Vergessenheit breiten“. Aus der Adresse sei die darauf bezügliche Stelle als Probe für die Tonart des Ganzen mitgeteilt:

> Gerne werfen die Völker Oesterreichs nach dem hochherzigen Worte Euer Majestät den Schleier des Vergessens über eine nahe Vergangenheit und stimmen jener Politik bei. Allein kein Schleier ist groß und dicht genug, um all die Schäden und Wunden, an denen der Staatskörper leidet und krankt, zu verhüllen — und er sollte es auch nicht — denn aus ihrem Anblick schöpfen wir die Lehre der Mittel, durch welche die dauernde Heilung der Leiden und frische Lebenskraft zu gewinnen ist. Gestatten Euer Majestät dem Herrenhause mit ehrfurchtsvollem Freimute seine Überzeugung auszusprechen, daß die verjüngende Wiedererstarkung des Reiches nur auf dem Wege eines weisen Anschlusses an die schöpferischen und zugleich erhaltenden Ideen der Gegenwart, durch eine einsichtsvolle Gewährung ihrer berechtigten Forderungen zu erreichen und zu sichern sei.
>
> Die erhöhte Pflege geistiger Kultur erweist sich auch in gesteigerter und materieller Wohlfahrt dankbar und die Werke und Werte der Friedensarbeit werden Oester-

reichs Schwert, sollte es wieder zur Verteidigung gezogen werden müssen, neuerdings stählen und schärfen.[128])

Auch an den anderen Arbeiten des Hauses, namentlich dem Gesetz über die Ministerverantwortlichkeit nahm Auersperg hervorragenden Anteil. Das Schwergewicht seiner Thätigkeit aber lag in der „politischen Kommission", welche die wichtigsten Verfassungs-Gesetze (namentlich auch die Gesetze über das Vereins- und Versammlungsrecht) zu entwerfen hatte. Als sich das Haus im Sommer vertagte, durfte Auersperg Wien mit dem Bewußtsein verlassen, sich seine Ferien ehrlich verdient zu haben.

In diesen Sommer fällt der folgende, aus Gmunden, 26. August 1867 datierte Brief von Frankl über die Salzburger Entrevue:

Ich lebe seit einigen Wochen in der grünen See- und Bergidylle von Gmunden, die ich durch eine kurze Episode in dem völlig antinapoleonischen Salzburg unterbrochen habe. Sie haben die Zeitungen gelesen und wissen nur zu genau, wie er sich räuspert und spuckt.

Ich setze voraus, daß es Sie in Ihrer glücklichen Einsamkeit interessirt, Einiges zu hören was nicht in den Zeitungen zu lesen war.

Am Perron angelangt rief ein französischer Journalist: „Vive l'empereur!" Vier oder sechs Stimmen von etwa 400 Anwesenden riefen ein Vivat nach. Es rief einen lächerlichen Eindruck

---

128) Stenographische Protokolle des Herrenhauses des Reichsrats. Vierte Session. S. 77. ff.

hervor. Als die Majestäten im Theater erschienen, rührte sich keine Hand, war kein Ruf zu hören, und so überall. Als ich dem mir befreundeten Herrn v. Mertens, der als Bürgermeister auch die Polizei regiert, fragte, warum er das ihm „Vertraute“[129]) nicht zu lauten Begrüßungen kommandirt habe? erwiderte er mir: „So klug wären wir auch gewesen, wenn wir bei der abweisenden deutschen Gesinnung der Bevölkerung nicht hätten Gegendemonstrazionen befürchten müssen.“

Es ist keineswegs zufällig, daß eine vom 17. d. M. datirte Ballade: „Max von Habsburg, Kaiser von Mexico“, also am Vorabend des Napoleonischen Besuches in einer hiesigen Druckerei vervielfältigt, an allen Ecken und Enden um 3 Kr. feilgeboten wurde; ebenso, daß eine Medaille, auf deren einen Seite das Bild Maximilians, auf der andern sein antizipirtes Grabdenkmal geprägt ist, von Männern überall feilgeboten worden ist, von denen einige einen nicht oesterreichischen Akzent beim Ausrufen des frappant geringen Preises, der höchstens den Metallwerth repräsentiren mochte, vernehmen ließen. Daß eine Seelenmesse für den Kaiser von Mexico in der Wallfahrtkirche von Maria Plain bestellt wurde, ist eine Thatsache, und der Leiter des Preßbüreaus konnte mit gutem Gewissen die Journalisten versichern, daß die Messe

[129]) Ein Wortspiel, das für Leser außerhalb Oesterreichs der Erklärung bedarf. „Vertraute“ hießen damals im Volksmunde die Geheimpolizisten.

nicht bestellt worden sei; natürlich nicht von der Regierung. Er bat, dem „dummen“ Gerüchte zu widersprechen. Eine in Wien gedruckte Broschüre: „Napoleon III. in Salzburg“, die demselben auch eben nicht sehr schmeichelhaft ist, war an allen Straßenecken angekündigt. Alle derlei Blätter sind anonym und weniger als talentlos, aber sie sind symptomatisch aufzufassen . . .

Ich fühlte mich verpflichtet, dem Fürsten Metternich, dessen Gast ich vor 4 Jahren in Königswart war, einen Besuch abzustatten Er sprach von der Demonstrazion in Augsburg, von dem feinen Gehöre und Gewissen des Kaisers Napoleon, wenn Stimmen aus dem Volke kommen. „Es ist gut,“ äußerte er sich, „wenn er sich von der Stimmung in Deutschland überzeugt, er hat sich vielfach gegen dieselbe versündigt; vielleicht gelangt er zu einer anderen Meinung und Überzeugung.“

Im Gegensatze zu diesem Ausspruche forderte eine andere nicht unbedeutende Persönlichkeit, der ich auf der Straße begegnete, mich geradezu auf, ein Begrüßungsgedicht an das französische Herrscherpaar zu richten, „es würde sehr gut aufgenommen werden.“ Ich konnte diplomatisch auf die Priorität eines Gedichtes von dem, wie er sich stets selbst nennt, „Dichterfürsten“ Karl Hugo,[130]) der mit

[130]) Der Deutsch-Ungar Karl Hugo, ein nicht talentloser, aber moralisch brüchiger Mann, der sich in seinem, vielleicht wirklichen, vielleicht nur erheuchelten Größenwahn „Fürst der Poesie“ nannte.

einem Begrüßungsgedichte hier hausierend bettelte, hinweisen. Und nur nebenbei erlaubte ich mir die Bemerkung, daß mein kleiner Name die Spitzruthen nicht aushielte, welche jeder Deutsche oder auch nur oesterreichisch Gesinnte ihm beibringen würde. Die Politik habe andere Gesetze, aber auch die Poesie, und ich traute mir das Recht nicht zu, die letzteren zu verletzen. Man bat mich schließlich, die Aufforderung als nicht gethan und nur als individuellen Einfall zu betrachten!!

Der Kaiser machte auf mich äußerlich den besten Eindruck. Er stellt sich wie ein stämmiger untersetzter Husarenoberst dar, der energische rasche Bewegungen zur Schau trägt. Der Kopf ist entschieden für die kurzbeinige Gestalt zu groß. Die Augen haben durch ihre Kleinheit den Ausdruck des Lauernden. Der ungarisch aufgewichste Schnurbart vollendet den Begriff des Husarenobersten. Nur Eines überraschte mich: einen blonden Mann zu sehen, den ich mir immer, wahrscheinlich durch die Photographie irre geleitet, schwarz dachte.

Ebenso stellte ich mir die Kaiserin immer hoch und schlank vor. Die Bilder täuschten; sie ist um Kopfeslänge kleiner als die Kaiserin von Oesterreich, volle Büste, etwas schlaff hängende Wangen, eine üppige Blondine mit kleinstem Fuße und feinsten Knöcheln; der kokett aufgeschürzte Rock begünstigt die Ansicht . . .

Der Zufall stellte mich am Perron neben den Fürsten Lothar Metternich und die Gräfin Pauffy (?),

mit der die Kaiserin und der Kaiser sprachen. Ich konnte genau beobachten. Unser Kaiser trug sichtbar mächtige Aufregung zur Schau. Er war bleich, legte häufig die Hand auf die Brust und athmete tief ein; das wiederholte sich, je näher der Moment der Begrüßung kam. Beide Männer sahen sich seit Villa Franca nicht . . .

Wie gefiel Ihnen das Kunstprogramm in Salzburg? Da wird seit Jahren der Fürst H. als der feinste Kunstmäzen verleumdet, jetzt steht ihm zur Seite Halm, dem freilich ein Reitergefecht[131]) höher steht als das bedeutendste Gedicht, und dieses Programm!! So sehr „Wildfeuer“ für die Begabung des Dichters spricht, weil sie uns die krasse

---

[131]) Eine Anspielung auf ein Redeturnier zwischen Münch-Bellinghausen und Auersperg. Münch war der Verfasser der Adresse des Herrenhauses an den Kaiser in der dritten Session. Den Entwurf verlas er als Berichterstatter in der 3. Sitzung vom 22. November 1864 (Protokolle des Herrenhauses. Dritte Session 1864—1865. SS. 17—21). Auersperg erwiderte in einer glänzenden Rede, in welcher er das Verhältnis Oesterreichs zu Preußen prophetisch beleuchtete und am Schluß gegen den dreizehnten Absatz des Entwurfes opponierte, in welchem gesagt war, daß das Herrenhaus nicht hoffen dürfe, „auf dem friedlichen Felde legislatorischer Thätigkeit ebenso glänzende Erfolge zu erreichen, wie das Heer auf dem Felde der Ehre.“ Münch replizierte (ebenda S. 26) in nichts weniger als glücklicher Weise, er sei überzeugt „daß die vortrefflichste Rede Sr. Excellenz des Grafen Auersperg, das wichtigste Gesetz, das in diesen Räumen beraten wird, den Völkern nicht so zu Herzen dringen wird, als ein siegreicher Reiterangriff, ein glückliches Seegefecht.“ Der siegreiche Reiterangriff des Dichters Halm ging als dankenswerter Stoff in die Witzblätter über. —

Unwahrheit durch raffinierte Sinnlichkeit (da ist die nackte „schöne Helena“ weitaus ehrlicher und keuscher als dieses bekleidete Wildfeuer) vergessen macht. Als Napoleon I. die Fürsten in Erfurt um sich versammelte und seine Schauspieler aus Paris kommen ließ, da führten sie Szenen von Racine, Corneille, Voltaire und Molière auf und nur Szenen von diesen. Ich will nicht sprechen, daß man gerade Göthe, Lessing, Schiller hätte aufführen sollen; man wollte oesterreichisch sein. Da war ein Akt aus Grillparzers „Sappho“, ein 1aktiges Lustspiel von Bauernfeld und nicht „Eglantine“ [132]) zu geben, die ausdrücklich nur gewählt wurde, weil Frl. Wolter fünfmal frappante Roben zu wechseln hat. Wie das der Kaiserin Eugenie neu und imposant gewesen sein muß! Wo aber blieb die Musik? Da die Kaiserin nicht ein Wort Deutsch versteht? Musik in der Stadt Mozarts! Hätte man nicht Szenen aus Don Juan vorführen sollen, der ein Landsmann der Kaiserin und wie man sagt ihr Ahnherr gewesen ist, dessen Geburtshaus in Sevilla noch heute zu Tage ihr Eigenthum. Als man sich besann, daß doch nur Musik der Kaiserin einen Kunstgenuß bereiten könne, da telegraphirte man den Wiener Männergesang-Verein herbei und postirte, während die Majestäten aßen und tranken, die Sänger, die man doch nicht bezahlen kann, weil sie

---

[132]) „Eglantine,“ Schauspiel von Eduard Mautner, seit dem 28. Januar 1863 Repertoirstück des Burgtheaters.

keine Kunsthandwerker sind, auf eine Tribüne, wo sie ihre Arbeit verrichten mußten. . . .

Laube sagte, als Halm wegen eines Gesichtsausschlages abreisen mußte: „Seltsam! als er zum Erstenmale bei Hofe fungiren sollte, bekommt er die Schafblattern!“ Ist das Weglassen des Bischofs von Bamberg bei dem vor einigen Tagen aufgeführten Götz von Berlichingen schon sein Werk?

Ich erschrecke über die Ihnen vorliegenden 12 Seiten, leider gäbe es noch Stoff zu weiteren 12 Seiten, zu einer Broschüre.

Es war mir jedenfalls interessant den modernen Cäsar, den Schicksals-Menschen zu sehen, auf den Göthes Worte mir am Besten zu passen scheinen:

„Er ist die Kraft,
Die stets das Böse will und doch das Gute schafft!“

Aus Auerspergs Antwort — Thurn am Hart, 29. August 1867 — seien hier folgende Stellen mitgeteilt:

Obschon ich die Salzburger Zusammenkunft an der Hand der mir hier sehr regelmäßig und schnell zukommenden Zeitungen mit Aufmerksamkeit begleitet habe und obschon ich in diesen auch zwischen den Zeilen zu lesen verstehe, so hat mir doch Ihre Erzählung als Augenzeuge viel des Neuen gebracht. Ihre Schilderung des modernen fränkischen Cäsars und Eugenies stimmen so ziemlich mit dem Bilde überein, das ich noch von meiner letzten Pariser Reise her lebendig vor mir sehe, natürlich eine kleine durch

die Zeit bewirkte Nachdunklung des Kolorits abgerechnet.

Aber lassen Sie uns ganz absehen von den agirenden Persönlichkeiten; der ganze Schauplatz und der Anblick dessen, was darauf vorgeht, ist ein tief trauriger. Die Geschichte ist in unaufhaltsamem Rollen bergab! Nie war der Staat gedemüthigt, wie eben jetzt und so zerschmetternd auch der Schlag von Königgrätz war, viel niederdrückender noch ist was seither geschah oder nicht geschah. Selbst die momentanen, scheinbar liberalen Velleitäten können mich nicht bestechen und meine Hoffnungslosigkeit nicht beseitigen; ich glaube nicht an den Ernst. Ein Theil von dem, was man jetzt mit vollen Händen bieten zu wollen scheint, hätte, zu rechter Zeit mit Grazie gegeben, besser und nachhaltiger gewirkt, wenigstens als Abschlagzahlung. Diese ganze Systemwandlung kommt mir noch immer vor, wie die Besserung eines ungerathenen Schuljungen, dem man den H . . . . . . recht tüchtig ausgeklopft hat. Wenn die Gehirnthätigkeit nur durch die Erschütterung der Aktion ad posteriora angeregt und geweckt wird, dann hat sie für mich nichts Erbauliches und Vertrauenswerthes! Doch ich breche dieses Thema ab, denn nichts Bittreres und Verbitternderes gibt es, als der begründete Übergang von Optimismus zum Pessimismus.“

Trotzdem nahm Auersperg, als das Herrenhaus im Spätherbst wieder zusammentrat, an seinen Arbeiten mit größtem Eifer, wohl auch mit steigendem Vertrauen

teil. Begannen doch damals die glänzendsten Zeiten des Liberalismus in Oesterreich! Nach einander wurden die Gesetze über die allgemeinen Rechte der Staatsbürger, die richterliche Gewalt, das Reichsgericht u. s. w. auch vom Herrenhause angenommen, schließlich auch das Delegations-Gesetz, das dem Ausgleich mit Ungarn die Form gab.

Der volle Sieg der liberalen Idee drückte sich aber am 30. Dezember 1867 in der Ernennung des Bürgerministeriums aus, welches der Berufung Beusts zum Reichskanzler folgte. An der Spitze stand Fürst Karlos Auersperg, „der erste Kavalier von Oesterreich,“ wie er genannt wurde, der andere bedeutende Politiker aus dem an hervorragenden Männern so reichen Geschlechte der Auersperge. Um ihn Plener, Hasner, Graf Potocki, Brestel, Berger, Herbst, Giskra, endlich der politisch damals noch unbekannte Taaffe. Der große Kampf gegen das Konkordat sollte nun endlich auch aufgenommen werden.

Am selben Tage (30. Dezember 1867) widmete Frankl dem Freunde folgenden Glückwunsch:

> Möge Ihnen das neue Jahr vollauf erfüllen, was sich Ihr Herz tiefinnerst wünscht, Ihr Geist anstrebt. Lassen Sie es nicht vorübergehen, wie leider schon einige Jahre, ohne als Poet wieder die Welt zu begrüßen und zu erfreuen!
>
> Was ist ein lebenslänglicher Reichsrat gegen einen ewigen Poeten! Auch soll das Leben in Wallhalla viel schöner sein, als das Begrabenwerden

in den Akten eines Reichsarchives, selbst wenn das letztere ein cisleithanisches ist!

Und daß ich es Ihnen geradezu sage: wie undankbar sind Sie! Während Ihnen die Poesie vollauf Freuden brachte all Ihr Leben lang und der Reichsrath vielen Kummer, Sorgen, Sie nicht erquickende Arbeiten; so schenken Sie ihm so viele, der Poesie so wenig Zeit.

Ich weiß, wer jetzt nicht von der Bühne — die wohl auch zuweilen zur Schandbühne wird — herab zum Volke redet, der wird kaum vernommen. Selbst die Frauen, zu denen sich die poetische Rede gerne flüchtet, reden jetzt mehr von Politik und von einem Gedichte gar nicht Ich weiß das!

Auf Ihr Wort hört die Welt aber, wenn es ertönt. Sie haben sich das glorreiche Recht erworben, daß Alle lauschen müssen, wenn Sie zu reden anheben.

Ich wünsche und gewiß das deutsche Volk mit mir, daß ich mit Schluß des Jahres 1868 keinen gleich dringenden Aufruf an Sie ergehen lassen muß:

„Frisch auf, mein Feldherr, und führe den Streich!"

Grüns Antwort beginnt mit herzlichen Dankes- und Glückwunschworten und fährt dann fort:

Sie berühren aber noch einen Punkt, den ich nicht unerwähnt lassen kann. Die Freundeshand traf da auf eine sehr schmerzhafte Stelle meines Gemüthes, indem sie mich aus dem trockenen und mitunter wenig fruchtbaren Bereiche reichsräthlicher Politik in das immerblühende Land der Poesie

zurückführen will. Ja, diese Richtung verfolgt ja auch mein eigenes Gefühl, dorthin treibt und drängt mich das Heimweh mit täglich sich steigernder Sehnsucht; ja, ich weiß es, noch manches ruht in mir, das an jenem Lichte befruchtet zu Tage treten möchte. Um so schmerzlicher ist es mir, keinen Ausweg zu wissen, auf welchem dem Bannkreise, in welchem das Pflichtgefühl mich fest gefangen hält, mit Ehren zu entrinnen wäre. Hier reibt sich das bischen Kraft mit ihrer Natur widerstrebenden Arbeiten erfolg- und danklos auf, während sie dort mit Freudigkeit schaffen und in der Arbeit selbst wieder neue gesunde Kraft schöpfen würde! — Ach, es war nicht meine Wahl! —

Und so seien Sie mir in Wehmuth aber in alter Treue aufs herzlichste gegrüßt.

Am 6. Januar 1868 war Auersperg das Großkreuz des Eisernen Kronenordens verliehen worden. In seinem Schreiben vom 11. Jannar 1868 sprach Frankl seine Freude darüber aus, weil diese Thatsache „ein Symptom der Zeit und zwar einer besseren zu sein scheint", und fuhr fort:

Es ist ein Princip, das durch diese Ordensverleihung nunmehr zur Anerkennung gelangt ist und dessen muß man sich freuen und Sie mit . . .

Sie haben sich das große Verdienst erworben im Herrenhause einen frischen freieren Hauch wachgerufen zu haben, der freilich vielen empfindlichen Organismen als fataler Luftzug vorgekommen ist. Sie ermuthigten Manchen, der sonst schweigend

zugestimmt hätte, seine Meinung zu sagen; Sie zwangen Manchen zu Bekenntnissen, weil er sich Ihnen gegenüber schämen mußte, entgegengesetzte zu äußern. Sie durften Gedanken sagen, die im Munde jedes Anderen verdächtigt worden wären; Sie schützte Ihr bekannter und anerkannter Charakter davor. Sie brachten aber auch Geist und edle Form, die unseren oesterreichischen Herren nicht sehr geläufig sind, in die staatsmännische Behandlung der Gegenstände, und derselben kam der Poet sehr zu statten. Ihr in dieser Richtung hin wahrhaft civilisatorisches Wirken wird der Anerkennung nicht entgehn.

Ich verweile heute, bei dem gegebenen Anlasse, gerne bei Ihrer reichsräthlichen Wirksamkeit, der ich, wie ich noch letzthin aussprach, gewissermaßen gram bin, weil sie Ihre poetische Thatkraft beeinträchtigt. Gewiß ist Ihr Leben in der Politik ein zweites Blühen Ihres Geistes. Wer weiß, ob es Ihnen gegönnt wäre, die erste herrliche Blüte Ihrer Jugend noch zu überbieten.

Mögen Sie diese rhapsodisch hingesprochenen Gedanken in Ihrer Wehmuth, die sich in Ihrem letzten Schreiben so elegisch vernehmen läßt, ein wenig aufrichten.

Wenn ich ein Wort von mir sagen darf, so bin ich seit Monaten durch ein neues Gemeindestatut, Neuwahlen, Geschäftsordnungen u. s. w. derart in Anspruch genommen, daß ich kaum aufathmen kann. Eigenes Unwohlsein und eine schwere,

nun glücklich vorübergegangene Lungenentzündung meines jüngeren Knaben beugten mich tief.

Sie erinnern sich gewiß der sogenannten „Kraftmesser" in den Prater-Buden, wo man an einem Ringe zieht, um sich zu überzeugen, wie viel Gewicht man überwinden kann.

In meiner mannigfachen Bedrängnis versuchte ich das anliegende Gedicht: „Kaiser Maximilians Heimfahrt".

Grüns Antwort (Graz, 13. Januar 1868) findet das Gedicht Frankls „trefflich und besonders die in die Schlußstrophen zusammengedrängte Charakteristik in ihren poetischen Schlaglichtern gelungen und ergreifend". Über den ihm verliehenen Orden sagt er:

Auch ich sehe die höhere Bedeutung dieses Actes in dem Principe, welches er involvirt, und demzufolge Überzeugungen und Ideen, welche mich von jeher erwärmten und erfüllten, hinfort auch in dem Staatsleben unseres Heimatreiches zur Geltung und Verwirklichung gelangen sollen. Ich habe nun an der Neige meiner Lebenstage die wohlthuende Beruhigung, auch in jener Richtung keineswegs einem Irrglauben gehuldigt zu haben. Ich habe mich in diesem Sinne auch in dem Dankschreiben ausgesprochen, mit welchem ich eine in überaus verbindlichen Ausdrücken abgefaßte Mittheilung des Reichskanzlers zu beantworten hatte . . . .

Sie wenden Ihre alten mich verhätschelnden und verwöhnenden Sympathien und Ihre oft ererprobte nachsichtsvolle Beurtheilung diesmal auch

meinem reichsräthlichen Wirken zu, und ich danke Ihnen herzlich dafür, weil ich daraus für eine Lage und Stellung, die ich kaum zu ändern vermag, einigen Trost, einige Ermuthigung schöpfe. Aber die Wehmuth, die aus meinem letzten Briefe sprach und sonst nur in meinem Innern verschlossen ruht, konnten Sie mit den freundlichen Worten doch nicht bannen. Ein tiefer Zug des Heimwehs drängt mich nach andern Regionen eines geistigen Heimatlandes und stellt meiner Sehnsucht dort ganz andere Ziele und Aufgaben. . . .

Das Pflichtgefühl war stärker, als dieser „Zug des Heimwehs"; die nächste Zeit sollte ihm die schwersten Kämpfe, aber auch die schönsten Siege seiner politischen Laufbahn bringen.





VI.

Das Schiller-Denkmal

(1868–1871).

Beim Zusammenbruch des trotz alledem so heiß geliebten Vaterlandes, das nicht allein durch den äußeren Feind, sondern auch durch eine unglückselige Politik dem Verderben preisgegeben schien, hatten sich beide Patrioten in dem entsagungsvollen Gedanken zusammengefunden, fortab alles Glück nur noch im eigenen Hause erhoffen zu dürfen. Aber schon das nächste Jahr sollte ihnen, wie wir gesehen, ihre Hoffnungen auf eine freiheitliche Neugestaltung Oesterreichs beleben und das folgende, dem wir uns nun zuwenden, neben einer Erstarkung dieser Erwartungen auch das Glück gemeinsamer Arbeit im Dienste ihrer Ideale bringen. Wir meinen ihre Thätigkeit für die Errichtung eines Schiller-Denkmals in Wien.

Der Gedanke eines solchen Denkmals war bereits bei der Schillerfeier von 1859 aufgetaucht, die entscheidende Anregung, ihn endlich zu verwirklichen, ging im Januar 1868 von Frankl aus.[133]) Rasch war ein

[133]) Das Schiller-Denkmal in Wien. Bericht des Komitees. Wien 1876. S. 3 ff.

Komitee gebildet, Auersperg zum Präsidenten, Frankl zum Vice-Präsidenten gewählt. Schon am 7. März konnte die erste Versammlung stattfinden. Auersperg konnte ihr nicht beiwohnen; ein Brief an Frankl vom 6. März 1868 entschuldigt sein Fernbleiben mit dem Übermaß parlamentarischer Arbeit, das auf ihm laste.

Es war wahrlich kein Vorwand. Hatte er schon in den letzten Monaten des Vorjahrs kaum aufzuatmen vermocht, so bedurfte es nun der Aufbietung all seiner Kraft und seines Pflichtgefühls. Die reichsratliche Delegation, die erste, die seit dem Ausgleich mit Ungarn in Aktion trat, hatte ihn einstimmig zu ihrem Vorsitzenden gewählt: eine neue, aus Mitgliedern des Abgeordneten- und Herrenhauses zusammengesetzte Körperschaft, welche neue, ungewöhnliche Aufgaben zu lösen hatte — wahrlich, es war kein leichtes Amt! Als Auersperg am 19. Januar 1868 seine Antrittsrede hielt, betonte er, wie viel guten Willens es hier von den Vertretern der beiden Hälften des Reichs bedürfe, vor allem aber der Einheit im eigenen Lager: „Die Einmütigkeit und Geschlossenheit wird uns Kraft geben, wo es, wie ich nicht hoffe, Widerstand zu leisten gilt!“ Aber einmütig waren nur die Ungarn, namentlich in ihrem Bestreben, die Bedeutung der oesterreichischen Delegation herabzudrücken; diese aber schied sich in Deutsche und Slaven, Feudale und Liberale; Auersperg mußte all seinen Einfluß üben, die Gegensätze zu versöhnen. Erfreulicher, aber nicht minder angestrengt war seine Thätigkeit als Mitglied jener, bereits (S. 246) er-

wähnten Kommissionen des Herrenhauses, welche u. A. auch die Geltung des Konkordats in einigen wichtigen Punkten beseitigen sollten. Wohl stand das am 30. Dezember 1867 ernannte „Bürgerministerium" für die Vorlagen ein, aber in und außer dem Hause galt es den Widerstand der Klerikalen zu besiegen. Auersperg war rastlos dafür thätig; nicht bloß als Mitglied der Kommission, auch als Parteimann, der die Agitation in Inneroesterreich anfachte. Wie man seine Thätigkeit in der Bevölkerung auffaßte, mag der Umstand beweisen, daß er immer wieder um die Vorlage bezüglicher Petitionen aus allen Teilen des Reichs ersucht wurde.

Mußte Auersperg unter diesen Umständen auf die Teilnahme an den Beratungen des Denkmal-Komitees zunächst verzichten, so ließ er sich doch die Mitarbeit nicht nehmen. Der Aufruf, mit dem das Komitee vor die Öffentlichkeit trat, war von ihm verfaßt. Die wichtigsten Stellen seien hier wiedergegeben:

> Ein Jahrzehnt fast ist seit jenem ewig denkwürdigen Tage verrauscht, an welchem diese Kaiserstadt eines ihrer herrlichsten und erhebendsten Feste beging, die Säkularfeier des Geburtstages Friedrich Schillers. Schwere Unglücksfälle hatten das Reich betroffen, ihre Nachwehen lasteten auf jedem Herzen, doch dem Zauber jenes geheiligten Namens schien der drückende Bann zu weichen, die Gemüter, von dem edelsten und reinsten Aufschwunge erfaßt, ermannten sich wieder, und das freiere Wort belebte zugleich mit dem lauten Preise des großen Dichters auch wieder jene schlummernden patriotischen Hoffnungen, deren Erfüllung späteren Tagen vorbehalten blieb.
>
> Mag auch eine folgenschwere Katastrophe seither die alten Marken des Vaterlandes verrückt haben, jener Gedanke doch blieb fest und tief im Bewußtsein des Volkes

eingewurzelt und zwar um so tiefer und fester, je inniger es überzeugt ist und bleibt, daß vermorschende Grenzpfähle jenem geistigen Zusammenhange, welchem es sein Bestes, Edelstes und Heiligstes dankt, keinen Abbruch thun können und sollen!

Und so bleibe denn die begründete Hoffnung nicht unausgesprochen, daß es durch vereintes Zusammenwirken in nicht allzu ferner Zeit gelingen werde, den gemeinsamen Sympathieen für Wahrheit und Schönheit, für Recht und Gesittung, für Bildung und Freiheit einen dauernden und sichtbaren Ausdruck zu geben und diesen im Herzen der Monarchie durch ein erhebendes Symbol zu verkörpern, durch ein auch künstlerisch würdiges Standbild Friedrich Schillers![134])

Ein Zufall fügte es, daß der Tag, an dem Auersperg diesen Aufruf dem Komitee vorzulegen gedachte, der denkwürdigste in der Geschichte Oesterreichs von 1866 bis heute und zugleich der stolzeste seines politischen Lebens werden sollte. Es war der 21. März 1868. Am 19. März hatte die „Entscheidungsschlacht", die General-Debatte über das Ehegesetz im Herrenhause begonnen; obwohl nur die Hauptredner beider Parteien sprachen, währte sie doch drei Tage. Am letzten, eben dem 21. März, kam Auersperg zu Worte; es ist, wenn nicht seine bedeutendste, so doch seine berühmteste Rede. Nach einer Einleitung, die daran erinnerte, wie auf die Bach'sche Reaktion Solferino und Magenta, auf die Belcredi'sche Sistierungs-Politik Königgrätz gefolgt, fuhr er fort:

Man sieht aus den angeführten Beispielen, daß jeder Eingriff in das Selbstbestimmungsrecht des oesterreichischen Volkes sich in furchtbarer Steigerung gerächt hat. Sollte dieses parlamentarische und konstitutionelle Leben wieder

[134]) Ebenda S. 4 ff.

eine neue Unterbrechung erfahren, sollte ein neuer Eingriff in das Selbstbestimmungsrecht der oesterreichischen Völker erfolgen, sollten Staatsmänner, die in den früheren Unglücksperioden das Staatsruder führten, nochmals den Mut haben, das Wagnis zu bestehen, und nochmals in diese Rechte hemmend und beschränkend einzugreifen, dann würde der Abschluß dieser Periode voraussichtlich wohl einen Namen haben, den auszusprechen mein Herz schaudert.

Man wird fragen: Ja, droht denn diese Gefahr und woher? Ja, sie droht, sie droht wahrnehmbar und vernehmlich in dem ungeschmälerten Fortbestande des Konkordates, dessen übereifrige Anhänger es vor nicht langer Zeit als das Bollwerk gegen die Kulturbestrebungen des Jahrhunderts, gegen unser geistiges Leben und dessen Entwicklung demaskiert haben, die von jenen Wällen absolutistische Mächte zu Hilfe gerufen haben gegen die Bestrebungen der neuen Zeit und der konstitutionellen Gesetzgebung: die trotz der ihnen gewordenen hochsinnigen Zurückweisung doch unermüdlich ihre Anstrengungen fortsetzen und selbst den Minenkrieg nicht scheuen. . .

Von den weiteren Ausführungen sei jener Satz citiert, dessen Schlagwort noch heute in Oesterreich ein geflügeltes Wort ist:

Ist das oesterreichische Staatsbürgertum gehoben und gekräftigt worden [durch das Konkordat]? Ich kann nur sagen, was ich an mir selbst erlebt habe. Als ich diesen Vortrag bald nach seinem Inslebentreten las, besonders jene Stellen, in welchen aus päpstlicher Gnade unserem Landesherrn Rechte zugestanden und Handlungen gestattet wurden, die er von seinen Ahnen ererbt und überhaupt längst ausgeübt hatte, da empörte sich denn doch mein patriotisches Gefühl, und mir kam es vor wie **ein gedrucktes Canossa**, in welchem das Oesterreich des 19. Jahrhunderts für den Josephinismus des 18. Jahrhunderts in Sack und Asche zu büßen habe. . .

Die Rede schloß:

. . . . Die Kirche ist groß geworden in ihrem Ursprunge nicht mit, sondern gegen die Staatsgewalt. Auf

den Boden, wo sie ihre große apostolische Mission allein vollführen kann, auf den stelle sie sich. Das Leben ist ernst und voll dunkler Seiten, so daß es Hilfe zu spenden, Trost zu geben, mit Beispiel und mit der Lehre voranzuleuchten, die Fallenden zu erheben und aufzurichten und auf ein besseres Jenseits hinzuwirken, Anlässe genug giebt. Wirke sie auf diesem Boden aus ihrer vollen Überzeugung mit ihrer eignen Kraft, und sie wird dann wirklich von der Liebe der Gläubigen umgeben sein und das werden und bleiben, was sie nach Montalamberts Worte sein soll: eine Mutter!

Dazu braucht sie aber nicht Vorrechte und Privilegien, die uns irrtümlicherweise als ihre Freiheit geschildert worden sind. Die Freiheit für den Staat, gesunde Freiheit für alle Kirchen im Staat, dann wird es für Staat und Kirche von der Freiheit heißen: In hoc signo vinces![135]

Der Saal widerhallte vom Jubel, der sein Echo in den Straßen der „Inneren Stadt" fand, wo eine dichtgekeilte Menge in größter Erregung der Abstimmung entgegenharrte. Am späten Nachmittag, als es endlich dazu kommen sollte, holte Anastasius Grün „seinen unsterblichen Sangesgenossen" Franz Grillparzer, der wegen seiner Gebrechlichkeit, namentlich aber wegen seiner Schwerhörigkeit, die Sitzungen des Herrenhauses nicht mehr besuchte, im Wagen zu der historisch denkwürdigen Verhandlung ab. Er mußte die Treppe emporgetragen werden. Sein Erscheinen wurde mit lautem Jubel begrüßt[136]. Nun

---

[135]) Stenographische Protokolle des Herrenhauses des Reichsrats. Vierte Session. 1867—1868. Seite 564 ff.

[136]) Als die Erzherzogin Sophie hiervon hörte, äußerte sie: „Der alte Mann hätte auch gut zu Hause bleiben können und bedenken sollen, daß er bald Gott Rechenschaft abzulegen haben wird." (Frankl „Zur Biographie Grillparzers." Wien 1883. S. 59). Über die politische Gesinnung Grill-

begann in atemloser Spannung die Abstimmung. Mit einer Mehrheit von 20 Stimmen wurde die Vertagung, mit einer solchen von 35 Stimmen der Übergang zur Tagesordnung verworfen. Die Scenen des Jubels, der Begeisterung, die sich nun in den plötzlich illuminierten Straßen bis tief in die Nacht hinein abspielten, lassen sich kaum schildern; niemals seit 20 Jahren, seit dem 13. März 1848, hatte Wien eine ähnliche Volksbewegung erlebt, wie in dieser Nacht.

Während sich dies im Hauptsaale des niederoesterreichischen Ständehauses in der Herrengasse begab, der dem Herrenhause eingeräumt war, beriet in einem der Nebensäle das Denkmal-Komitee in Abwesenheit des Verfassers den Entwurf Auerspergs und genehmigte ihn. Als die Herren in später Abendstunde aufbrachen, schallten ihnen auf der Straße die Hochrufe auf die Hauptkämpfer des Tages, darunter auf Auersperg, tausendstimmig entgegen.

Damals war Auersperg wohl der populärste Mann in Oesterreich, und mit einigem Grunde durfte Frankl seinen Brief vom 6. April 1868, in welchem er dem Freunde die Verleihung der Ehrenmitgliedschaft des Journalisten- und Schriftsteller-Vereins Concordia meldete, mit den Worten schließen:

---

parzers sagt Frankl in dem citierten Büchlein: „Wie radikal der Redner (in einer privaten Zusammenkunft bei Doblhoff) auch sprach, den Patrioten ließ er nicht verkennen, der sein Vaterland schmäht, während er es liebt, es geißelt, um die ihm innewohnende Kraft aufzustacheln.“ Das charakterisiert Männer, wie Grün und Frankl — die alt-oesterreichischen Patrioten — ebenfalls.

Sie genießen nun im Kreise Ihrer Familie einer von den edelsten Erfolgen verklärten Ruhe, zu der ich Ihnen aus warmem Herzen Glück wünsche. Wenn Christus, Ihr Herr, nach seinen berühmt gewordenen „Fünf Ostern“ wieder einmal auf Erden erscheinen wollte, so müßte er auch an den Pforten Ihres Hauses Sie ansprechen und Ihnen sein erlösendes Bravo! zurufen. Schade, daß bei diesem Anlasse gerade Sie aus höchstbescheidenen Gründen ihm nicht die passendsten Worte auf die unsterblichen Lippen legen können! Er muß eine wahre Freude an seinem Sohn Anastasios haben! .....

Ein nächster Brief Frankls — Wien, 22. April 1868 — berichtet, daß die Genehmigung von Geldsammlungen für das Schillerdenkmal erfolgt sei, ebenso habe Minister Giskra versprochen, dem Kaiser ein Bittschreiben des Komitees „warm befürwortet“ nach Ofen nachzusenden. Dann fährt der Brief fort:

Der Kaiser soll in Ofen sich sehr langweilen und mehr als sonst je die Wiener Journale lesen und — besorgt sein. „Ich meine bis an die äußersten Gränzen des zu Koncessionirenden gegangen zu sein und doch sehe ich, daß man nicht zufrieden ist“. Er soll einen ausführlichen Bericht verlangt haben. Mir fielen, als mir dies aus Ministermund mitgetheilt wurde, die alten Worte ein: „Ferdinande, non subscribes?“

Von den Ministern ist dem Kaiser Brestel wegen seiner treuherzigen Einfachheit und redlichen

Verdrießlichkeit in seinem ganzen Wesen der angenehmste. Dem folgt in der Gunst Berger, den man sich als eine Art demokratischen Fürsten-Hagen dachte. Giskra ist der dritte erst in Gnaden, dem wieder erst Herbst folgt, weil er immer wieder den faktischen Staatsbankerot officiell erklärt haben will.

Lesen Sie doch die kleine eben von Arneth herausgegebene Schrift: „Beaumarchais und Sonnenfels.“[137] Neue, interessante, freilich schwer verurtheilende Enthüllungen über den Ersteren. Sahen Sie das „Freiligrat-Album“? Es enthält weder im Guten, noch im Mittelmäßigen Ausgezeichnetes. Dagegen hat sich Laube mit seinen „Böse Zungen“[138] blamirt, so weit die gute deutsche Zunge reicht! Es ist unbegreiflich, wie Halm dieses Stück nicht auf den Grund hin der ästhetisch entschiedensten Nichtswürdigkeit ablehnen mochte, statt sich die Blöße persönlicher Abneigung zu geben, nachdem ihm die Zensur, hinter die er sich gesteckt hatte, den Gefallen eines Verbotes nicht erweisen konnte oder mochte. Nicht Ein psychologisch interessanter Zug, nicht Ein wirklicher Charakter, nicht

---

[137]) „Beaumarchais und Sonnenfels“. Von Alfred Ritter von Arneth. Wien 1868, Braumüller.

[138]) Laubes Schauspiel „Böse Zungen“ wurde am 16. April 1868 zum ersten Male in Wien im Theater a. d. Wien aufgeführt. Äußerlich war der Erfolg ein großer, da man in dem Stücke bekannte politische Persönlichkeiten und Verhältnisse fand. Für und gegen das Schauspiel wurde in den Wiener Blättern ein lebhafter Federnkrieg geführt. Doch erhielt sich unseres Wissens das Stück auf keiner deutschen Bühne.

Eine neue Situazion kommen in der Comödie vor. Phrasen, wie sie die Witzblätter bereits persifliren, vollauf! Es ist unbegreiflich, wie ein so geistvoller Schriftsteller dergleichen bieten mochte. Da ist wahrhaftig Ebersbergs „Pfarrersköchin“, die ich gestern im Karltheater sah, ein klassisch Werk dagegen, wenigstens ein amüsantes.[139] Von Poesie ist freilich eben so wenig zu merken, aber auch nichts von Prätension, Etwas geleistet zu haben. Freilich hat Laube keine Schauspielerin, wie die Gallmeyer, diesen weiblichen Nestroy!! Es ist ein geniales Weibsbild mit lasterhaft funkelnden Augen. Sie sang auch ein Couplet auf Sie, das Haus bebte vor Beifall, als sie in Anspielung auf Ihren Namen ein grünes Band aus ihren hypertrofischen Weiblichkeiten hervorzog. Ich war der Nachbar Rokitansky's. Es war wirklich Gefahr für ihn, daß er vor Lachkrämpfen sterbe. Das ganze ist rohe Zimmermannsarbeit, aber mit lustigen „Puschen“ und Fähnchen und salbungsvollen Sprüchen wie ein fertiges Giebeldach aufgeputzt. Es ist grausam lustig und „gspaßig“. Das müssen Sie ansehen, aber in Wien, wo der weibliche Kobold lebt.

In den Schaufenstern ist hier überall Ihr gut getroffenes Porträt in Folio mit magyarischer Unterschrift zu sehen. Besitzen Sie es?

---

[139]) „Die Pfarrersköchin“, Posse von O. F. Berg, zum ersten Mal im Karltheater aufgeführt am 20. April 1868, erschien auch im Druck (Leipzig 1871).

Kanonenschläge![140]) Es geht mir wie jenem Wiener, der sich verzählend nur 19 hörte und betrübt ausrief: „Uje, jetzt is nit a mal a Madel!"

Als ich in Jerusalem war, wurde einem christlichen Herrn ein Töchterchen geboren. Mit mir, der ich hinging, ihm zu gratuliren, kamen auch einige Effendi's, um ihm — Trost zu sprechen: „Mache Dir nichts draus, Bruder! Das Nächstemal wird es schon ein Knabe sein!" ....

Unser Aufruf für das Schillerdenkmal wird innerhalb 8 Tagen in aller Welt Händen sein, hoffentlich die letzteren in aller Welt Taschen. Wir werden 40—50 000 fl. benöthigen. Wird viel und nachhältiges „Schnorren" brauchen.

Frankls nächster Brief vom 13. Oktober 1868 berichtet von seinen Bemühungen, zu Gunsten des Schiller-Denkmals eine Tell-Vorstellung zu veranstalten und bringt dann u. a. folgende Mitteilungen:

Haben Sie schon Becks „Täubchen im Nest"[141]) zu Gesicht bekommen? Ich höre, der Dichter sei nicht wieder zu erkennen, auch physisch nicht. Der Arme siecht tuberkulös dem Grabe entgegen....

Ein Gang durch die Stadt führte mich 7, sage sieben pensionirten Ministern entgegen; ich wurde lebhaft an meinen Aufenthalt in Aussee gemahnt, wo

---

[140]) Am 22. April 1868 wurde die Prinzessin Valerie in Ofen geboren.

[141]) „Täubchen im Nest". Elegien. Wien 1868. Die Frankl zugekommene Nachricht war übertrieben; Beck ist 1879 gestorben.

eine ganze Flotte abgetakelter Schiffe täglich ankerte, um zu diniren: die beiden Botschafter Bach und Hübner, Krauß, Henikstein-Königgrätz, Sekzionschef Baron Kriegsau; fehlte nur, daß Schmerling von Ischl herüber gekommen wäre, um den Kongreß ziemlich vollständig zu machen, und selbst der ebenfalls pensionirte General-Direktor der Posten und Telegrafen war anwesend: Max Löwenthal, der die Depeschen gleich hätte befördern können.[142]

Ich habe manche Anschauungen von den Bewohnern des Hochgebirges rücksichtlich ihrer politischen und religiösen Unreife gewonnen und von einer Renitenz, die unsern Ministern durch ihre Organe kaum zur Kenntnis kommt. Sie sollten politische Missionsprediger zur Aufklärung in die Provinzen schicken, Politikreisende! Die Journale thun das Möglichste, aber der Bauer liest nicht, würde auch die Sprache nicht verstehen. Zeitungen fürs Landvolk, wo nicht noch besser im Dialekte, wären gewiß von guter Wirkung .....

Sie werden auch hier Verstimmung finden... Wir sind ins Rollen gekommen, und wohin, und wo hinab?....

---

[142]) Alexander Freiherr von Bach, Minister von 1848 bis 1859, dann Gesandter in Rom; Josef Alexander Freiherr von Hübner, Botschafter in Paris, dann in Rom, bekannt durch den Neujahrsempfang Napoleon III. im Jahre 1859; Karl Freiherr von Krauß, Justizminister 1851—1857; Alfred Freiherr von Henikstein, Generalstabschef Benedeks im Jahre 1866; Freiherr von Kriegsau, später im Ministerium Taaffe Finanzminister; Max Ritter von Löwenthal, der Gatte der durch Lenau berühmt gewordenen Sophie.

Die Schlußsätze deuten auf die schwierige Lage hin, in die das Bürgerministerium damals bereits nach kurzer Glanzzeit durch den Ansturm der Föderalisten und Klerikalen in der Landtags-Campagne vom Herbst 1868 geraten war. In Prag, wo Excesse an Excesse sich reihten, waren am 10. Oktober die Bestimmungen des Staatsgrundgesetzes betreffend das Vereins- und Versammlungsrecht, dann die Preßfreiheit außer Wirksamkeit gesetzt, und der Militär-Kommandant, F. M. L. Koller zeitweilig mit der Leitung der Statthalterei betraut worden.

Das Antwortschreiben Grüns — Thurn am Hart, 15. Oktober 1868 — begleitet einen Beitrag für das Mühlfeld-Denkmal und spricht „die innigste Teilnahme“ für Beck aus:

> Ich habe Beck zwar nur flüchtig kennen gelernt, aber er machte mir bei kurzem Zusammensein doch den Eindruck einer liebenswürdigen und mir sympathischen Persönlichkeit. Für seine Poesie dagegen, Einzelnes abgerechnet, habe ich mich nie recht erwärmen können und so ist es, lebte ich auch hier nicht in solcher Abgeschiedenheit von dem literarischen Markte, an sich erklärbar, daß ich sein neuestes Werk noch nicht zur Hand bekam.

Am 26. Oktober 1868 berichtet Frankl, daß statt des Tell der Hebbel'sche Demetrius für die vom Komitee veranstaltete Vorstellung gewählt sei. Über seine Konferenzen mit dem damaligen General-Intendanten, Münch-Bellinghausen (Friedrich Halm), schreibt er:

> Ich hatte ihm den 2. Teil von Hebbels

„Nibelungen“ vorgeschlagen. „Sind jetzt zu besetzen unmöglich“. Derselbe Fall wäre es mit dem „Demetrius“, selbst wenn eine bessere Bearbeitung der letzten Szenen vorläge, als die von Ludwig Goldhann versuchte. Die „Maria Magdalena“, die bereits die Feuerprobe der Darstellung glänzend bestanden und sogar den Schimmer des Märtyrthums — sie wurde durch klerikalen Einfluß seiner Zeit verschwinden gemacht — für sich hat, lehnte Münch kurzweg ab. Ich schlug denn schließlich vor, den „Ring des Gyges“ zu geben, weil im Falle des Mißlingens der Burgtheater-Direktion keine Verantwortlichkeit zufällt, in entgegengesetzter Richtung ein bedeutender Vortheil, ein Repertoirestück gewonnen zu haben. Niemals würde die Direktion mit dieser Tragödie die Inizialive ergreifen, hieß es, und rechne ich es mir als ein literarisches Verdienst an, das fast bedenkliche Experiment angeregt zu haben.

Es ist mir leider überlassen vorzusorgen, die Schauspieler einzuladen. Die Sache nimmt mir mehr Zeit als sich mit meinen sonstigen Pflichten verträgt. Ich könnte fast mit mir zürnen, daß ich das Denkmal angeregt habe. Gott — Schiller verzeihe mir diese Sünde! ....

Frankl teilt dann mit, daß die Platzfrage für das Denkmal durch die Verbauung des Exerzierplatzes in eine neue Phase getreten, erbittet Grüns Ansicht, welcher Platz anzustreben sei und schließt:

Die politische Stimmung ist hier eine sehr

gedrückte. Ein Minister, den ich diese Woche sprach, sagte mir: „Nun, bis Weihnachten dürften wir noch aushalten!" Er lud mich „wenn er erst weggejagt sein werde" zu Tische.[143])

Gegen Ungarn herrscht geradezu Empörung.

Sie werden keine frohen Tage hier leben. Genießen Sie vollauf, was Ihnen, verehrtester Freund! noch die Herbsttage bieten können, und doch wünsche ich egoistisch, daß Sie schon bald wieder in Wien wären! Wann denn?

Grün antwortete aus Thurn am Hart, 25. November 1868 u. a.

.... Sie wünschen meine Ansicht über den Platz für die Statue zu vernehmen. Ich dächte, die geistige Bedeutung des Monumentes gerade für Oesterreich und speciell für Wien brächte es mit sich, daß dasselbe mitten ins Volksleben und zwar

[143]) Schon durch den Austritt des Fürsten Carlos Auersperg, welcher am 22. Juni 1868 wegen direkter Verhandlungen Beusts mit den Czechen seine Entlassung gab, war das innerlich nicht einheitliche Bürgerministerium lahm gelegt worden; die schwierige Finanzlage, der Kampf gegen die Verfassung in Galizien, die Unruhen in Böhmen, schließlich die Einbringung des die Bevölkerung sehr schwer belastenden Wehrgesetzentwurfes drohten das Ministerium zum Fall zu bringen. Doch gestand das Abgeordnetenhaus schließlich nach Stellung der Kabinettsfrage durch die Regierung das Wehrgesetz zu und erklärte mit einer immerhin noch großen Mehrheit „die Ausnahmeverfügungen in Prag für gerechtfertigt." Die Empörung gegen die Ungarn richtete sich gegen das Horvath-Kerkapoly'sche Elaborat eines Nationalitätengesetzes, welches alle nichtmagyarischen Nationalitäten zu unterdrücken bestimmt war und namentlich von den Sachsen in Siebenbürgen mit Entrüstung aufgenommen wurde.

an einen jener vielbesuchten Orte, wo das Volk seine Ruhestunden und heitern Feste feiert, oder an eine jener Stellen gesetzt werde, wo sich sein Kulturleben entfaltet und die Quellen seiner Bildung fließen. In ersterer Beziehung dachte ich schon früher an den Stadtpark; dieser aber wird bereits von Schubert vollauf erfüllt; ferner aber wäre selbst der Prater ins Auge zu fassen, wenn es gelänge, einen geeigneten Mittel- und zugleich Vermittlungspunkt zwischen Wurstel- und Nobelprater ausfindig zu machen (z. B. am rückwärtigen Verbindungswege zwischen beiden oder noch besser am Praterstern). Dieser Vorschlag gälte aber nur für eine Marmorstatue, da Bronce-Monumente ins Grüne nicht wohl taugen. — In der zweiten der obgedachten Beziehungen wäre an den alten Universitätsplatz, an den Platz vor dem neuen Gymnasium (der auch bereits vorgeschlagen wurde), am entsprechendsten aber an den neuen respective künftigen Universitätsplatz (nach Ihrem Vorschlage) zu denken. Während gegen die beiden erstgenannten Manches einzuwenden wäre, hätte man bei dem letzteren noch freie künstlerisch ordnende Hand, vorausgesetzt daß das schöne freie Terrain nicht vielleicht noch zweckentsprechender für den Bau einer Kaserne befunden werden sollte; aber selbst in diesem Falle würde Schiller noch dahin passen, da er doch als militärischer Feldscheer, als geistiger Chirurgus, den Stoff zum Amputiren und Trepaniren fände. — Mit Ihrem früheren Mehlmarktprojekte war ich

weniger einverstanden; denn erstens waltet dabei eine nicht so bald realisirbare Voraussetzung statt, nämlich die der Errichtung einer zweiten analogen Statue für Göthe auf der zweiten Hälfte des Platzes; — wir wissen ja wie lang es noch bis zur Vollendung der Schiller-Statue brauchen wird; und zweitens ist die Prosa des materiellen Marktverkehres doch in allzugrellem Kontraste mit den Stimmungen, welche das Standbild des Dichters der Ideale umgeben sollen.

Ihre freundliche Annahme, daß wir uns alle wohl befinden, trifft glücklicher Weise für Frau und Kind zu, aber leider nicht auch für mich. Wäre ich schon ganz genesen, so befände ich mich nicht hier, sondern in Pest, wohin mich weder Sympathie noch Sehnsucht ruft, aber die Erfüllung einer Pflicht, in welcher ich, je unangenehmer sie für mich ist, um so mehr einen politischen Ehrenpunkt sehe, den man nicht außer Acht lassen darf. Leider kann ich nicht wie ich wollte.

Einem Schreiben von Frankl, Wien, 12. Dezember 1868, seien die folgenden Stellen entnommen:

... Eben kommt mir das Gedicht: „Der König von Zion“[144]) zu, dessen Verfasser Ihnen so nahe wohnt, und „Ghaselen“ von Rollet.[145]) Das eigenartig Kühnste aber sind die „Lieder einer Verlorenen“

---

[144]) „Der König von Sion“. Lyrische Dichtung von Robert Hamerling. Hamburg 1869.

[145]) „Offenbarungen“. Ghaselen von Hermann Rollett. Wien 1869, Gerold.

von Ada Christen.[146]) Eine Persönlichkeit auf die Göthes Wort paßt: „Aus Dreck und Feuer.“ Ich hätte nicht geglaubt, daß ein geistig und gewiß auch poetisch begabtes Weib den Muth gewinnen könnte, sein . . . . . Leben zu besingen und — drucken zu lassen. Die mir unbekannte Verfasserin sendet mir ihr Buch „mit Verehrung“ zu und weil denn diese Briefsendung just an Sie abgeht, lege ich es bei. Dergleichen wagte selbst Heine nicht, dessen Jüngerin mir Ada Christen zu sein scheint. Es ist ein Strahl des Lichtes, der sich in einer Pfütze spiegelt; aber doch ein Strahl . . .

Schon am nächsten Tage schickte Auersperg „das in unerfreulichster Weise interessante Liederbüchlein Ada Christens“ zurück. „Es ist“, fügte er bei, „Geist und Talent in diesem traurigsten Spiegelbilde unserer sittlichen Zustände; — ein verirrter Lichtstrahl, der ein unheimliches Dunkel erst recht sichtbar macht! Jedenfalls — und zwar sowohl quoique als parceque — bin ich Ihnen dankbar für diese pikante literarische Bekanntschaft . . . .“

Am 28. Dezember 1868 berichtet Frankl von der endlich am 22. Dezember erfolgten Aufführung eines Dramas von Hebbel zu Gunsten des Denkmalfonds Obwohl statt „Gyges und sein Sieg“ schließlich „Agnes Bernauer“ gewählt worden war, wurde auch diese Vorstellung erst nach schweren Kämpfen durchgesetzt.

[146]) „Lieder einer Verlorenen“ von Ada Christen. Hamburg 1868.

Sechs Tage vor der Vorstellung, nachdem alle Rollen studirt, alle technischen Vorbereitungen getroffen waren, mutete man uns zu, das Stück fallen zu lassen, weil es sicher durchfallen, wegen der großen Comparserie-Auslagen nichts eintragen werde; viel besser, die Räuber zu wählen! Ich erklärte aufs Bestimmteste, bei der so weit gediehenen Arbeit zu bleiben, selbst wenn kein Kreuzer für das Denkmal abfiele, indem ich den Schauspielern nicht zumuthen darf, umsonst studirt zu haben, noch weniger aber dulden könne, daß dem verehrten Dichter im Grabe die Schmach widerfahre. Nun haben wir einen doppelten Erfolg, den geistigen für den edlen Hingeschiedenen und den materiellen für unser Unternehmen. Trotzdem die Theaterdirektion 700 fl. als Tageseinnahme für sich nahm und die Auslagen 600 fl. betrugen, blieben uns noch 1684 fl !! freilich 300 fl. dabei, die der glückliche Einfall brachte, Se. Majestät einzuladen. . . . Wir haben immerhin mit unserem Resultate Grund zur Zufriedenheit, indem wir die 8 Monate unseres Wirkens mit nahezu 21 000 fl. abschließen. „Für die schlechten Zeiten," wie der Kaiser bemerkte, „ein sehr günstiges Resultat."

Aus einem Briefe Frankls vom 8. Januar 1869 sei folgende Stelle mitgeteilt:

. . . Ich komme eben vom Bilde Makart's „Die Pest in Florenz". Das ist ein geniales übergreifendes Werk einer jugendlich kühnen schwelgenden Fantasie; für den Maler, was die Räuber für Schiller waren. Als ich heute gegen Alex.

Julius Schindler äußerte, daß ich auf die Werke des Künstlers begierig sei, die er nach 10 Jahren schaffen wird, erhielt ich einen traurigen Bescheid: „Makart ist ein Salzburger, ich kenne ihn, er wird in 10, in 5 Jahren nichts mehr malen, denn er ist lungenkrank und hat dazu jetzt geheiratet“.[147]) Sie müssen das Bild sehen; es ist, als wäre es während des Unterganges des byzantinischen Reichs gemalt. Das Grauen, die Wollust des Unterganges, der Schrei und die Apathie aller Laster reden aus diesen 3 Bildern. Es wird manches begreiflich, wenn man den pathologischen Zustand des Künstlers weiß. . . . .

Kurz darauf ging Frankl nach Prag, um dort ein Lokal-Komitee für das Schiller-Denkmal zu organisieren; seinem Bericht an Grün vom 28. Januar 1869 entnehmen wir folgende Stelle:

Über meine bei Frost von 19° vollbrachte Thätigkeit in Prag haben die Zeitungen berichtet, und so kann ich mich hier auf das beschränken, was nicht gedruckt erschien, aber zur Karakterisirung der Verhältnisse in Böhmen genug bemerkenswerth erscheint.

Vor Allem wäre schwerlich in Prag ein Comité ins Leben getreten, weil Niemand der nazionalen Agitazion gegenüber den Muth der Iniziative hatte. Der Landmarschall-Stellvertreter Graf Sigmund Thun, dem ich durch die Grafen Kinsky

[147]) Makart starb im Jahre 1884.

vorgestellt wurde, erklärte es für geradezu unmöglich, dem Comité beitreten zu können, weil dies seinerseits Partei ergreifen hieße. — Ein Mann, dessen Ahnherr von Schiller unsterblich gedichtet wurde, äußerte: „Für einen Dichter, der den Vers niederschrieb, ‚Geben Sie Gedankenfreiheit', für den thue ich nichts." Sie erlassen mir wohl, Ihnen den Vornamen des Mannes zu nennen.

Die schroffe Scheidung der aristokratischen und bürgerlichen Kreise, wiewohl in Wien ebensogut vorhanden, wird bei uns wenigstens theilweise gesellig abgemildert; in Prag tritt sie fast beleidigend auf, auch von bürgerlicher Seite. Den Männern des Comités fiel es auch nicht ein, einen Herrn aus aristokratischen Kreisen zu wählen; ich weiß nicht, ob aus Stolz, ob im Bewußtsein einer sichern Ablehnung. Ein Damencomité zu bilden war, trotz des lebhaftesten Interesse der Gräfin K. dafür, nicht möglich. Die Damen L., C., W. u. s. w. fanden das Unternehmen nicht czechisch, schützten eine Vorstellung für den Ausbau des Domes als wichtiger vor, was ein sehr plausibler Grund wäre, wenn nicht vielmehr die Furcht vorherrschte, für den guten Willen, für Arbeit und Opfer von den czechischen Journalen geschmäht, ja beschimpft zu werden. Hätten die Damen mich selbst gefragt, ich müßte ihnen des letzten Motives vollauf Recht geben. Aber schlimm ist es, daß die Sachen so stehen!

Ich habe die bittersten Eindrücke empfangen,

Jeder klagt, Jeder wünscht sich fort (Meißner übersiedelt nach Dresden), Jeder verzweifelt. Am Frappantesten waren mir die ganz offenen Äußerungen des Baron F. M. L. Koller[148]) gegen mich, den ihm eigentlich fremden Mann: „Nur die eiserne Faust des Belagerungsmeisters hält die Agitazion nieder. Wie die Zügel schlaffer werden, ist die stürmischeste Bewegung wieder los, und ewig kann man denn doch nicht belagern! Es ist schlimm, wenn die Minister nichts erfinden sollten, was beruhigte Zustände hervorzubringen geeignet wäre. Der Czeche glaubt sich nicht weniger vergewaltigt, als der Deutsche, und der Letztere haßt eben so ingrimmig, wie der Czeche, nur ist er gesitteter und läßt sich nicht zu Thätlichkeiten herbei." Ich könnte viele Blätter füllen mit all den Äußerungen von Zorn, von Schmerz, von Sorge, die ich vernommen habe. Ich verkehrte nur mit Deutschen.

Ebert erzählte mir einen Zug, der es verdient, daß ich Ihnen denselben wiedererzähle. Als die 100jährige Feier Schiller's in Prag stattfand, hatte er als Präses bei dem Festmale vorzusitzen. Ein czechischer Schriftsteller brachte einen Toast auf Schiller aus, der „so ziemlich anerkennend" klang: „Er war ein großer Dichter und die Verehrung der Czechen, die sich ihn in ihrer Sprache

---

148) Alexander Freiherr von Koller war damals zum erstenmale zum Statthalter Böhmens ernannt worden, als die Hochfluten der national-tschechischen Bewegung durch eine „feste Hand" eingedämmt werden sollten (vergl. S. 272).

angeeignet haben, ist eine ganz natürliche, freilich war damals die Königinhofer Handschrift noch nicht aufgefunden!"

Im Ganzen kann ich mit dem Erfolge einer übrigens unsäglichen Arbeit zufrieden sein. Das Comité wird einen Aufruf an die Deutschen in Böhmen erlassen, den Meißner verfaßt. Es dürfte so eine Stimmung, wohl auch ein materieller Erfolg erzielt werden. . . . .[149])

Am 30. Januar war Auersperg in Wien und las Frankl den Prolog vor, den er für eine „deklamatorisch-musikalische Akademie" zu Gunsten des Denkmal-Fonds geschrieben hatte. Als Frankl die Dichtung, wohl Grüns wirkungsvollstes Gelegenheitsgedicht,[150]) rühmte, aber sein Bedauern aussprach, daß der Reim fehle, erwiderte Grün: „Ja, ich habe mir's leichter machen wollen. Nie wieder, ich that einen heiligen Eidschwur, werde ich auf Bestellung arbeiten. Ich wollte schon wieder absagen, da fiel mir plötzlich ein Gedanke ein." Der Prolog fand (21. Februar 1869) begeisterte Aufnahme, worüber Frankl dem Freunde am selben Tage berichtete:

Lewinsky sprach mit vollendeter Meisterschaft. Wie schade, daß Sie ihn nicht gehört haben! und

---

[149]) Diese Hoffnung sollte trügen; das Prager Komitee lieferte 426 Gulden ab, erheblich weniger als Graz, Brünn, Troppau, Klagenfurt und Czernowitz! Vergl. „Das Schiller-Denkmal".

[150]) „Das Schiller-Denkmal." S. 11 ff. In Grüns „Gesammelten Werken" II. S. 89 ff.

mehr noch: die tiefe Erregung nicht beobachten konnten, welche die poetisch ernste Gewalt Ihrer Worte wachgerufen hat. Er wurde unter stürmischem Jubel gerufen, der Prolog nämlich. . . . Es ist 1/24 Uhr. Wurzbach, Saar, Zimmermann, Baronin Ebner sind unsere jubelnden Gäste.

Dieselbe begeisterte Aufnahme fand eine andere Gabe dieser „Akademie“: die dramatische Szene: „Hannibal und Scipio“ aus dem Trauerspiel-Fragment Grillparzers, und eine sehr freundliche das anonym aufgeführte Dramolett „Doktor Ritter“. Frankl berichtet darüber am nächsten Tage an Grün:

Heute darf ich mittheilen, daß das Dramolet „Dr. Ritter“ das Komité-Mitglied Baronin Ebner v. Eschenbach zum Verfasser hat, weil es gar so männlich ernst ist. Ich weiß nicht, ob es Ihnen bekannt, daß die Dame bereits zwei Trauerspiele: „Maria Stuart in Schottland“ und „Maria Roland“ drucken und ein reitzendes Lustspiel in 1 Akte „Die Veilchen“ unter Beifall im Burgtheater aufführen ließ. Einem neuen größeren Lustspiele „Waldfräulein“ verweigerte Baron Münch die Aufnahme, weil es die gesellschaftlichen Verhältnisse des Adels zu scharf angreift.

Heute besuchte ich nach 2 Jahren wieder Grillparzer, um ihm über den außerordentlichen Erfolg seiner Szene „Hannibal und Scipio“ zu sprechen. Er erzählte mir, daß er niemals an eine Tragödie gedacht habe; er habe eben nur diese Szene, nach Lesung des Plutarch, entworfen. Er sieht sehr ge-

beugt aus, sprach aber lebhaft und voll Geist. Über sein immer mehr verschwindendes Gehör klagte er sehr betrübt, namentlich, weil er keine Musik hören könne. „Und Musik halte ich höher als Poesie.“ Ich war von diesem Ausspruche frappirt . . .

In seinem Antwortschreiben äußerte Grün über jenes Wort Grillparzers:

Grillparzers Ausspruch: daß er die Musik höher halte als die Poesie, hat allerdings etwas Frappantes. Aber um ihn in Grillparzers Mund nicht nur erklärbar, sondern auch völlig wahr zu finden, muß man sich dessen reichen und schöpferischen Geist vergegenwärtigen, welcher jedes Tonwerk aus der eigenen Gedankenwelt zu ergänzen, zu erfüllen und zu bereichern vermag. Andererseits freilich gibt auch die Musik manchem Dichterwerk erst Reiz und Bedeutung. Ich erfuhr dies gestern an einem eigenen unbedeutenden Gedichte, welches ich in Schumann'scher Composition von dem eben hier anwesenden Sänger Stockhausen vortragen hörte und in wunderbarer Weise durch den Tonmeister so erweitert und bereichert fand, daß ich mein eigenes schlichtes Produkt kaum wieder erkannte.

Zum nächsten Geburtstage Grüns widmete ihm Frankl am 10. April 1869 den folgenden Glückwunsch:

Die folgende ist eine sehr schöne, lehrreiche Geschichte, die im Talmud enthalten ist:

Der Rabi Nachman war sehr gelehrt, sehr weise, sehr reich und ein Dichter; dennoch bat er

seinen Freund, den Rabi Isak, seinen Gast, beim Abschied um den Segen.

Darauf erwiderte Rabi Isak: „Es wanderte einmal ein Mann durch die Wüste und war schon sehr hungrig, durstig und müde geworden, als er am Rande derselben einen Dattelbaum mit reichen Früchten erblickte, zu dessen Füßen eine frische Quelle rieselte. Der Wanderer setzte sich in den kühlenden Schatten des Baumes, genoß von seinen Früchten und erquickte sich aus der Quelle. Erfrischt und gestärkt erhob sich der Wanderer, um weiter zu reisen, und redete seinen Wohlthäter also an: „Baum, Baum! welchen Segen soll ich über Dich sprechen? Soll ich Dir mächtige Zweige, breite Blätter, weithin reichenden Schatten wünschen? Du besitzest all dies! Süße Früchte? Du trägst sie schon! Eine Quelle, die Deine Wurzeln befeuchte? Sie quillt zu Deinen Füßen! So bleibt mir nur der eine Segenspruch, daß jeder Deiner Sprößlinge blühen und Früchte tragen soll, gleich Dir!"

Nun, mein Rabi Nachman, welchen Segen kann ich Dir wünschen? Du bist gelehrt, Du bist weise, Du bist reich, Du bist ein Dichter. Du hast einen Sohn. Möge er und alle Deine Nachkommen gesegnet sein wie Du!"

Diese Zeilen sind bestimmt, mein hochverehrter, lieber, guter Freund! morgen, an Ihrem Geburtstage, in Ihre Hände zu gelangen.

Aus Grüns Dankbrief — Graz, 11. April 1869 — sei hier mindestens der einleitende Satz mitgeteilt:

Ihr Rabbi ist ein Poet und Philosoph, beides sind Sie auch; er ist aber zugleich ein gutthätiger und wohlwollender Mann, das sind auch Sie, aber wenn er darin noch übertroffen werden kann, so geschieht dies durch Sie, wenigstens mir gegenüber, den Sie seit einer Reihe von Jahren durch Ihre Güte, liebenswürdige Theilnahme und herzgewinnende Aufmerksamkeiten auszeichnen und — verwöhnen.

Kurz darauf machte Frankl den Freund auf ein französisches Werk aufmerksam, das auch eine Studie über Grün enthielt.[151]) Grün erwiderte, er kenne das Buch, habe es aber mit geringer Befriedigung durchblättert, obgleich er sich über den ihm gewidmeten Aufsatz nicht zu beklagen habe:

„Aber auch dieser Artikel, wie so Vieles in dem Buche, scheint mir veraltet und könnte fast eben so gut vor 20 Jahren geschrieben sein. Von mancherlei Geistreichem abgesehen, trifft man in dem Buche doch eine allzugroße Zahl von Irrthümern, Mißverständnissen, forcirten Aperçus und kapriziösen Zusammenstellungen, überall aber Symptome jener beleidigenden Herablassung des bekannten Superioritätsdünkels der großen Nation, welche alles

[151]) Camille Selden, L'esprit moderne en Allemagne, Paris 1869, Didier et Cie. Sowohl Grün als Frankl war es offenbar unbekannt, daß sie das Werk einer schriftstellernden deutschen Dame vor sich hatten. Bekannt wurde die Selden in Deutschland als die „mouche" Heines durch ihr Buch „Les derniers jours de Heinri Heine". Paris 1883.

Außerfranzösische nur von oben herab zu beurtheilen gewohnt ist. Daß die Franzosen, wenn sie unsere Sprache erlernt haben, wohl das Verständnis unserer Worte, in den seltensten Fällen jedoch das richtige Verständnis unseres geistigen darin ausgeprägten Lebens erlangen, ist eine alte, schon an früheren Beispielen, selbst Taillandier's, Marmier's ꝛc. erprobte Erfahrung. Daß einzelne Aufsätze unseres Verfassers (Selden's) sich demungeachtet recht gut und anziehend lesen, will ich darum nicht in Abrede stellen; so hat mir der mit Wärme geschriebene Artikel über Heine noch am meisten zugesagt. Aber welche Selbstüberhebung und Anmaßung, eine Sammlung von einzelnen kritisch-biographischen Aufsätzen über Heine, Hebbel, G. Keller, A. Grün und Erzherzog Maximilian nebst einigen skizzenhaften Feuilletonsartikeln mit dem vielumfassenden, pomphaften Titel „L'esprit moderne en Allemagne“ zu überschreiben! Das geht noch über deutsche Buchmacherei.

Eine Nachschrift vom folgenden Tage äußert Auerspergs Dank für die ihm eben durch Frankls Vermittlung zugekommene neueste Schrift Dr. Adolf Fischhofs,[152]) und fährt dann fort:

Mögen unsere Anschauungen darüber, welche Heilmethode unserer Mutter Austria wieder auf die Beine zu helfen vermag, auch etwas verschieden

---

[152]) Oesterreich und die Bürgschaften seines Bestandes. Wien 1869.

sein, doch sind wir in der Liebe und Hingebung für sie Eines Sinnes. Der redliche, uneigennützige, charakterfeste Patriot Fischhof hat gewiß auch Empfänglichkeit, Verständnis und — Duldung für von der seinigen abweichende Ansichten und Überzeugungen, wenn sie nur aus der unverfälschten, reinen Quelle stammen, aus welcher er selber schöpft. Und so hoffe ich auch fernerhin bei ihm auch für meinen Standpunkt jenes freundliche Zugeständniß zu finden, von welchem mir soeben die Spende seines neuen Buches ein liebenswürdiges und verbindliches Zeichen ist. Mir aber wird die gedankenreiche Schrift, die ich im allgemeinen Umrisse aus Berichten von Freund und Feind bereits kenne, bei näherer und genauerer Bekanntschaft als Ausdruck seines edlen Geistes jedenfalls eine reiche Quelle des Genusses und der Belehrung sein, somit ein echter und nachhaltiger Gewinn. Übrigens behalte ich mir vor, meinen Dank noch persönlich anbringen zu dürfen, und rechne dabei auf einen Alliirten — den ich übrigens verwünsche — nämlich den „bösen Fuß", welcher ihn diesmal wenigstens verhindert, mir zu entrinnen, wie bei meinen bisherigen, jedesmal durch die guten Füße vereitelten Besuchsversuchen.

Zur Erläuterung sei bemerkt, daß Fischhof in dieser Schrift die Berücksichtigung der Wünsche der kleineren Nationalitäten, sowie den Föderalismus noch energischer empfahl, als in seinen früheren Publikationen.

Vor Weihnachten (23. Dezember) 1869 schrieb Frankl an Grün:

Während mir der Kaiser von Jerusalem aus seinen Orden votirte,[153]) sendet mir gleichzeitig ein Freund von dorther einige aus Olivenholz vom Ölberge geschnitzte Gegenstände, die sich für einen jungen Studenten gut zum Gebrauche eignen. Erlauben Sie denn freundlich, daß ich einiges davon Ihrem lieben Sohn morgen an den Christbaum hängen darf. Da sein Vater die „Fünf Ostern" gedichtet hat und er selbst mit Jordanwasser getauft worden ist, so werden die aus der h. Stadt kommenden Sachen vielleicht angenehm sein. Das ebräische Wort auf dem Lineal und Schnitzmesser bedeutet „Jeruschalaim" und der jüdische Holzschnitzer — der einzige in Jerusalem — schreibt den Namen der Stadt nur ebräisch, weil namentlich die Engländer einen besonderen Wert darauf legen und sie die besten Abnehmer sind. Dagegen ist der Rosenkranz, wie das Siegel beglaubigt, auf dem h. Grabe geweiht . . .

Wahrhaft erfreuend ist es für mich, daß das Institut Wurzeln geschlagen. 40 Kinder, die sonst hungernd und nackt (wörtlich!) in den Straßen umliefen, erhalten Kleider, Mittagessen und Unterricht im Ebräischen, Arabischen, Rechnen, Geographie u. s. w. Ich darf mit Befriedigung auf das von einer edlen, im vorigen Jahre verstorbenen Frau

---

[153]) Das Ritterkreuz des Franz-Joseph-Ordens.

fundirte Institut[154]) blicken, das mir, wenn auch unter blödem Widerstand, unter moralischem Leid, das mir zugefügt wurde, zu gründen dennoch geglückt ist. Und nun muß nach 6 Jahrhunderten wieder zum Erstenmale ein oesterreichischer Fürst nach Jerusalem kommen, um das anzuerkennen.

Von manchen meiner Glaubensgenossen, die selbst meine Vorgesetzten im Amte waren, habe ich manches Demüthigende über meine vor nun schon 13 Jahren vollführte Mission erfahren müssen . . .

Zur Erläuterung des folgenden Schreibens Frankls vom 16. April 1870 sei kurz an die politische Situation Oesterreichs in jenen Tagen erinnert. Im Bürgerministerium war die lange bestehende Uneinigkeit endlich offenkundig geworden. Die Minderheit (Taaffe, Potocki, Berger) verlangte, von Beust unterstützt, größere Milde gegen die nationale Opposition, die Mehrheit (Giskra, Herbst, Brestel, Plener, Hasner) war der Meinung, daß sich „Beharrlichkeit auf dem betretenen Wege als das relativ beste empfehle“. Die Entscheidung lag am Reichsrat; das Abgeordnetenhaus schwankte, das Herrenhaus entschied unter Auerspergs Führung für die Mehrheit, indem es am 15. Januar 1870 den von ihm verfaßten Adreßentwurf annahm. Es könne sich, hieß es darin, „wohl nicht mehr darum handeln, für die thatsächliche und allgemeine Anerkennung der Verfassung erst noch zu werben, sondern nur darum, ihr durch ausdauernde Handhabung und treu beharr-

---

154) Vergl. S. 80.

liches Festhalten allenthalben Achtung und Geltung zu verschaffen.[155]) Noch am selben Tage erbat und erhielt die Minderheit des Ministeriums die erbetene Entlassung; wieder einmal war Auerspergs Name in Aller Munde. Aber das neu ergänzte Ministerium der Mehrheit mußte schon am 9. April gleichfalls gehen, weil ihm die Krone, da es der Schwierigkeiten nicht Herr werden konnte, offenkundig das Vertrauen entzog; Graf Potocki, mit der Bildung eines neuen Kabinets betraut, übernahm die Durchführung eines Programms, welches, weit über die Ziele der kaum drei Monate zuvor gestürzten Minderheit hinausgreifend, den Foederalismus fast unverhohlen anstrebte. Acht Tage dauerte die Suche nach Ministern; die Deutschen und Verfassungstreuen, darunter der Bürgermeister von Wien, Dr. Cajetan Felder, dem das Portefeuille für Kultus und Unterricht angeboten war, lehnten allesamt ab, den greisen Tschabuschnigg ausgenommen, der sich endlich zur Übernahme des von Felder abgelehnten Postens bewegen ließ und dazu noch Justizminister wurde; für alle anderen Stellen mußten trotz aller Bemühungen Potockis und Beusts zumeist Beamte ernannt werden. Frankl schreibt:

Gestern besuchte mich unser neuer Kulturminister. Wie verzagt und traurig geht der an sein Amt. Er weiß fast genau, wann er wieder gegangen wird.

Ist Ihnen bekannt, daß der Bürgermeister Felder schon ernannt war, ehevor er gefragt wurde,

[155]) Protokolle des Herrenhauses. Fünfte Session 1869/1870. S. 22 ff.

ob er Kultus-Minister werden wolle? Er kam durch Potocki um 12 Uhr zur Kenntnis des über ihn Verhängten und lehnte um 11 Nachts ab. Beust brach das Gespräch mit ihm ab, indem er den „Floh“ zur Hand nahm, zu lesen begann und sich um seinen Gast nicht weiter kümmerte.

Übrigens beschäftigt die Wiener Salons der frivole Toast des Reichskanzlers[156]) noch immer und noch mehr als die entsetzliche Situazion, in welcher sich das Reich befindet.

Haben Sie „das Reich der Unwahrscheinlichkeit“ in der „Neuen Freien Presse“ vom 17. d. nicht übersehen?[157]) Lesenswerth!

---

[156]) Graf Beust veranstaltete in denselben Apriltagen von 1870, wo das Ministerium Potocki mühsam zusammengeschweißt wurde, ein Wohlthätigkeitsfest in seinem Palais und gab dann den mitwirkenden Künstlern eine Soirée, bei der er in einem Toaste die freien Portefeuilles unter die Künstler verteilte, so an den Geigenvirtuosen Hellmesberger die Würde eines Ministers des Innern, der die erste Violine spiele, an den Arrangeur, den Dichter Mosenthal das Ministerpräsidium, an den Schauspieler Kraftel die Stelle eines Sprechministers, an den Sänger Walter, der allen Anforderungen gerecht werde, das Justizministerium, an den Harfenvirtuosen Zamara den Statthalterposten in Dalmatien, weil er gewohnt sei, milde Saiten aufzuziehen u. s. w. Der Toast wurde von den Gefeierten mit stürmischem Beifall, von dem großen Publikum mit Staunen über den fröhlichen Reichskanzler aufgenommen. Vrgl. Neue Freie Presse Nr. 2018 vom 11. April 1870.

[157]) „N. F. Presse“ Nr. 2024 vom 17. April 1870. Ein sehr witziger Angriff gegen die schwankende Politik Oesterreichs unter besonderm Hinblick auf die Leidensgeschichte des Bürgerministeriums.

Ebenso die just erschienenen Gedichte 2. Thl.[158]) von Ada Christen als Zeichen der Zeit. Ob nicht diese, Hamerlings Poesien und Makarts „Pest in Florenz", wiewohl alle drei einander persönlich völlig fremd, das naturgemäße Produkt der oesterreichischen byzantinischen Gegenwart sind?

Dasselbe Schreiben giebt Grün von einem neuen, großen Unternehmen Frankls die erste Mitteilung: seinen erfolgreichen Bemühungen zur Begründung eines israelitischen Blinden-Instituts auf der Hohen Warte bei Wien. Seit 1863, wo er, vorübergehend selbst von der Gefahr der Erblindung bedroht, den ersten Gedanken zu seinem Werke gefaßt hatte,[159]) mit der Ausführung beschäftigt und dieselbe vorbereitend, fand er, als er 1870 endlich zur That schritt, bereitwillige Unterstützung, wie dies auch die folgende Briefstelle freudig betont:

. . . Vom Momente der Ausschreibung (des Schillerdenkmal-Konkurses) wird es für das Comité wenigstens nicht mehr so viel zu thun geben, die Akademien, Theatervorstellungen ausgenommen, um unsern Fond, der jetzt 42800 fl. beträgt, auf 60000 fl. zu bringen.

Mittlerweile will ich das von mir intenzionirte Blindeninstitut ins Leben rufen. Ich schließe hier, um Sie mit der Idee bekannt zu machen, einen

---

[158]) „Aus der Asche" Gedichte von Ada Christen, Hamburg 1870.

[159]) Vrgl. „Das Blindeninstitut auf der Hohen Warte bei Wien." Wien, o. J.

Aufruf bei. Ich that einen glücklichen Griff ins Leben. Dafür spricht der Umstand, daß ich vor 8 Wochen keinen Kreuzer Geld für das Unternehmen hatte und bis heute schon ein für 50 Blinde vollkommen eingerichtetes Haus, d. h. das Kapital dazu, und 100000 fl. österr. Pap. Rente nebst 2000 fl. Jahresbeiträgen besitze. Es regnet mir das Geld, freilich nach viel Arbeit, hunderten und hunderten von Gängen, Reden, Auseinandersetzungen, Controversen und selbst manchen Bitterkeiten. Ich habe jetzt die volle Beredsamkeit der Armuth und kann betteln ohne gleichen. Nehmen Sie sich vor mir in Acht, wenn ich vor Ihre Thüre komme!

Wo gedenken Sie den Sommer zuzubringen? Ich will auf den Grund und Boden Ihrer schönsten Sonette, nach Helgoland gehen. Vielleicht befreit mich die See von meinem nunmehr siebenjährigen Kopfleiden. . .

Grün antwortete aus Thurn am Hart, 24. April 1870:

. . . Die Nachricht über Ihre Bemühungen für die Errichtung eines Blindeninstitutes war mir ganz neu und überraschend, zugleich aber durch die Mittheilung der bereits erzielten Erfolge eine doppelt erfreuliche. Mein herzlichstes Glückauf dieser schönen und fruchtbaren Thätigkeit! Diese ist mir ein beruhigender und sprechender Beweis, daß Ihr Kopf, über den Sie klagen, ebenso gesund ist wie Ihr Herz; wenn er bisweilen etwas rebellirt, so ist es wohl, weil Sie ihm nach Tyrannenart hie und da

vielleicht zu viel auferlegen. Aber Helgoland, mein liebes Eiland, ist gewiß der zuträglichste Heilort für derlei Leiden und einer meiner einstigen Badegenossen bezeichnete dies sehr richtig mit den Worten: „Hieher kommen nur die Gesunden, die noch gesunder werden wollen!“ Und in der That gehört ein gewisser Fond von Gesundheit dazu, um die sehr primitive Existenz eines dortigen Badeaufenthaltes durchzumachen. Aber für alles Nebensächliche entschädigt dort die Hauptsache: das Meer, das mir nirgend sonst in seinem düstern Ernste, seiner feierlichen Pracht und Unendlichkeit so zu Herzen sprach, wie dort. Kommen Sie dahin, so grüßen Sie es von mir und überdies auch den wackersten Helgoländer, Hans Rikmers nebst Frau, bei denen ich durch mehrere Sommer (auf dem Oberlande) gewohnt habe.

Sie berühren auch unsere politische Situation. Diesmal heißt's wohl mit Goethe: Ein politisch Lied, pfui, ein garstig Lied! Noch nie ist mit solcher Frivolität und ohne nöthigenden Anlaß eine gleich furchtbare Gefahr heraufbeschworen worden; noch nie mit den heiligsten Gütern ein so leichtfertiges und frevelhaftes Spiel getrieben worden! Der famose Salon-Toast Beust's charakterisirt und stempelt ihn selbst und die Lage, die sein Werk! Die Geschichte mit Felder und manches Andere (nicht weniger Erbauliche) ist mir bekannt. Doch ich breche lieber ab, der Ekel soll mir nicht die Feder führen.

Mein Sommerprojekt ist einfach, mit den Meinigen auf dem Lande, und davon ein paar Monate in der Gebirgsluft Kärntens zu verleben Es geht bald zur Ruhe und da trennt man sich nicht gerne von seinen Lieben.

Frankls nächster Brief, vom 27. April 1870, lautete in den Hauptstellen:

... Der leider noch immer bettlägerige Fischhof, den Potocki, Beust, Czartoryski[160]) u. s. w. ab und zu besuchen, um ihn zu hören, sagte mir gestern, er habe Grund zu glauben, daß ein Ausgleich mit den Czechen zu Stande kommen werde. Er nannte mir auch zwei Herren, die den Dienst der Vermittlung thun.

... Charakteristisch für die Jagd nach Ministern ist folgender Wiener Witz: Potocki winkt einem Comfortabel; der rührt sich nicht. P. ruft ihm noch einmal zu. „Um ka Gschloß" ruft der zurück „ich mag ka Minister werden".

Damit dieses Papierschifflein sicherer fahre, lege ich Ada Christens „Aus der Asche" bei. Die Sachen sind jedenfalls ein sittlicher Fortschritt der Dichterin und, wie sehr sie es auch in Abrede stellen soll, sind die Lieder Heine'sche Reflexe.

K. Becks „Still und bewegt" [161]) — der schöne Titel ist einer vor einigen Jahren erschienenen Gedichtesammlung L. Foglar's entlehnt — las ich

[160]) Georg Fürst Czartoryski, damals der Führer der Föderalisten.

[161]) „Still und bewegt." Gedichte von Karl Beck. 1870.

dieser Tage. Wie stets schöne Gedanken in musikalischer Form, aber „Zum Teufel ist der Spiritus!“ Keine Spur des „gepanzerten“ Liederdichters mehr, wiewohl manche Lieder aus dem J. 1847 stammen. Es dichtet eben nicht jeder lyrische Poet wie Göthe sein: „Ueber allen Wipfeln ist Ruh“ nahezu 70jährig oder wie Hafis seinen unsterblichen Divan vom 60 bis 90sten Lebensjahre.

Gestern kam ich aus der dumpfen Stadt und noch dumpferen Seitenstättengasse zum Erstenmale heuer in einen Garten, freilich einen, der über dem alten Judenfriedhof in der Rossau gepflanzt ist und war völlig erschrocken über die plötzlich erblickte Frühlingspracht. Man lebt so abgeschieden von der grünen Welt und in einer engen Gasse selbst von den Sternen!

Genießen Sie des vollen Glücks, Sie und Ihre Theuern! das Ihnen durch die Sie umgebende frische Welt so vollauf gewährt ist, und sprechen Sie nicht von „Ruhe“, denn sie wird Ihnen noch lange nicht beschieden werden!

Ein nächstes, nicht erhaltenes Schreiben Frankls bat Grün, den Vorsitz der Jury für den besten Entwurf eines Schiller-Denkmals zu übernehmen. Ein würdiger Platz — auf dem ehemaligen „Kalkmarkt“, der nun den Namen „Schillerplatz“ erhielt — war gesichert, ebenso die Mittel, im Mai 1870 konnte das Preisausschreiben erfolgen. Grün erwiderte[162]:

---

[162]) Mai 1870. Der Brief ist undatiert.

Mein verehrter Freund!

. . . Dem mir zugedachten Vorsitze der Jury[163]) möchte ich mich allerdings nicht im Voraus entziehen, aber pflichtgetreu muß ich doch auf die so häufigen Verhinderungsfälle aufmerksam machen, welcher so leicht meiner, gewiß der vollsten Bereitwilligkeit nicht ermangelnden Mitwirkung entgegenstehen könnten. Meine Besuche in Wien dürften nachgerade immer seltener werden. Ich habe nun durch 10 Jahre meine beste Zeit der zwar bescheidenen, aber redlichen und gewissenhaften Mitwirkung an unseren öffentlichen Angelegenheiten gewidmet. Und was ist das Resultat?! Wo ist der sittliche Ernst, der Glauben an das eigene Werk, die Treue und Ausdauer in dessen Fruchtbarmachung, welche den zur Mitarbeiterschaft Berufenen die nöthige Hingebung, Selbstverläugnung und Freudigkeit zu fernerem Schaffen zu bewahren oder aufzufrischen vermöchten? Ich glaube nicht an irgend welche alleinseligmachende Formel; aber ich glaube an unüberwindliche Naturgesetze auch im politischen Leben und an die Notwendigkeit einer bei aller Ausbildungsfähigkeit unantastbaren Rechtsordnung. Den tiefsten Unglauben aber setze ich jeder noch so hoch gepriesenen, angeblichen Panacee entgegen, welche alle Verfassungsfeinde (als da sind Föderalisten, Feudale, Klerikale, Nationale u. s. w. mit allen Ab- und Spielarten)

---

[163]) Die Jury bestand außer Grün aus den Künstlern und Professoren Franz Bauer und Josef v. Führich in Wien, Ernst Hähnel in Dresden und Gottfried Semper in Zürich.

in Verfassungsfreunde umzuwandeln vermeint, ohne die bisherigen Verfassungstreuen zu verscheuchen! Die Zauberküche, in welcher dieser Wundertrank gebraut wird, ist noch nicht entdeckt. Drum glaube ich auch nicht an jenen Ausgleich mit den Czechen, welchen Fischhof — dem ich übrigens die achtungsvollsten Sympathien zolle — in so nahe Aussicht stellt. Worauf die Czechen das Hauptgewicht legen, kann ihnen kein „oesterreichisches“ Ministerium zugestehen; nebensächliche Zugeständnisse wären aber eben so gut auf dem korrekten Wege erreichbar gewesen. Wozu also die neue Rechts- und Begriffsverwirrung oder, wie Skene sagt, all' der Spektakel.[164]) Könnten Dr. Fischhof und andere Ausgleichsredliche die slavischen Kulturbestrebungen so in nächster Nähe sehen, wie es mir hierzulande gegönnt war und ist, ihre Anschauungen müßten bedeutende Modifikationen erleiden. Nur wenn es in seinen Grundelementen deutsch bleibt, hat Oesterreich noch eine Zukunft, das ist meine Ueberzeugung. Freilich trägt dieses Deutschthum in seiner edelsten vollsten Bedeutung etwas, das man in gewissen Regionen instinktmäßig perhorrescirt, aber gerade auch dies spricht zu seinen Gunsten. Wie manch' edle Kraft läßt sich ahnungslos zu dunklen Zielen mißbrauchen! Können Sie es mir nach den gemachten

---

[164]) Der Abgeordnete Alfred Skene hatte einmal diesen Ausdruck der Vulgär-Sprache in einer großen politischen Rede gebraucht, was in diesem Zusammenhange sehr aufgefallen war.

Erfahrungen verargen, daß ich zu egoistisch bin um mich selber fernerhin foppen zu lassen, aber auch zu gewissenhaft, um als Werkzeug andere zu foppen mich herzugeben. —

Ada Christen's Neue Gedichte habe ich mit dem Interesse, welches dieses Talent verdient, gelesen. Sie haben recht, es ist darin eine Signatur unserer Zeit niedergelegt. Aber trotz der Heine'schen Schule ist doch viel ganz Eigenthümliches darin; einige Stücke (z. B. S. 15 u. 31) sind kleine poetische Kabinetsstücke. Kennen Sie die Verfasserin? Wer ist sie, wo und wie lebt sie? Ich gestehe, ich möchte sie kennen — und doch wieder nicht!

Da Sie aus der Ummauerung der Seitenstättengasse, wie Sie schreiben, jüngst in eine frühlinghaftere Umgebung ausgeflogen sind, so begreifen Sie wohl auch, was mich heuer so früh auf's Land zog — abgesehen von dem politischen Wirrsal in dem jetzigen Stadtgetriebe. Mit den herzlichsten Grüßen Ihr treuergebener

Anton Auersperg.

Zur bevorstehenden Feier von Grillparzers 80. Geburtstag war im Spätherbst 1870 in Wien ein Damen-Komitee zusammengetreten, um eine Grillparzer-Stiftung zur Prämiierung von Dramen zu begründen. Frankl hielt diesen Zweck für wenig nützlich, Grün stimmte ihm (Dezember 1870) bei:

Auch mir scheint der Zweck der beabsichtigten Stiftung — Prämiierung von Dramen — kein ganz glücklicher, wobei weniger der Mangel an

Originalität, als die Aussichtlosigkeit auf praktischen Werth und Erfolg mein Urtheil bestimmt. Die Gründung eines Fonds zur Stipendierung von Lehrern oder Studirenden, von Schriftstellern oder Künstlern wäre gewiß von wohlthätigerer, fruchtbarerer und dauernderer Wirkung. Der Prämie wegen wird kaum ein gutes Drama geschrieben werden; aber wo ein solches aus dem spontanen Boden des Talents erwuchs, den Dichter ermuntern, in Studien und Arbeiten fördern, ihm über Nahrungssorgen hinüberhelfen, das wäre eine ganz andere, schönere und dankbarere Aufgabe einer solchen Stiftung.[165]) Ob ich selbst ein poetisches Wort an den Gefeierten und von mir aufrichtig Hochverehrten richten werde, hängt von jener günstigen Stimmung ab, die sich leider nicht kommandiren läßt — sonst wäre sie schon da und brächte vom Besten, das ich je zu bieten vermöchte.[166])

Auf Julius v. d. Traun's Gedichte,[167]) aus

---

[165]) Die Grillparzerstiftung wurde mit Stiftbrief vom 17 September 1872 activiert. Das Kapital beträgt 100000 fl. aus deren Zinsen am 15. Jänner jedes dritten Jahres (zuerst 1875) ein Preis für das relativ beste dramatische Werk (ohne Unterschied der Gattung) zu verleihen ist, welches im Laufe des letzten Trienniums auf einer namhaften deutschen Bühne zur Aufführung gelangt und nicht bereits durch einen Preis ausgezeichnet ist. Vgl. Almanach der k. k. Akademie der Wissenschaften 1894 S. 113 f.

[166]) Grün's Gesammelte Werke II. S. 93 ff.

[167]) Gedichte von Julius v. d. Traun (Julius Alexander Schindler). Wien 1871.

denen ich manches Gelungene und Volksthümliche bereits kenne, sowie auch J. N. Berger's Poesien [168]) bin ich sehr neugierig. In letzteren ist gewiß Geistvolles, didaktisch und epigrammatisch Gelungenes, aber ich thue dem ausgezeichneten Manne vielleicht Unrecht (jedoch ich kann das Vorgefühl nicht bannen), wenn mich seine Vorliebe für sein dichterisches Schaffen, welches er auf Kosten seines juristischen, philosophischen und publizistischen Wirkens zu bevorzugen scheint, einigermaßen an Paganini erinnert, der sich auf seine Komplimente mehr eingebildet haben soll als auf sein Geigenspiel. Aber vederemo.

Die Preiskonkurrenz für das Schiller-Denkmal hatte numerisch wie künstlerisch einen bedeutenden Erfolg; es liefen 44 Entwürfe ein, unter denen die Jury im Januar 1871 zu wählen hatte. In engere Konkurrenz wurden drei Entwürfe gezogen, es war noch vor der Eröffnung der Couverts, welche die Namen enthielten, kein Geheimnis mehr, daß sie von den Bildhauern Anton P. Wagner in Wien, dem 25jährigen Johannes Benk, damals in Rom, und Johannes Schilling in Dresden herrührten. Bei der Debatte über den ersten Preis sollte zwischen dem Wiener Wagner und dem Dresdener Schilling entschieden werden. Die Wiener Juroren Bauer und Führich stimmten für Wagner, hingegen der Dresdener Hähnel und der Züricher Semper für Schilling.

168) Aus dem Nachlasse Johann Nepomuk Berger's. Gedichte. Wien 1879. Als Manuscript gedruckt.

Auersperg, der entscheiden sollte, enthielt sich der Abstimmung und so konnte ein erster Preis überhaupt nicht erteilt werden. Über die Motive seiner Haltung schrieb er — Graz, 14. Februar 1871 — an Frankl:

. . . Sie kennen die Gründe und Gefühle, welche mich abhalten mußten, als Obmann des Preisgerichtes bei dissentirender Stimmengleichheit solcher fachmännischer Autoritäten mein ausschlaggebendes Votum auszusprechen und als Laie die ganze Verantwortlichkeit für eine so wichtige Entscheidung auf mein Haupt zu laden. Sie finden wohl auch den innern Zwiespalt erklärlich, in welchem ich mich befand, als von der einen Seite schwerwiegende künstlerische Argumente, die auf mich ihren Eindruck nicht verfehlten, in einleuchtender Weise betont wurden, während von der anderen Seite auch noch das österreichisch patriotische Gefühl (— obschon an solchem Orte wohl zur Unzeit —) mit einem Nachdrucke und einer Wärme ins Gefecht geführt wurde, daß es mir, dem dieses Gefühl auch nicht fremd ist, allzupeinlich gewesen wäre, demselben auch nur scheinbar entgegenzutreten und dadurch zu den mißliebigsten Auslegungen, die einer so edlen Sache ferne bleiben sollen, Anlaß zu geben. Hätte ich auch in meinem Innersten gewünscht, daß der wirklich beste Entwurf einen Oesterreicher zum Urheber habe, so kann mir doch der österreichische Taufschein an und für sich kein maßgebendes Kriterium sein, um darnach den Wert

eines Kunstwerkes zu bemessen. Das wäre ein ungesunder Patriotismus und am allerwenigsten zu einer Zeit am rechten Platze, in welcher uns Alles darauf hinweist, wenigstens das geistige Band des Zusammenhanges mit unserem kulturreichen Stammvolke mit aller Innigkeit und Energie festzuhalten, und in welcher wir selbst vor aller Welt durch unser eigenes Unternehmen — Schiller war ja selbst kein Oesterreicher — uns von jenen kleinlichen engherzigen Anschauungen lossagen und einer umfassenderen Idee, einem größeren und fruchtbareren Gedanken huldigen.

Die Verlegenheit des Denkmal-Komitees war um so größer, als auch der Ausweg, ein Fach-Komitee von Fachmännern entscheiden zu lassen, dadurch vereitelt wurde, daß einige hervorragende Künstler das Amt ablehnten. So mußte das Denkmal-Komitee selbst die Entscheidung treffen, was am 19. Februar geschah; von 17 Stimmen fielen 15 auf Schilling, 2 auf Wagner. Auch Auersperg entschied sich nun in einem an Frankl gerichteten Schreiben, das dieser vorlas, für Schilling:

Je schwerer meine Bedenken waren, ein entscheidendes Votum als Obmann abzugeben, um so weniger nehme ich Anstand, als einzelnes Individuum, als einfaches Comitémitglied meine subjektive und ganz unmaßgebliche Ansicht offen auszusprechen. Nach reifer Erwägung aller in Betracht kommenden Umstände, würde auch ich der Nummer 18 unter den drei Konkurrenten ent-

schieden den Vorzug geben, und indem ich diesem Urtheile einiger Fachmänner und Kollegen beitrete, fühle ich zugleich das Bedürfnis, auch meinerseits diese Ansicht zu motiviren. Vor allem nehme ich keinen Anstand zu gestehen, daß Nr. 3 (Wagner) durch eine gewisse Harmonie des Ganzen, die sich sowohl in den architektonischen Verhältnissen der einzelnen Theile, als auch in dem geistigen Aufbau und Zusammenschluß der den Entwurf durchziehenden Idee kundgibt, im ersten Augenblicke etwas Gewinnendes, ja geradezu Bestechendes für mich hatte. Aber bei näherer Prüfung konnte ich mich der Wahrnehmung nicht entziehen, daß die Hauptfigur in der Karakteristik und im Verhältnisse zu den Nebenfiguren nicht ganz richtig dargestellt erscheine, die allegorischen Nebenfiguren aber sich nicht bedeutend genug über das Niveau des Gewöhnlichen und Hergebrachten erheben. — Was Nr. 5 (Beuk) anbelangt, so möchte auch ich glauben, daß die Figur Schiller's in Charakter, Haltung und Gewandung hier am richtigsten aufgefaßt erscheint; aber ich bekenne, daß ich als Laie mir jene objektive Unbefangenheit des eigentlichen Künstlerauges nicht anzueignen vermochte, um von allem äußerlich Störenden ganz absehen und den Eindruck der Unruhe und Disharmonie ganz überwinden zu können, welche die grell bunte Färbung über das ganze Modell verbreitet. — Nr. 18 (Schilling) endlich welches mich beim ersten Anblicke durch den thurmartigen Aufbau und durch das Figurengewimmel

von Groß und Klein durcheinander einigermaßen zurückschreckte, dürfte sich bei näherer eingehender Prüfung durch seine hervorragenden und unbestreitbaren Vorzüge vor den andern zur Ausführung empfehlen. Jene Mängel oder Uebelstände sind nach den von den Fachmännern gegebenen dankenswerten Andeutungen leicht zu beseitigen. Werden die Figuren auf dem mittleren Sockelfelde in Basreliefs oder Kindergestalten umgeändert und verkleinert, so entfällt der turmartige Bau und das Figurengewirr damit von selbst. Dagegen haben wir in diesem Entwurfe schon jetzt Neuheit und Eigenthümlichkeit der ganzen Conception und in den größeren Nebenfiguren die schöne Idee der innigen Verbindung des dichterischen Genius (Schiller's insbesondere) mit dem Leben des Volkes in originellen Gestaltungen ausgeprägt. Würde sich das Comité für diesen oder immerhin für einen anderen Entwurf entscheiden, so möchte ich doch vorschlagen, daß der betreffende Künstler um die nochmalige Vorlage seines, auf Grund der fachmännischen Bedeutungen modifizirten Modells ersucht werde, bevor definitiv zur Ausführung geschritten werde. —

Ein folgendes Schreiben Grüns, vom 3. März 1871, dessen Wiedergabe an dieser Stelle wohl inhaltlich nicht genügendes Interesse bieten könnte, zeigt uns seine Umsicht in Rechtsgeschäften. Das Komitee hatte nun mit Schilling einen Vertrag abgeschlossen, dem die Bestimmung eingefügt war, daß im Falle des Ablebens des Künstlers vor Vollendung seines Werkes der

Akademische Rat in Dresden in seine Pflichten eintreten solle. Auersperg machte — und juristisch mit Recht — darauf aufmerksam, daß zur Gültigkeit eine Erklärung des Akademischen Rats, diese Verpflichtung einzugehen, notwendig sei. Diesem Bedenken konnte Rechnung getragen werden.

Am 7. April 1871 war Tegetthoff, der Sieger von Lissa, gestorben. Frankl überschickte aus diesem Anlaß dem Freunde sein 1866 zu Tegetthoffs Ruhme geschriebenes Gedicht. Grün erwiderte aus Graz, 15. April 1871 u. A.:

> Ihr Tegetthoff-Gedicht war mir wirklich bisher noch nicht bekannt.[169]) Um so mehr habe ich mich daran erlabt. Leider ist der von Ihnen um die Heldenstirne gewundene Kranz seither zum Totenkranze geworden. Ob der inmitten seines Ruhmes Dahingeschiedene, wie Sie meinen, der geeignetste Ministerpräsident gewesen wäre? In vielen Beziehungen ja, — und doch hätte ich es für ihn und für uns kaum gewünscht, denn österreichisches Fahrwasser enthält verborgene Klippen, an denen auch der tüchtigste Steuermann scheitern muß.

Zur Erläuterung sei daran erinnert, daß seit dem 7. Februar 1871 das föderalistische Ministerium Hohenwart am Ruder war.

Das Denkmal-Komitee hatte sich an das Kriegs-Ministerium mit der Bitte gewandt, ihm für die Statue das Erz unbrauchbarer Kanonen zu über-

[169]) „Ritter Tegetthoff" Gesammelte poetische Werke von Frankl. Wien 1881. I. 236 ff.

20*

lassen. Das Gesuch wurde abschlägig beschieden. Als ihm Frankl dies mittheilte, erwiderte Grün aus Thurn am Hart, 8. Mai 1871:

Indem ich Ihnen im Anschlusse den abschlägigen Bescheid des Kriegs-Ministeriums rückstelle, gebe ich damit noch nicht alle Hoffnung auf, das für das Schillerdenkmal benöthigte Erz endlich und schließlich noch als allerhöchste Gnadengabe zu erlangen. Das Schillerdenkmal-Komitee sollte diesbezüglich das Beispiel anderer unermüdlicher Petenten befolgen, sich durch den ersten Mißerfolg nicht abschrecken lassen und sein Gesuch gelegentlich und zwar so oft wiederholen, selbst auf die Gefahr zudringlich und lästig zu werden, bis das Gewünschte, wenn auch vielleicht aus letzterem Grunde, endlich erreicht ist. Sie mögen zum Theile Recht haben, daß die Koncurrenz der drei gleichzeitigen Tegetthoff-Denkmale unserem Schiller-Monumente in jener Beziehung einigen Eintrag gethan hat. Überwiegend und maßgebend erscheinen mir dabei doch andere Faktoren und insbesondere die jeweilig in den höheren Regionen vorwaltende Luftströmung. Ein Ministerium Hasner, selbst Schmerling, hätte uns wohl das spröde Erz einschmelzen geholfen; aber wie wäre dies von einem Ministerium Hohenwart zu erhoffen? Doch Luftströme und Regierungen unterliegen dem Wechsel und bei uns noch mehr als anderswo. Hört einmal der erschlaffende Föhn des „wahren Oesterreicherthums" zu blasen auf und erhebt sich wieder einmal ein frischerer deutscher Luftzug, dann

erinnert man sich wohl auch, daß man einst sehr nachdrücklich darauf gepocht „ein deutscher Fürst“ zu sein und daß zwischen dem Schwaben Schiller und dem Schwaben Schäffle [170]) doch ein kleiner Unterschied obwaltet, den man selbst im neubabylonischen Reiche nicht übersehen sollte. Glücklicherweise ist der Erzbedarf noch nicht von momentaner Dringlichkeit und bis Prof. Schilling mit seinen Modellen fertig wird, haben wir noch einige Zeit zum Bitten und zum Sammeln übrig, somit auch Grund zu Hoffnungen. . .

Auch ich habe den 5. Mai nicht verstreichen lassen, ohne Manzoni's und des von ihm gefeierten Tages in seiner ganzen Bedeutung zu gedenken. [171]) Dieser Gedenktag war diesmal trüb und düster, wie die Gedanken und Betrachtungen, die sich an ihn knüpfen. Ist es nicht tief traurig für den Entwicklungsgang der Menschheit, daß sie die herausfordernde Grundlage bieten mußte, auf welcher jenes cäsarische Meteor zu seiner eigentlichen Macht und Größe emporwuchs und allein emporwachsen konnte?! Und jetzt — wie wird selbst die berechtigte Freude an den großen Erfolgen Deutschlands in ihrer vollen Reinheit getrübt durch den Gedanken — an Frankreich, — — an Oesterreich!

[170]) Eberhard Friedrich Schäffle, Handelsminister im Ministerium Hohenwart, ein geborener Württemberger.

[171]) Am 5. Mai 1871 waren es 50 Jahre, daß Napoleon I. auf Elba gestorben war. Manzoni hat den Tod in einer berühmten Ode „Il cinque maggio“ (1823) besungen.

Am 1. Juni 1871 konnte Frankl melden, daß ein neues Gesuch an den Kriegsminister, für das er die Unterschrift Auerspergs erbat, voraussichtlich von Erfolg sein würde. Dieser antwortete aus Thurn am Hart, 5. Juni 1871:

. . . Durch den Besuch lieber Gäste bin ich bis zum heutigen Tage verhindert gewesen, Ihr geschätztes Schreiben vom 1. d. M. zu beantworten. Die kleine Verzögerung wird hoffentlich ohne Nachtheil bleiben und das anbei zu weiterer Verfügung rückfolgende Gesuch den H. Kriegsminister wohl noch in derselben, unserem Unternehmen günstigen Stimmung finden, in welcher Sie ihn vor einigen Tagen zurückließen. Freilich wenn ich daran denke, daß gerade in diesen Tagen unsere deutschen Parteigenossen in der Delegation dem Militär-Budget scharf zu Leibe gehen dürften, könnte ich fast besorgen, jene Stimmung zeitweilig in das Gegentheil umschlagen zu sehen, was um so bedenklicher wäre, als die augenblicklich vom a. h. Vertrauen getragene Hohenwart'sche Ära sich mit Sympathiebeweisen für ein der deutschen Geistesmacht getragenes Huldigungswerk kaum allzusehr echauffiren wird. Doch wie dem auch sei, lassen Sie uns den geraden Weg auf unser Ziel lossteuern, offen und ehrlich nach deutscher Art. Wollen wir die politischen Strömungen in den höheren Regionen uns zur Richtschnur nehmen, so könnten wir uns in unserem Kalkül gerade am allerärgsten verrechnen, denn nichts ist so unberechenbar als jene Schwankungen

und Wandlungen, die wir seit Jahren schaudernd selbst erleben. Glücklicherweise ist das Deutschthum in Oesterreich stärker, als es sich selbst zu fühlen scheint, und jedenfalls stärker und lebensfähiger, als seine gesammte Gegnerschaft. Auf und aus diesem unerschütterlichen geistigen Fundamente deutscher Sitte und Bildung wird sich auch allmählich, aber sicher, unser Schillerdenkmal erheben trotzdem und alledem.

Carpe diem! Sie haben Recht mit diesem Ausrufe, den uns ein Blick auf das in letzter Zeit mit so vielen berühmten Namen übersäete Todtenfeld erpreßt. Aber andererseits, wären diese Tage der Zerstörung und des Zerfalls, der Verwilderung und der Entartung, diese Tage so vieler Enttäuschungen und begrabener Hoffnungen nicht auch der geeignetste Moment zum Eingang für Jene, die schon nahe an den Ausgangspforten stehen? Ich verkenne nicht das Werden neuer Zeiten und neuer Schöpfungen, aber die Hemmnisse, die noch zu bewältigen, die großen Arbeiten, die noch durchzuführen sind, brauchen auch neue, frische Kräfte, denen noch eine lange Strecke des Wirkens vor Augen liegt.

Friedr. Halm's Tod ist auch mir nahegegangen und da er in Reihe und Glied unserer Alterslinie mein Nebenmann war (unsere Geburtstage liegen kaum eine Woche auseinander) so gab mir sein Abgehen noch insbesondere einen gelinden Extra-

Ruck.[172]) Persönlich fühlte ich mich, trotz aller Achtung vor seiner Begabung, nicht besonders zu ihm hingezogen, wohl aus Gründen, welche in Ihrer Charakteristik des Mannes zu finden sind. Wie unwiderstehlich sympathisch war mir dagegen Tegetthoffs durchaus männliche und zugleich so liebenswürdige Erscheinung, obschon die uns verbindenden Berührungspunkte ziemlich spärlich und nicht so nahe lagen. Laube's Nekrolog[173]) hat mich überrascht; aber ich war davon nicht in dem Sinne befremdet, wie Sie, sondern mir schien der Aufsatz vielmehr ein Akt der Reue und öffentlicher Bußübung und Sühne, daher auch dessen Wirkung auf mich eher eine wohlthuende war.

Unser Reichsrath hat nun seine politische Mannhaftigkeit zu zeigen; morgen wird es sich entscheiden, ob er die ganze Bedeutung der durch die kaiserliche Antwort geschaffenen Situation versteht und demnach handelt. Ich bedauere, nicht in den Reihen der Abgeordneten zu stehen, denn diesmal ist das Herrenhaus formell noch zur Inaktivität verurtheilt. Aber selbst die mannhaft entschiedene Haltung wird nur die politische Ehre retten, aber den Wust von Schäden, den der Bund von Rathlosigkeit und Intrigue aufgehäuft, nicht plötzlich hinwegräumen. Armes Oesterreich!

---

[172]) Friedrich Halm (Eligius Freiherr von Münch-Bellinghausen) war am 2. April 1806 (Grün am 11. April desselben Jahres) geboren und starb am 22. Mai 1871.

[173]) „Friedrich Halm." Feuilleton von Heinrich Laube in der N. Fr. Presse vom 28. Mai 1871 Nr. 2426.

Zur Erläuterung sei auch hier wieder an die politische Situation jener Zeit erinnert. Die Angriffe des Ministeriums Hohenwart auf die Verfassung, namentlich aber auf die liberalen Schulgesetze hatten die Energie der deutschen Partei wachgerüttelt; nachdem sie sich im Abgeordnetenhause gegen die Vorlage betreffs Abänderung der Verfassung zunächst mit Erfolg gewehrt, drohte ihr bezüglich einer anderen Vorlage, die eine Ausnahmestellung für Galizien erstrebte, eine Niederlage, und die durch eine Adresse versuchte Umstimmung des Monarchen mißlang völlig. Unter diesen Umständen beschloß die Partei auf Antrag des Abgeordneten Groß, das Budget nicht zu votieren; am 6. Juni wurde der Antrag eingebracht. Auf diese Entscheidungsstunde spielt Auerspergs Brief an; seine Hoffnung erfüllte sich nicht; einige Mitglieder der Partei fielen ab und der Antrag wurde verworfen.

Gleichwohl waren die Tage des Ministeriums gezählt. Das Reskript an den böhmischen Landtag vom 12. September 1871, welches in aller Form eine staatsrechtliche Ausnahmestellung Böhmens verbürgte, stachelte nicht blos den Widerstand der Deutschen zum Äußersten an, sondern rief auch die Opposition der Ungarn wach; schon am 30. Oktober 1871 mußte das Ministerium Hohenwart weichen. Auch Graf Beust hatte zum Sturze Hohenwarts mitgewirkt, jedoch auch seine eigene Stellung war längst erschüttert und am 6. November 1871 erhielt er den Befehl des Kaisers, seine Demission als Reichskanzler einzureichen. Über ihn spricht sich Grüns nächster

Brief — Thurn am Hart, 22. Dezember 1871 — aus:

Ich bin gewiß ferne davon, Beust's Verdienste zu verkennen, aber ebensowenig die große Verantwortlichkeit, die er durch sein zunächst auf momentane Erfolge abzielendes, leichtfertig diplomatisches Vorgehen auf sich geladen hat. Sein ungarischer Ausgleich ist und bleibt doch des Endes Anfang und mit Recht nannte ihn Graf Eugen Kinsky den Grafen Finis Austriae. Für einen solchen Mann fände ich wenigstens, trotz aller seiner reichen geistigen Begabung, kein Motiv zu einem Nationaldenkmal — in Oesterreich. Ob anderswo sich vielleicht dazu mit der Zeit mehr Anlaß ergeben dürfte, wird abzuwarten sein. . .

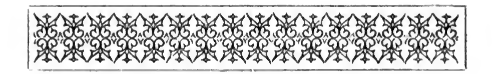
Auch dem Kampfe gegen Hohenwart war Auersperg nicht ferne geblieben. Er hielt gelegentlich der zweiten Lesung des Staatsvoranschlages 1871 die erste Rede im Herrenhause gegen das Ministerium.[174])

Derselbe Brief gedenkt auch einer Erkrankung der Gattin des Dichters und schließt: „Für mich wird der Weihnachtsbaum heuer nicht in dem hellen, fröhlichen Lichte leuchten, wie sonst. Gott gebe, daß die Wolke, die ihn verdunkelt, bald wieder vonhinnen gehe".

Diese Hoffnung sollte sich erfüllen; kein Schmerz, keine Erregung trübte fortab die schöne Ruhe seines Alters.

---

[174]) Protokolle der 6. Session. S. 380 ff.



VII.

Letzte Jahre.

(1872—1876.)

Mild und friedvoll wie sein Lebensabend sind auch die Briefe Grüns aus diesen Jahren. Mehr als bisher fällt dem jüngeren der beiden Freunde die Aufgabe zu, den älteren anzuregen, zur Aussprache zu bringen. Gleich der erste Brief Frankls aus dem Jahre 1872 (Wien, 7. Juli) kann als Beispiel dafür gelten:

. . . Sie haben, wie er mir erzählte, unsern Statuarius[175]) kennen gelernt und werden sich an dem schlichten, einfachen deutschen Manne, der jedenfalls besser in Marmor als in Worte haut, erfreut haben . . .

Mein Antrag, den Grundstein von Marbach her zu bestellen, daß sich Schiller in Oesterreich auf wirklich „heimischem Boden" fühle, hat unser Comité angenommen und ich wandte mich deshalb an das Denkmal-Comité in Marbach; dasselbe hat den Wunsch mit Freude begrüßt und, wie Sie aus dem

[175]) Johannes Schilling.

anliegenden Briefe des Präses Med. Dr. Föhr, den ich im vorigen Jahre in Marbach kennen lernte, ersehen, wird unser Wunsch erfüllt werden.

Ich freue mich, daß auch die Tochter Schillers den Einfall gut findet. Sie hat auch meine, schon vor einem Jahre an sie gerichtete Bitte um eine Reliquie für den Grundstein gütig zugesagt und nun dieselbe durch Übersendung eines Originalbriefes Schillers und einer Locke von ihm erfüllt. Ich kann es mir nicht versagen, die Gegenstände, da diese am nächsten 10. November mit dem Grundstein von der Oberfläche der Erde für ewige Zeiten verschwinden werden, Ihnen und den verehrten Ihren zur Ansicht einzusenden, mit der Bitte, sie mir gütigst bald wieder zukommen lassen zu wollen, weil ich die Reliquien vor meinen Ferien, die ich diesmal mit den Meinen in Berchtesgaden zuzubringen gedenke, der Sicherheit wegen in der feuerfesten Casse unseres Cassiers, des Freiherrn von Schey, hinterlegen will.

Sollen aber diese Reliquien für immer begraben werden? Nun, der Brief kann, wenn es nicht schon geschehen ist, durch den Druck veröffentlicht werden; aber die Locke findet für „ewig“ (ein Wort, das Schiller so häufig und mit Vorliebe gegebraucht, wie Sie das schöne Bild der „Rose“) ihr posthumes Grab. Könnte — allerdings müßte die Genehmigung der Baronin Gleichen-Rußwurm dazu eingeholt werden — die Locke nicht, wie z. B. der Schädel Schillers, im Museum oder in der Bibliothek

unter Glas aufbewahrt werden? Oder würde das den modrigen Duft des Reliquienkrams erregen und den Verfasser der „Götter Griechenlands“ mitleidig über uns lächeln machen, wenn er vom olympischen Göttermahle zu uns herabsieht? Ich bitte um Ihre Meinung, die ich unserm Comité in der nächsten Sitzung vorlegen will.

Die letzten 8 Tage las ich ausschließlich Grillparzers Gedichte, zweimal, als sollte ich öffentlich Rechenschaft darüber ablegen müssen; vielmehr that ich's, um für Lebenszeit mir das Bild des lyrischen Dichters festzustellen. Der Band enthält kostbare Gedichte, die mit zu den schönsten deutschen zählen, nur hätte der Herausgeber weniger Pietät bewähren sollen, es wäre pietätvoller gewesen.

In der Abtheilung „Leben und Lieben“ sind, ohne die Originalität zu schädigen, echt Göthe'sche Lieder. Wie Grillparzer überhaupt sich an Göthe und gar nicht an Schiller heran gebildet zu haben scheint. Entweder er ziselirte in der Jugend sorgfältig oder sie sprangen bei frischer Begeisterung gelungen hervor.

In den späteren Gedichten ist die Form hart, eckig, sogar grammatikalisch unkorrekt, was hindern wird, ihn den deutschen Klassikern anzureihen, indem er Dichter, aber kein Künstler ist, bis er sich endlich nur der Verse bediente, um in dieser ihm geläufigen Form mehr den Denker charakterisirende Ideen auszusprechen.

Eigen ist es, daß die besten Gedichte des

Bandes alle durch den Dichter selbst mitgetheilt worden sind. Die neu hinzugekommenen — mit wenigen Ausnahmen — scheint er nur flüchtig entworfen zu haben, um sie vielleicht noch später sorgfältig durchzuarbeiten oder auch ungedruckt zu lassen . . . So wie er ist, macht der Band den Eindruck eines kostbaren Venezianischen Spiegels, der aber viele blinde Flecke zeigt. Und wie Vieles wurde trotzdem unterdrückt, um es einer späteren Zeit aufzubewahren, namentlich Epigrammatisches, weil es zu persönlich ist. Er schonte seine besten Freunde, seine Verehrer nicht und trat rücksichtlich dynastischer Personen in vollen Widerspruch mit seinen Gedichten an Kaiser Franz, Ferdinand u. s. w. Gewiß ist, daß der Schwerpunkt seines Talentes im Drama liegt und im — Epischen; ich denke an die unübertreffliche Novelle „Der Spielmann".

Alles in Allem: er war ein trefflicher Dichter und wäre noch kühneren Schwunges emporgekommen, wenn er den Muth gehabt hätte, sein Talent in der Jugend „hinaus", in die freiere geistige Strömung zu bringen. Es wäre mir zur Belehrung wichtig, Ihre Ansicht über Ihren älteren, glänzenden Zeitgenossen zu hören, statt meiner, verzeihen Sie! doch nur flüchtigen Auseinandersetzung. Ein so begabter Geist, auf den Oesterreich stolz sein muß, läßt sich nicht in den Rahmen eines noch so langen (zu langen! wie der vorliegende es für Ihre Geduld sein wird) Briefes fassen. Ich erwähne nur noch, daß ich nach dem Gedichte „An Kaiser

Josef II.“[176]) das Ihre[177]) las und dem letzteren die Palme zuerkennen mußte; so schöne Gedanken auch das erstere enthält, poetisch schwunghafter ist entschieden das Ihre. Lesen Sie einmal selbst die beiden Gedichte nacheinander.

Besuchen sie in diesem Jahre kein Bad? Ist Ihre Frau Gemalin wieder vollkommen gesund? Gedeiht Ihr Söhnchen, das ich schon drei Jahre nicht sah, körperlich und geistig?

Und nun leben Sie recht wohl — unbekümmert um die neuen Statthalter[178]), die allerdings Ihr Behagen stören könnten, und bewahren Sie mir Ihr gütiges Wohlwollen, indem ich Sie bitte, den Ausdruck meiner unwandelbaren Verehrung für Sie zu gestatten. Frankl.

Grün erwiderte:

Verehrter Freund!

Um Ihnen und mir selbst jeden Anlaß zur Beunruhigung zu benehmen, beeile ich mich, die mir übersandten kostbaren Schiller-Reliquien, für deren freundliche Mittheilung und liebenswürdigen Geleitbrief ich vielmals danke, unverzüglich zurückzustellen, damit dieselben baldigst in die von Ihnen erwähnte sichere Verwahrung gelangen können . . . .

---

[176]) „Kaiser Josefs Denkmal“. Grillparzers „Sämtliche Werke“. 4. Auflage. Stuttgart 1887 I., 122 ff.

[177]) „Sein Bild“. Grüns „Gesammelte Werke“. II., 369 f.

[178]) Im Juli 1872 wurden wichtige Statthalterposten neu besetzt. Die Auswahl einiger Persönlichkeiten erregte das Befremden der Anhänger des Ministeriums.

Ich theile mit Ihnen die Pietät, welche jene werthvollen Reliquien so gerne vor dem Begrabenwerden retten möchte. Aber ich glaube, wenn Schiller's Tochter selbst keinen Anstand nahm, jene Gegenstände zum Versenken in die Fundamente des Denkmals zu bestimmen, daß es kaum an uns sein dürfte, gegen die Verwirklichung dieser Widmung Bedenken zu erheben. Selbstverständlich setze ich dabei voraus, daß die Reliquien durch unsere Vorsorge auch an ihrem unterirdischen Aufbewahrungsorte thunlichst vor Zersetzung und Zerstörung gesichert werden. Aber sollte das Monument selbst nicht auch ein Anrecht haben, mit dem großen Manne, den es ehren will, gerade durch jene geheiligten Reste in einen näheren weihevollen Zusammenhang gebracht zu werden? Sie möchten wenigstens die Locke vor dem Verschwinden retten, dagegen ich, wäre eine Wahl hier statthaft, den Brief, denn dieser ist, ganz abgesehen von dem Inhalte, doch ein unmittelbares Produkt seiner Hand, ein Denkmal seiner eignen Thätigkeit, während jene, ein von außenher Gewordenes, der gleichen Eigenschaft entbehrt. Wenn wir aber Beides, so werthvoll es durch seinen Ursprung uns ist, der Widmung gemäß in den Grundstein versenken, so üben wir einen selbstlosen Akt jener schönen und reinen Idee, welche dem Reliquien-Cultus ursprünglich zu Grunde lag, und wir versündigen uns an dem großen Unsterblichen gewiß weniger, als wenn wir ein Exemplar seiner Gesammtwerke in den Grund senkten,

sobald der Genuß derselben dadurch auch nur einem Leser entzogen würde ....

Auch ich habe mich in letzter Zeit eingehend mit Grillparzer beschäftigt ....

Ich halte Grillparzer nach Anlage und Begabung weitaus für die bedeutendste dichterische Kraft, welche seit Göthe und Schiller zu Tage getreten ist. Wer könnte sich an innerem poetischen Fond, an schöpferischer Gestaltungsgabe, an Tiefe und Feinheit des Gefühls, an Kenntnis des Menschenherzens, an Schärfe des Gedankens, an Schwung der Phantasie, an Fülle wahrer Lebensweisheit wohl mit ihm messen? Allerdings muß ich zugeben, daß er bei uns das nicht geworden, was er nach aller Anlage anderwärts hätte werden können. Aber auch in dem, was er geworden, liegt eine Großartigkeit und zugleich Vielseitigkeit, die wir bewundern und freudig genießen dürfen. Mag seine Wirkung in der Dramatik und Epik liegen, seinen Schwerpunkt möchte ich doch fast vorwiegend in der Lyrik suchen. Mir scheint er als Lyriker ebenso bedeutend, als eigenthümlich. Wäre der Eindruck dieser Lyrik nicht durch die Zerbröcklung des organisch Zusammengehörigen und sich chronologisch Entwickelnden einigermaßen abgeschwächt, so sähe man fast Schritt für Schritt den Dichter aus sich heraus wachsen und immer höher und größer sich emporringen. Man sähe aber auch haarscharf, welchen Einfluß die äußeren Lebensverhältnisse allmählich auf den Dichter nehmen. Wie rein und

poetisch formschön, wie künstlerisch ciselirt (nach Ihrem Ausdrucke) sind die Gedichte aus der Jugendzeit, als noch keine Enttäuschung, keine bittere Erfahrung den unentweihten hoffnungsreichen Schaffensdrang beirrte! Wie hingegen theilen spätere bittere Erlebnisse auch den späteren Dichtungen eine gewisse Herbheit und Sprödigkeit mit, die sich glücklicherweise, ohne den Reichthum und Werth des geistigen Inhalts zu schädigen, meist nur in der rauher werdenden äußeren Form manifestirt! So ist diese an dem herrlichen Baume nur die rissige rauhe Rinde, welche uns weder das edle Mark des kräftigen Stammes, noch die schöne Laubkrone seiner Wipfel verkümmern darf und soll . . .

In alter treuer Gesinnung, mit den herzlichsten Grüßen Ihr aufrichtig ergebener

Ant. Auersperg.

Der Bau des Blinden-Instituts auf der Hohen Warte war im Spätherbst 1872 beendet; am 1. Dezember fand die Feier der Schlußsteinlegung statt. Auch an Grün kam eine Einladung zur Feier, er erwiderte aus Graz, 3. Dezember 1872:

Von ganzem Herzen beglückwünsche ich Sie zu der geistigen Urheberschaft dieses Unternehmens, bei welchem Ausführung und Erfolg so rasch wie selten der Idee nachgekommen sind. Ich bedaure nur, daß ich verhindert war, Ihnen diesen Glückwunsch an Ort und Stelle unmittelbar und persönlich darzubringen, wie ich so gerne gethan hätte . . . .

Beruhigend ist doch auch, wenngleich nicht vollkommen befriedigend, was Sie mir über den Fortgang der Vorarbeiten und Vorkehrungen für unser Schillermonument mittheilen. Mit einiger Geduld und Ausdauer und unterstützt von der Ihnen eigenen unermüdlichen Rührigkeit werden wir allgemach doch ans Ziel gelangen. Mittlerweile ist aber auch jene Dame, deren Bekanntschaft ich in Kissingen gemacht und welche ich vor Allen als Zeugin und Theilnehmerin bei der seinerzeitigen Enthüllungsfeier anwesend gewünscht hätte, nämlich des Dichters Tochter, Frau von Gleichen, aus der Reihe der Lebenden geschieden. Wäre sie bei jenem Feste gegenwärtig, man hätte Schiller selbst als Anwesenden geglaubt, so ergreifend ähnlich und bedeutend waren ihre Gesichtszüge. Mich hat die Todesnachricht der edlen Frau, die ich vor Kurzem noch so wohl und rüstig gesehen, tief erschüttert.

Das nächste Schreiben Grüns, das wir mitzuteilen haben, bedarf einer Erläuterung. In der ersten Gesamtausgabe von Grillparzers Werken findet sich folgendes „A. Gr." überschriebenes Epigramm:

Soll ich genau es schildern,
Wie mir gefällt Dein Gedicht,
Du verstehst wohl gut zu bildern,
Allein zu bilden nicht.

Nach Erscheinen äußerte Grün Frankl gegenüber, es habe ihn empfindlich berührt, daß die Herausgeber (Laube und Weilen) jenen stachligen Versen seines ver-

ehrten Dichterfreundes Raum gegönnt[179]), hingegen ein schwungvolles Gedicht rühmendster Anerkennung, das Grillparzer an ihn gerichtet, unbeachtet gelassen. Weilen beeilte sich, Grün durch Frankls Vermittelung zu versichern, daß er von der Existenz des Gedichts keine Ahnung gehabt und erbat sich dasselbe für die zweite Auflage. Grün erwiderte im März 1873:

Verehrter Freund!

Wenn die Herausgeber der Grillparzer'schen Werke oder Einer derselben den Wunsch aussprechen, die Originalhandschrift des an mich gerichteten Gedichtes zur Einsichtnahme oder Veröffentlichung von mir zu erhalten, so bin ich mit Vergnügen bereit, das in Rede stehende Autograph einzusenden. Dagegen möchte ich aber sogar den Schein mit den sich daran knüpfenden Mißdeutungen vermeiden, als ob die Initiative zu einem Abdrucke jenes Gedichtes von mir ausgegangen sei. In diesem Sinne mußte ich, wie früher bereits Ihnen, so später dem Minister Unger zu freundlichen Anerbieten, die Veröffentlichung einzuleiten, meine Zustimmung versagen. Mir persönlich genügt der Besitz einer poetischen Urkunde, welche darthut, daß der von mir so hochverehrte Mann und Meister einst mit mir zufrieden gewesen. Wenn er später meinen Werth

[179]) Andere Epigramme Grillparzers gegen Grün sind erst nach Grüns Tode publiziert worden. Wir glauben sie, da sie sichtlich nur einer üblen Laune Grillparzers entsprungen sind, hier nicht mitteilen zu sollen. (Vrgl. Grillparzers „Sämtliche Werke". II. 190.)

geringer anschlug, so liegt dies vielleicht in meinem Verschulden, vielleicht auch in der Verschiedenartigkeit der Charaktere und ihrer Richtungen.

Die Geschichte, wie das Manuscript in meine Hände kam, ist sehr einfach. Bald nach dem Erscheinen der „Spaziergänge“ teilten Freunde mir mit, daß unter den Erfolgen dieser Schrift auch jener nicht gering zu halten sei, daß selbst Grillparzer sich dadurch zu einem Gedichte veranlaßt gefühlt habe.

Als ich im Jahre 1834 einmal — wie regelmäßig bei jedem längeren Aufenthalt in Wien — dem Dichter meinen Besuch abstattete, erwähnte Grillparzer selbst des Gedichtes und las es mir vor. Meinen begreiflichen Wunsch, das Gedicht zu besitzen, und zwar nicht in Abschrift, sondern womöglich in der Handschrift des Verfassers, lehnte er augenblicklich zwar nicht ab, aber überbrachte mir dasselbe erst nach einigen Tagen in das Café Neuner.[180]) Das Datum des Empfanges habe ich am Rande der Handschrift bemerkt. Dies ist zugleich auch die wahrscheinlichste Erklärung des Umstandes, daß sich gerade von diesem Gedichte kein Exemplar in der Schrift Grillparzers, sondern nur in Abschrift, die er vermuthlich vor Abgabe des Originals an mich anfertigen ließ, in dem Nachlasse vorfand. Mit den herzlichsten Grüßen Ihr aufrichtig ergebener

(März 1873.) Ant. Auersperg.

---

[180]) Das „Silberne Kaffeehaus“, Vrgl. S. 1.

Weilen wandte sich nun direkt an Grün, doch traf das Manuskript zu spät ein, um noch in der zweiten Auflage Platz zu finden. Am 15. September 1876, dem Begräbnistage Grüns, publizierte es Frankl zum ersten Male.[181]) Wir geben hier die Hauptstellen wieder:

An Anastasius Grün (1834).

Auersperg, Du letzter Ritter
Eines Stamms, der ruhmbelaubt,
Streit' nicht mehr im Helmesgitter,
Zeig Dein freies, edles Haupt!

Nicht mehr grün sind Deine Früchte,
Weit und hoch, zu hoch dem Zwerg,
Du Erstandner im Gedichte,
Anastas und Auersperg.

Gehst ja in der Väter Bahnen,
Kämpfst für Wahrheit und für Recht.
Schau, es sehn auf Dich die Ahnen
Und erkennen ihr Geschlecht.

Also bleib' am Rechten hangen,
Und ob Dich die Welt verläßt
Sie Dich ausspähn, binden, fangen,
Halte Du am Glauben fest,

Daß, wenn einst zerstäubt die Gitter,
Rings um all, was gut und wahr,
Man Dich grüßt als ersten Ritter
In der Nachgekommnen Schaar.

Brücken, die nicht abgetragen,
Haben Stamm und Glück entzweit,
Uns vielmehr laß Brücken schlagen
In die bessre Enkelzeit!

---

[181]) „Neue freie Presse" Nr. 4331.

Der nächste Brief Frankls an Grün — Wien, 17. Januar 1874 — berichtet über die Nachwehen der finanziellen Krise vom Mai 1873 u. a. wie folgt:

. . . In Wien herrscht eine triste Stimmung. Ich erlaube mir nicht, die Namen all derer zu nennen, welche in die finanzielle und industrielle Kalamität hineingezogen sind. Es sind Personen aus allen Gesellschaftskreisen und vielfach aus solchen, bei denen die Phrase gegolten — hat: noblesse oblige. Es scheint ein Taumel eingerissen gewesen zu sein, wie jener, als Portugiesen und Spanier neue Inseln entdeckten und jeder Mensch Goldbarren zu erobern hoffte und strebte. Zum Morden ist es freilich noch nicht gekommen, wohl aber zu vielen moralischen und physischen Selbstmorden bereits.

All das hindert nicht das Wiener Volk, daß es leichtsinnig hingaukelt und in frenetischem Lisztjubel, welcher die Virtuosenschwärmerei des Vormärz um eine volle Wahnsinnslänge überbietet, unglorreich sich hervorthut.

Liszt verlangte, als ihn der Sekzionschef Hofmann in Pest einlud, in Wien zu spielen, daß eine Deputazion des Gemeinderathes dahin komme, um ihn offiziell einzuladen. Das geschah denn auch. Drei Gemeinderäthe mußten eine Nacht durchreisen, um dem Wagner-Dioskuren zu genügen.

Der Präses des Musikvereines erzählt, Liszt habe auch gefordert, daß das Klavier, auf dem er spielen werde, mit Lorbeern bedeckt sei. Das war

es denn auch und überdies aus besonderer Verehrung für des Unsterblichen H . . . . auch der Sitz, auf dem er sich vor dem Klaviere niederließ.

Charakteristisch ist das Betragen Liszts bei der letzten Soirée des Grafen Andrassy. Er stand unbeweglich mit gekreuzten Händen an einer Thürpfoste angelehnt und unbekümmert um den ganzen Salon sah er, wie in Weltverachtung verloren, fort und fort zur Erde. Man sah ihn befremdet an, Niemand sprach zu ihm, um ihn nicht zu stören. Nach längerer Zeit erschien der Primas, Liszt näherte sich ihm rasch, beugte ehrerbietig ein Knie und küßte dem hohen Geistlichen die Hand und verließ sofort den Salon.

Der Komödiant! der seinem Genie sehr zu statten kommt . . . .

Aus Grüns Antwort — Graz, 21. Januar 1874 — sei das Urteil über Liszt mitgeteilt:

. . . . Amüsant in traurigster Weise war mir all das Detail, was Sie mir über das jüngste Liszt-Concert mittheilten; amüsant durch die mächtige vis comica, welche den einzelnen Szenen an und für sich unläugbar innewohnt; traurig in hohem Grade durch die Betrachtungen und Folgerungen, welche sich daran knüpfen, sowohl wenn man den gefeierten Heros als wenn man die in unwürdigster Selbstvergessenheit taumelnde Menge ins Auge faßt.

Es ist nur die Frage, wer steht tiefer und kleiner da, jener, der sich so huldigen läßt, oder wer so huldigt? . . .

Wenige Wochen später ließ Grün nach jahrelangem Schweigen wieder eine Dichtung „Veldes“[182]) erscheinen. Frankl schrieb ihm darüber am 11. Februar 1874:

Ich kann es mir nicht versagen, Ihnen unter dem frischen Eindrucke der Lektüre Ihres Gedichtes „Veldes“ in den mir heute zugekommenen „Dioskuren“ meine Freude und, wenn sie gesteigert werden könnte, meine Bewunderung für Ihren dichterischen Genius auszusprechen.

Ich kenne Veldes, dieses Juwel Ihres Heimatlandes. Eine schönere Verklärung konnte das slavische Gebiet von einem deutschen Dichter nicht empfangen, sie ist typisch und wird, wenn Krain sich stolz berühmen will, in allen künftigen Zeiten zitirt und gesungen werden. Es ist ein in Anschauung und Form plastisch schön vollendetes Gedicht.

Ich zweifle nicht, daß der Inhalt des Gedichtes 3. in seiner mächtigen Gedankenfülle, in seiner patriotisch edlen Bedeutung einen allgemeinen stärkeren Anklang finden wird, ist es doch ein gewaltiger „Weckruf“, ein voller mahnender Glockenklang für die Gegenwart, beseelt von kulturfreundlicher Gesinnung eines Sohnes für sein Heimatland.

Jedenfalls ist jenes aber vollauf geeignet, eine

---

182) „Die Dioskuren.“ Litterarisches Jahrbuch des ersten allgem. Beamtenvereines. Wien, Hof- und Staatsdruckerei S. 28 ff. Dort besteht der Cyclus nur aus drei Gedichten.

mächtige Bewegung unter den „Dicken und Dünnen“ hervorzurufen, die es frappiren wird, daß der Dichter seinem katholischen Heimatlande das — Lutherthum prophezeiend wünscht.[183])

Sie klagten letzthin über Alterskränklichkeit. Sie aber sind gesund und bringen wie zur Zeit, als Sie noch „grün“ waren, eine starke geistige Wellenbewegung hervor. Möge Ihnen diese Kraft noch lange eigen bleiben zu Ihrer Freude und der Ihrer Mit- und Nachwelt!

Ihr Sie stets bewundernder und treuest ergebener Verehrer Frankl.

Unmittelbar nach Erhalt dieses Schreibens, noch am selben Tage erwiderte Grün:

Es konnte für mich nur im hohen Grade trostreich und ermuthigend sein, zu einer Zeit, in welcher ich an mir selbst und meiner geistigen Kraft zu zweifeln begann, von einem Berufsgenossen und

---

[183]) Die betreffenden Strophen an Krain lauten:

Das Licht, entquollen einst in Strahlen
Dem Lämpchen jenes Bergmannssohn's,
Es flog vom Schacht zu Höh'n des Thron's
Und leuchtet' einst auch diesen Thalen.

Gesalbte Schergen doch zertraten
Mit plumpem Fuß den Funkenrest;
Die Finsterniß begann ihr Fest
Und Geistesnacht reift ihre Saaten.

Wach auf! Wach auf! Vom Leibe raffe
Die Lappen finst'rer Dienstbarkeit,
Für hohe Ziele kämpft die Zeit,
Umgürt' auch dich mit ihrer Waffe!

Sachkundigen wie Sie, über meine jüngsten „Veldes“-Gedichte ein so zustimmendes Urtheil zu erhalten. Vielleicht haben Sie Recht, und was ich für Indizien des Unvermögens hielt, ist vielleicht nur die Abnahme der Arbeitslust. Für diese sollen Ihre freundlichen Worte ein neuer Sporn werden.

Ueber den poetischen Werth der einzelnen Nummern des genannten Cyklus möchte ich, wenn mir ein Urtheil in propria causa zukäme, Ihre Ansicht vollkommen theilen. Übrigens ist der Cyklus noch nicht abgeschlossen; auf Nummer 3, welche sich auf mein engeres Heimatland bezieht, sollte Nr. 4 mit einem weiteren Ausblick auf das Allgemeine ab- und sich im Ideenkreise wieder an Nr. 1 anschließen. Leider drängte mich aber Hofrath v. Falke mit dem Termine zur Einsendung meines Beitrages so, daß das beabsichtigte Schlußgedicht damals noch in der Feder zurückblieb.[184]) Diesem Gedrängtsein ist es auch zuzuschreiben, daß Nr. 3 etwas überhudelt und deßhalb vielleicht an einer Stelle von Ihnen mißverstanden wurde. Denn nicht das Lutherthum, welches heute überall ein „überwundener Standpunkt“ ist, wünsche ich prophezeihend meinem katholischen Heimathlande, wohl aber zeitgemäß Analoges, nämlich was das Lutherthum dort schon vor dreihundert Jahren auf kurze Zeit gewesen, in fortschrittlich entwickelter Anwendung auf die Gegenwart: Protest gegen geistige

[184]) In den „Gesammelten Werken“ (II 181 ff.) ist dies vierte Gedicht beigefügt.

Hörigkeit, Läuterung und Erhebung. Daß ich aber von einem Manne so feinen Verständnisses, wie Sie, in diesem Falle mißverstanden werden konnte, beweist mir nur, daß ich mich unzulänglich oder nicht präcis genug ausgedrückt und daß ich das fragliche Gedicht für einen allfälligen Wiederabdruck noch einmal durchzuarbeiten habe, was denn auch geschehen soll, und so schließe ich für heute mit dem herzlichsten Danke für Ihren ermuthigenden Zuruf und lehrreichen Wink.[185])

Noch habe ich eine kleine Frage an Sie, der Sie mit den literarischen Kreisen Wiens genauer, als ich, bekannt sind. Ich las dieser Tage eine Notiz in der N. fr. Presse, wonach ein Literat daselbst mit der Absicht umgehen soll, Gedichte Grillparzer's, welche in die Gesammtausgabe nicht aufgenommen sind, zu sammeln und selbstständig herauszugeben. Ist Ihnen über dieses Unternehmen und die dabei betheiligte Persönlichkeit etwas Näheres bekannt?

Frankl antwortete am 13. Februar 1874:

Ich danke Ihnen, wie jedesmal, wenn solche kommen, für Ihre soeben an mich gelangten Zeilen und bin stolz darauf, daß Sie einer flüchtigen Bemerkung, die ich mir erlaubte, solchen Werth beilegen, daß Sie eine kleine Revision des 3. „Veldes“-Gedichtes vornehmen wollen . . .

---

[185]) Der Dichter ist von dieser Absicht zurückgekommen. Der Wortlaut in den „Gesammelten Werken“ (II 178—181) stimmt mit jenem in den „Dioskuren“ überein.

Nun was die Anfrage wegen Herausgabe von Gedichten betrifft, die in der Gesamt-Ausgabe Grillparzer's nicht enthalten sind, diene Ihnen Folgendes:

Unser Freund Wurzbach erzählte mir, daß vor etwa 4 Wochen der ihm früher unbekannte Freih. v. Rizy, Exzellenz, bei ihm gewesen sei, um sich wegen einiger Quellen über Grillparzer Auskunft zu holen. Bei dieser Gelegenheit theilte er mit, daß er Ungedrucktes von Grillparzer ediren wolle.[186]) Wahrscheinlich hängt dies mit der Notiz in der N. Fr. Presse zusammen, denn ich wüßte Niemanden, wenn nicht den genannten Verwandten Grillparzers, der noch Reliquien des Letzteren besäße. Übrigens ist, wenn auch Rizy publizirt, der poetische und briefliche Nachlaß nicht erschöpft, da sicher anzunehmen ist, daß Katharina Fröhlich, ehe sie das Manuscript zur Herausgabe übergab, alles auf sie selbst Bezügliche vorerst an sich nahm und vielleicht vernichten wird. Sicherer ist die Benützung dereinst jener Aufzeichnungen, welche Katharinen's Schwester Josefine durch 40 Jahre mit peinlicher Genauigkeit geführt hat.[187])

Eine Schrift: „Grillparzer als Beamter“ ist von Dr. Wolf in Vorbereitung und wird demnächst

---

[186]) Rizy's „Wiener Grillparzeralbum“. Stuttgart 1877 (nicht im Buchhandel).

[187]) Diese Mitteilung beruht auf einem Irrtum. Solche Aufzeichnungen — die aber vernichtet wurden — hat Anna Fröhlich geführt.

erscheinen. So häuft sich das Materiale fort und fort und der künftige Biograph Grillparzers wird leichte Arbeit haben.

Ich zweifle aber, daß Grillparzer trotz der großen und mitunter herrlichen Dichtergabe den Platz in Zukunft behaupten wird, den ihm die Gegenwart, zunächst die österreichische einräumt.

Man wurde, zumal in Wien, sich dessen bewußt, was das vom Dichter so warm geliebte Oesterreich an ihm verbrochen hat, und das suchte man zu sühnen durch das Maaß überschreitende Huldigungen, denen das hohe Greisenalter des Dichters zu Gute kam. Zwanzig Jahre vor seinem Tode galt und das zwar mit Unrecht Grillparzer — in Deutschland noch um 20 Jahre früher — zu den Verlebten, bis ihn Laube wieder aufs Burgtheater brachte. Sicher scheint es, daß das jetzige Urtheil über Grillparzer nicht das der Nachwelt sein wird.

Die Motive Laube's waren nicht rein ästhetischer Natur; er drückte Halm, er schwieg Hebbel todt und so brauchte er einen Poeten, den er patriotisch österreichisch scheinend, protegirte, ohne zu ahnen, wie gering Grillparzer von Laube dachte, ohne darum diesem undankbar zu sein.

Laube schrieb eine Charakteristik Grillparzers im „Oesterreichischen L'loyd", wo er die außerordentliche Bescheidenheit Grillparzers hervorhob. Ich war zufällig der Erste, der ihm über diesen Artikel Kunde brachte und von dem Umstande sprach, daß seine Bescheidenheit besonders hervorgehoben sei.

Fast zornig erwiderte Grillparzer: „Bescheiden, bescheiden! Herr Laube lese seine Dramen durch und dann die meinen und er wird sehen, ob ich bescheiden bin!"

Sind Ihnen schon die kleinen epischen Gedichte: „Savilia" und „Aus Hellas" von Friedmann zu Gesichte gekommen? Ein junger klassisch durchgebildeter Poet, der, in Frankfurt geboren, seit zwei Jahren, durch Reichthum unabhängig, in Wien lebt.[188])

Aus Grüns Antwortschreiben (Graz, 14. Februar 1874) seien hier folgende Stellen mitgeteilt:

Für Ihre so schnelle und detailirte Beantwortung meiner Fragen in Betreff der Nachlese Grillparzer'scher Dichtungen meinen wärmsten Dank. In Rizy hätte ich kaum den Herausgeber vermuthet. Ich bin begierig, Näheres aus seinem eigenen Munde zu erfahren, wozu mir eine der nächsten Herrenhaussitzungen wohl die passende Gelegenheit bieten dürfte. Über Grillparzer's Dichterwerth habe ich — wie Sie sich vielleicht noch aus einer früheren Äußerung erinnern werden — eine höhere Meinung als Sie, und ich glaube, daß er in den bekannten Worten: „Nach Schiller und Göthe" u. s. w. ohne Selbstüberschätzung, aber in richtigem Selbstgefühle sich ganz korrekt klassifiziert hat. Und was seine Anerkennung betrifft, so

---

[188]) „Savilia." „Aus Hellas." Dichtungen von Alfred Friedmann, 1874.

möchte ich glauben, daß die Zukunft den bewußten „Abstand“ eher verringern, als erweitern dürfte, nicht uneingedenk jenes Byron'schen Prophetenwortes von dem schwer auszusprechenden Namen.

Den Verfasser der „Savilia“ und „Aus Hellas“ kenne ich bisher nur aus Proben und Auszügen in den Journalen, welche mich jedoch sehr lüstern machen, dieses namhafte Talent auch noch näher kennen zu lernen und dessen Schöpfungen als Ganzes zu genießen.

Am 25. Mai 1875 übersandte Grün dem Freunde ein von ihm verfaßtes Gedenkblatt an seinen Jugendfreund Josef Fellner, dem er einst den „Letzten Ritter“ gewidmet, und schließt dazu:

Wenn ich Ihnen heute als ein kleines Lebens- und Erinnerungszeichen beiliegendes „Gedenkblatt“[189]) übersende, so geschieht dies nicht aus dem Grunde, als ob ich auf den Aufsatz irgend einen schriftstellerischen Werth legte, sondern weil ich weiß, daß Sie Theilnahme und Verständniß für ein Werk der Pietät haben, als welches allein derselbe gelten und seinen Werth finden kann und will. Ich habe diesen Nachruf, schon seiner lokalen Beziehungen halber, in der hiesigen Tagespost am 21. Mai veröffentlicht, dem Jahrestage der Bestattung meines

[189]) Das Gedenkblatt findet sich nachgedruckt in „Anastasius Grün. Verschollenes und Vergilbtes“ von P. v. Radics. Leipzig 1879. S. 147 ff. Charakteristisch ist, daß „Der letzte Ritter“, dieses Ehrenbuch Oesterreichs, der politischen Verhältnisse wegen den Namen des Bewidmeten in Verstellung (Ernsell) bringen mußte.

ältesten und unvergeßlichen Freundes Josef Fellner, welchem ich schon 1829 die erste Auflage des „Letzten Ritter" gewidmet hatte. Wenn es mir nur einigermaßen gelungen sein sollte, die Vorzüge des seltenen und trefflichen Mannes, dessen Dasein sich in edelster Zurückgezogenheit und Weltscheue abspielte, nur annäherungsweise darzulegen, so wird der nur in wenigen Separatabdrücken neu aufgelegte Aufsatz wohl auch für Sie von einigem Interesse sein. In diesem Sinne empfehle ich ihn Ihrer freundlichen Aufnahme.

Frankls Dankbrief für die Gabe (Wien, 26. Mai 1874) lautete:

Ich kenne Josef Fellner schon seit dem Jahre 1829, das heißt seinen Namen, der Ihrem „Letzten Ritter" vorgesetzt ist. Und so oft ich ihn wieder las, regte er eine edlere Neugierde in mir an. Da ich vom gesellschaftlichen Leben des Mannes nichts wußte, so interessirte es mich stets, welche Beziehung zwischen ihm und Ihnen bestand, welches geistige Band ihm eine beneidenswerthe Huldigung vermittelte. Nun er todt ist, tritt mir durch Ihre treffliche Schilderung die plastische Gestalt entgegen, die tief innere Schönheit eines nach außen hin so still bescheidenen, scheuen Menschen leuchtet plötzlich über einem Grabe.

Welch ein schönes Monument haben Sie ihm geschrieben! Jedenfalls ist er Einer, der schon in dieser Beziehung „nach dem Tode glücklich zu preisen ist." Ich danke Ihnen herzlich für die auch

mir vermittelte Bekanntschaft mit einer geistig hochbegabten edlen Natur. Einer neuen Ausgabe des „Letzten Ritters“ sollte der Nekrolog Fellners beigefügt sein ...

In seinem nächsten Schreiben (Wien, 12. Juni 1874) berichtet Frankl über eine Audienz beim Obersthofmeister Fürsten Hohenlohe, die den Zweck hatte, von diesem eine Befürwortung des neuerdings vom Schiller-Denkmal-Comité an den Kriegsminister gerichteten Gesuchs um Gewährung von Kanonengut für das Denkmal zu erbitten. Er erzählt zuerst, wie er einen Beamten durch das Geschenk eines Autographs von Grün der Sache günstig gestimmt und fährt dann fort:

„Während ich auf Bescheid wartete, erfuhr ich einen hübschen Zug unseres Kaisers. Man erzählte mir nämlich, es sei häufig derart Ebbe in der Kasse des Kaisers (wegen dessen bekannter Munificenz), daß man, wenn er eine wohlthätige Spende anweist, rasch borgen müsse.

Das Privatvermögen, das jedesmal der regierende Herr zu verwalten hat, ließ man seinerzeit in den Händen des Kaisers Ferdinand, weil man im Drange der damaligen Stürme die Angelegenheit nicht geordnet und vielleicht das Vermögen als eine Art Schmerzensgeld für den Verlust der Herrschaft um so mehr gelten ließ, als man an das vorgerückte Alter, das noch überdies ein sehr gebrechliches war, dachte.

Das Vermögen wirft jedes Jahr 5 Millionen

Zinsen ab, welche zu Zwecken verwendet werden, wie sie fast täglich in den Zeitungen zu lesen sind.

Nun ging man in den intimen Hofkreisen mit dem Gedanken um, endlich nach 25 Jahren das Vermögen bis auf einen gewissen Grad für den Kaiser zu reklamiren . . .

Als nun am 25. Jubiläumstage der Fürst dem Kaiser die Angelegenheit vorzutragen begann, erwiderte dieser: „Verderben Sie mir den heutigen Tag nicht mit Besprechung von Geldangelegenheiten,“ und kam seit der Zeit bis nun auf den Gegenstand nicht in entferntester Weise zurück, so daß er völlig fallen gelassen ist, bis ein Tod entscheiden wird.“

Im Herbst 1874, (Thurn am Hart, 16. Oktober) bat Grün, ihm einen Hofmeister für seinen Sohn empfehlen zu wollen, „einen jungen Mann von gesetztem Charakter, reiferen Lebensanschauungen und jenen gebildeten Umgangsformen, welche das Zusammensein mit ihm als Haus- und Familien-Genossen zu einem angenehmen und ungetrübten zu gestalten vermögen“; was die „Emolumente“ betreffe, fügte er bei, „so pflegen wir, da es sich um die Ausbildung unseres Sohnes handelt, nicht zu markten und zu feilschen, ohne deßhalb die Grenzen aus den Augen zu verlieren, welche unser Vermögensstand uns zieht.“

Einem nächsten Brief Grüns, Thurn am Hart, 13. November 1874 sei folgende Stelle entnommen:

An Herrn Dr. Altschuhl möchte ich, wenn ich seine Adresse wüßte, unmittelbar meinen Dank erstatten.

Ich habe seither sein geistvolles Buch[190]) von Anfang bis zu Ende gelesen, und zwar mit großem Interesse und künstlerischer Befriedigung. Eine solche muß dem Poeten der gelungene Versuch der Herstellung der Einheitlichkeit des wunderbaren Liedes gewähren. Ich sage gelungen, weil ich mich gern seiner Argumentation gefangen gebe, und dadurch den Vortheil des Genusses eines einheitlichen Kunstwerks gewinne, das mir, obschon ich aus meinen Volksliederstudien mit lyrischen Saltomortales vertraut bin, ohne seine Führung ein zwar blendendes, aber fremdartiges Phänomen, eine Gruppe zerstreuter Perlen geblieben wäre, zu denen ich den anreihenden Faden nicht zu finden wüßte. Hie und da fühle ich wohl an einem stärkeren Drucke der Hand, als ob die Führung zeitweise eine etwas gewaltsame wäre; aber da sie unverwandt aufs Ziel lossteuert und dieses auch erreicht, so lasse ich mir die kleine Gewaltthat gerne gefallen ...

In seinem Antwortschreiben, Wien, 1. Dezember 1874, teilte Frankl Altschuhls Adresse mit und fuhr fort:

Mich selbst, der ich bis nun zu denen zählte, die in dem Hohen Liede Fragmente erkennen, hat er wohl bekehrt, aber zugleich in mir die Überzeugung wach gerufen, daß das ganze Lied ein Fragment ist. Ein so bedeutender Poet könnte unmöglich so, wie es vorliegt, geschlossen oder eigentlich nur ab-

[190]) „Der Geist des Hohen Liedes." Geschichte, Kritik und Übersetzung. Von Jakob Altschuhl. Wien 1874.

gebrochen haben. Entweder er ließ, verhindert, das Lied unvollendet, oder das Ende ist verloren gegangen. Indem sich Herr Altschuhl bemüht, das Lied als ein vorliegendes Ganze darzustellen, gelingt es kaum, das entschieden fehlende Ende als vorhanden zu betrachten. Vielleicht würde ein Anderer, oder auch er selbst, wenn er das Ganze als ein Zusammenlegspiel von Versen noch einmal versuchen würde, irgend welche Verse zum Schlusse anfügen können, welche das Lied als ein in sich abgeschlossenes Ganze erscheinen ließen.

Daß Sie bei Ihrer bekannten strengsten Pflichttreue nicht zu den Sitzungen des Herrenhauses kommen — ich glaube, es geschieht dies zum Erstenmale — läßt mich besorgt sein, daß Sie durch Unwohlsein verhindert sind. Ist dem so? Ein mich gütig beruhigendes Wort würde mir eine Sorge benehmen . . .

Die Antwort Grüns ist nicht erhalten. In seinem nächsten Schreiben, das uns vorliegt, Graz, 13. Januar 1875, wiederholt er die Bitte, daß ihm Frankl zur Gewinnung eines passenden Hofmeisters für seinen Sohn behülflich sein möge.

Unsere letzte Wahl für diese Stelle in unserem Hause war nämlich keine ganz glückliche. Wir haben an dem Empfohlenen zwar einen ganz guten Instructor gewonnen, aber leider keinen Hausgenossen, mit welchem der Umgang im engeren Familienkreise ein erfreulicher und harmonischer sein und von dem sein Zögling feinere Manieren und edlere

Verkehrsformen annehmen könnte. Ein die richtige moralische und ästhetische Gränze einhaltendes Vorbild ist gewiß ein wichtiger, ja unerläßlicher Regulator in dem Bildungsgange unserer Jugend, die vielleicht gerade in ihren reinsten und edelsten Elementen zeitweise, mehr als gut ist, zu einer gewissen Ungenirtheit und Rücksichtslosigkeit hinneigt, für welche ich den zutreffenderen, aber derberen Ausdruck nicht gebrauchen will."

Grüns nächster Brief (aus Graz, 8. Februar 1875) beginnt mit der Klage über Unwohlsein:

Ihre freundliche Sendung kam mir eben zu, als ich mich nach einem leidigen Grippenanfalle zum erstenmale wieder aus dem Bette erhoben hatte. Zwölftausend Menschen sollen nach ärztlicher Angabe gleichzeitig in hiesiger Stadt von dem fatalen Gaste heimgesucht gewesen sein. Ich hätte mir's nicht gerade gewünscht, bei dieser Gelegenheit so nachdrücklich an das alte nos numeri sumus etc. gemahnt zu werden. Noch fühle ich mich etwas matt und angegriffen, wie jederzeit nach mehrtägigem Betthüten. Wer hätte es diesem schmeichlerischen, fast frühlinghaften Wetter, dessen wir uns hier seit Wochen erfreuten, angesehen, daß es so heimtückisch perfide Pfeile zu entsenden vermöchte! Für die gütige und werthvolle Sendung meinen besten Dank!

Den beiden Herrn, welche mich durch Ihre gefällige Vermittlung mit schönen poetischen Gaben beehrten und erfreuten, werde ich ehethunlichst direct danken. Nur bitte ich noch vorläufig um die nähere

und genauere Adresse Dranmor's; denn wenn ich Ihr freundliches Beförderungs-Anerbieten auch dankbarst acceptire, muß ich doch den Brief selbst mit der gebührenden tadellosen Überschrift versehen.

Friedmann ist ein bedeutendes Talent, welches allerdings, wie Sie andeuten, mehr glänzend als erwärmend auf den Leser einwirkt. Die Erklärung mag zum Theile in den behandelten Stoffen zu suchen sein; andererseits ist aber doch nicht gering zu veranschlagen, daß eben die Wahl des Stoffes auf das Innigste mit dem dichterischen Gesammt-Charakter zusammenhängt. Ich habe von den beiden in Friedmann's Buche enthaltenen Dichtungen bereits die erste „Merlin"[191]) mit Interesse und Vergnügen gelesen. Zum Vergleiche nahm ich dann Wolfgang Müller's gleichnamiges Gedicht vor, das denselben Stoff mit Anmuth und Eleganz behandelt; aber großartiger und origineller, tiefer und dämonischer hat ihn Friedmann erfaßt und durchgearbeitet . . .

Kennen Sie den Erzieher des jungen Prinzen Hohenlohe, Herrn K. E. Edler? Auch dieser war so freundlich, mir sein „Colorit-Studien"[192]) überschriebenes Buch zukommen zu machen, welches zwei lesenswerthe Novellen enthält, denen man zwar die Schule Stifter-Scheffel abmerkt, die aber

---

[191]) Merlin. Orpheus. Zwei Gesänge. Von Alfred Friedmann. Wien 1874.

[192]) „Coloritstudien." Novellen von Karl Erdman Edler. Wien 1874.

doch zugleich Zeugnis von einem eigenen schönen Talente geben, das zu weiteren Hoffnungen berechtigt . . .

Die Liste der von Ihnen in Vorschlag gebrachten und vom Comité bereits erörterten Inschriften [für das Schiller-Denkmal] behalte ich einstweilen noch zurück, um die ganze Angelegenheit mit Muße und Ruhe erwägen und sodann allenfalls auch noch andere in Vorschlag bringen zu können. Eine schwer zu besiegende Fatalität bei der entscheidenden Wahl liegt gerade in der großen Popularität Schillers und seiner Aussprüche. Was durch seine innere Größe und Wahrheit, durch seine Tiefe und Würde längst zum Gemeingut Aller geworden, trägt eben, weil es so populär und marktläufig, allmählich den Schein einer abgegriffenen Münze, einer banalen Phrase an sich. So wird die größte Verdienstlichkeit zur nicht geringen Schwierigkeit. Wollte man aber ängstlich das Allbekannte meiden und Ungewöhnliches aufsuchen, so wäre wieder die Gefahr des Präciosen und Gesuchten da. Vielleicht hilft uns eine gute Stunde über diese Bedenklichkeiten und Anstände hinüber.

Gegen den 28. August 1876 als Enthüllungstag hätte ich durchaus nichts einzuwenden, obschon die Bedeutung und Mahnung, welche Sie in diesen Umstand legen wollen, vielleicht hie und da einem Einzelnen aufgehen, meines Erachtens aber niemals oder doch nicht so bald ins Volksbewußtsein übergehen dürfte. Sagen wir es ehrlich, nicht um die

literarische Größe und Bedeutung handelt es sich auch bei unserm Schillerdenkmale, sondern um die sittliche, politisch-soziale, patriotische. Schiller ist der Lehrer, Bildner und Erzieher unserer Volksgeneration auf diesem Gebiete; ihn versteht das Volk. Göthe (Sie wissen, wie hoch ich ihn stelle) kann diese Rolle nie bekleiden; das Volk versteht, erfaßt ihn nicht so ganz wie Jenen. Es wird immer mit Ehrfurcht zu ihm nach den Wolken blicken, ihn aber niemals in seine eigene Mitte, in seinen eigenen Lebensmarkt stellen. Ein Werk des Volks will aber unser Denkmal sein.

Frankl gab in seinem Antwortschreiben (Wien, 2. März 1875) einige biographische Notizen über Edler, machte Grün auf die Gedichte von Angelica von Hörmann aufmerksam und schloß:

Mich fesselt jetzt das eben erschienene Werk v. Alfred v. Kremer „Kulturgeschichte des Orients"[193]) I. Band, von dem kein österreichisches Journal spricht. Natürlich! wenn man die diesbezüglichen kritischen Verhältnisse kennt. Seine (Kremers) ebenfalls jetzt erschienenen: „Semitische Kulturelemente aus dem Pflanzen- und Thierreiche" sind ebenfalls sehr interessant. Welchen Lärm würde Preußen mit diesem Hofrathe des auswärtigen Amtes anheben! Oesterreich schweigt, und als Verehrer Richard Wagners ihm gestern zu seinem Konzerte Lorbeer-

[193]) „Kulturgeschichte des Orients unter den Chalifen." I. Band, Von Alfred von Kremer. Wien 1875.

kränze „werfen" wollten, waren keine zu haben, weil die Bäume zu Kränzen für . . . . . entblättert waren. Wörtlich . . .

Es verlautet, daß eine Broschüre unter dem Titel: „Betheiligung der österreichischen Journalistik an den sozialen und politischen Verbrechen der letzten Jahre in Oesterreich" zur Herausgabe bereit sei.

Ihrer gütigen Bestimmung der Inschriften für das Schillerdenkmal entgegen sehend, mit dem freundlichsten Gruße verehrungsvoll

Frankl.

Grün entsprach dem in den Schlußworten ausgesprochenen Wunsche schon am nächsten Tage:

Gratz, 3. März 1875.

Verehrter Freund!

Heute beantworte ich Ihr gefälliges Schreiben vom gestrigen Tage fast im Augenblicke des Empfanges, da es mir sehr darum zu thun ist, die Inschriftenfrage unseres Schillerdenkmals ihrer Lösung etwas näher zu bringen. Da ich vor einigen Tagen zu den Herrenhaussitzungen in Wien war, wollte ich die Angelegenheit mit Ihnen des Weiteren mündlich erörtern; leider hatte ich mir in der grimmigen Kälte auf der Reise und auch in dem frostigen Hotelzimmer ein Unwohlsein zugezogen, das mich nach überstandenen Sitzungen zur unverzüglichen Heimkehr veranlaßte und nicht mehr die Zeit zu einem Besuche bei Ihnen vergönnte. Obschon ich in Bälde wieder dahin kommen dürfte,

so will ich doch nicht weiter verzögern, was sich in Wesenheit schon heute abthun läßt.

Meine Ansichten bezüglich der Inschriftenwahl stimmen zu meinem Bedauern mit jenen des Comités, wie ich dieselben aus Ihren Mittheilungen kennen lernte, in so ferne nicht überein, als mir, je mehr ich die Sache überdenke, sogar zwei Zeilen (seien es nun Reimzeilen oder Distichen ohne Reim) zu viel sind und ich an Schillers Denkmal kein nicht von ihm selbst herrührendes Wort (selbst Göthe's nicht) für zulässig halten möchte. Nach meinem Gefühl soll Schiller selbst sprechen, einen kurzen Satz, sei es eine erhabene Wahrheit oder ein ergreifender Gefühlsausbruch, knapp, präcis, echt lapidarisch. Ich habe, um so etwas zu finden, den ganzen Schiller neuerdings durchgeblättert und für die eine Seite eine mir sehr passende Stelle allerdings gefunden. Aber die zweite Seite macht mir noch Schwierigkeiten; denn ich möchte zwischen beiden doch eine gewisse Übereinstimmung z. B., daß wenn der Dichter auf der einen Seite den Beschauer anspricht, dies auch auf der andren Seite der Fall sei; ebenso auch wenn er selbst als der Angesprochene erscheint, oder wenn Worte seines Selbstgesprächs angeführt werden wollen. Keineswegs aber möchte ich, das der Sinn und formelle Zusammenhang sich von der einen zur andern Seite hinüber- und fortspinne; denn da könnte es Einem leicht passiren, wie Heine's Engländer am Monumente Kaiser Maxens in Innsbruck, daß er auf der unrechten Seite anfinge u. s. w.

Die eine Seite würde meines Erachtens trefflich mit der ersten Zeile Ihrer Nummer 16 versorgt sein:

„Mein unermeßlich Reich ist der Gedanke"

vielleicht könnte man den folgenden Vers (mit Hinweglassung des verbindenden „und") dann auf der zweiten Seite anbringen:

„— mein geflügelt Werkzeug ist das Wort."

Einmal dachte ich in ehrlicher Naivetät, an die zweite Schriftfläche könnte man bedeutungsvoll das vielbekannte:

„Seid umschlungen, Millionen!"

setzen; aber nach O . . .'s Proceß verging mir diese edle Unbefangenheit. Auch das

„Seid einig, einig!"

kam mir in patriotischer Anwandlung einmal in den Sinn, aber ich ließ es wieder fallen, denn ich möchte nicht einmal diese Einigkeit mit Polaken, Raizen, Kurutzen, Sereschanern u. s. w.

Doch ich breche ab, denn Alles, was ich mir sonst notirte, gefällt und paßt mir nachträglich eben so wenig, als das Vorstehende. Am geeignetsten schienen mir noch die beiden zuerst angeführten Stellen. Sie schienen mir gerade für ein oesterreichisches und speziell Wiener Denkmal Schiller's, als mahnenden Vertreter des Gedanken-Kultus, des Idealen, besonders geeignet. Doch muß ich es Ihnen und den anderen verehrten Comté-Mitgliedern bescheidentlichst anheimgeben, bei einer Durchforschung der Schiller'schen Schriften vielleicht

einen glücklicheren Fund zu machen, den ich neidlos begrüßen und willkommen heißen will. Nur bitte ich, nur Schiller selbst sprechen zu lassen.

Alfred v. Kremer's „Kulturgeschichte des Orients" I. Bd. ist mir bekannt, da ich es selbst besitze und einzelne Parthien dieses stoff- und inhaltreichen Buches bereits mit größtem Interesse gelesen habe.

Mich in Ihre freundliche Erinnerung empfehlend mit den wärmsten Grüßen

Ihr aufrichtig ergebener

Ant. Auersperg.

Das Denkmal-Comité konnte sich mit Grüns Vorschlag für die Inschrift:

Mein unermeßlich Reich ist der Gedanke
Mein geflügelt Werkzeug ist das Wort

nicht befreunden und beschloß, von Professor Schilling einen Vorschlag zu erbitten. Grün erwiderte, als ihm Frankl dies mittheilte, aus Graz, 7. April 1875:

Jeder dieser Sätze giebt auch für sich allein einen selbstständigen Sinn und enthält einen tüchtigen Gedankenbrocken, an dem der Leser zu kauen und zu verdauen hat; jeder für sich ist ein für den großen Ideenherold, ebenso wie für unser Volk, für Ort und Zeit unseres Denkmals charakteristisches Denk-, Mahn- und Wahrwort ... Was die Einwendung des durch die Weglassung des „Und" gestörten Rythmus betrifft, indem nämlich der zweite Vers dadurch aus einem jambischen, wie der erste ist, zu einem trochäischen wird, so möchte ich nur darauf aufmerksam machen, daß die Macht und

Nachwirkung des metrischen Tonfalles des einen Wortes in dem einfachen, gewöhnlichen Leser wohl nicht so lange haften bleibt, bis er den Weg um das ganze Denkmal zurückgelegt hat und bei dem zweiten Verse auf der andren Seitenfläche angelangt ist. Der sachkundige Leser aber wird feines Verständnis genug besitzen, den Grund, weßhalb das „Und“ wegblieb, zu errathen. Um treu zu citiren, könnte dieser Wegfall mit * * oder — — angedeutet werden. Durch die Trennung aber werden die beiden Sätze, was sie verbunden nicht sind, Kernsprüche in echtem, lapidarischen Stile, (mein Hauptgrund dafür). Dixi et salvavi etc. Wenn aber die Herrn des Comités es vorziehen, den Stein zu einer Art „Sammlung deutscher Beispiele“ oder einer Chrestomathie aus Schiller zu machen, so habe ich mich ihrem besseren Ermessen selbstverständlich zu fügen. Kommen dann beide obzitirten Verse auf die eine Seite (in welchem Falle das „Und“ natürlich beizubehalten wäre), dann handelt es sich noch darum, für die andere Seite (mit Beachtung der gebotenen geistigen und räumlichen Symetrie) gleichfalls zwei entsprechende Verse zu finden. Ob sich genügender Raum dafür finden werde und die Buchstaben der Inschrift nicht etwas zu klein gerathen müßten, ist eine weitere Frage. Vielleicht trifft eine Andeutung Professor Schilling's das Richtigste und gewiß wird es gut sein, sein Gutachten sowohl über diese, als auch über die andern noch schwebenden Fragen einzuholen.

In seinem nächsten Schreiben (Wien, 1. Mai 1875) bat Frankl in seiner Eigenschaft als Vorstands-Mitglied des Wiener Zweigvereins der Schillerstiftung den Freund um Mithilfe bei einem guten Werke. Ein Tiroler Dichter habe Frankl mitgeteilt, daß die Witwe Hermann von Gilms, auf die überaus kärgliche Pension von jährlich 500 fl. Ö. W. angewiesen, in schlimme Not geraten. Der Wiener Vorstand wolle sich nun an die Hauptstiftung mit dem Antrag wenden, der Witwe ein dauerndes Jahresgehalt aus den Mitteln der Schillerstiftung zuzuwenden und bitte Grün, das Gesuch unterstützen zu wollen. Frankl schloß:

> Eine gleiche, aber geistige Wohlthat würde geübt, wenn die bis auf wenige Exemplare zusammengeschmolzene Auflage von Gilm's Gedichten[194]) erneuert würde. Gerold druckte dieselbe, weil eine große Anzahl von Pränumeranten (ich selbst konnte seiner Zeit etwa ein Viertel Hundert aufbringen) gesichert war. Eine neue Auflage brächte den Hinterbliebenen, wenn auch bei den jetzigen Verhältnissen sehr bescheidenen Vortheil, aber dem Dichter selbst weitaus größeren, wenn eine kundige Hand die Sammlung redigieren, Manches auslassen vor Allem aber durch vieles Treffliche ergänzen wollte, was eine subjektive Anschauung des Herausgebers unverzeihlich unterdrücken zu müssen glaubte.

[194]) „Gedichte" von Gilm. 2 Bde. Wien, Gerold 1864 bis 1865. Eine Volksausgabe (Leipzig 1874) enthält auch seine Jesuitenlieder.

Ich meine nämlich jene Gedichte, die in den Jahren 1846 u. 1847 handschriftlich durch Tyrol gingen, und an denen sich viele Geister stählten und erfreuten. Ich möchte sie, den ciceronianischen Titel adoptirend „In Jesuitum" überschreiben. Sie wirkten, vor der Censur verborgen, wie Feuer unter Wasser brennt.

Don Alfonso's Domfahrt, wenn sie nicht so entsetzlich aufregende und leider auch blutige Folgen hätte, gäbe eine Satyre, bei welcher allerdings die feudalen Altherrn in Prag, die an ihn eine Beileidsadresse beschlossen haben und ihn nach Prag laden, eine humoristische Rolle spielen müßten. Oft bei Anlässen thut es mir leid, daß der beste Geißler für solche Geschehnisse Heinrich Heine gestorben ist.[195])

Der 9. Mai ist für die Schlußsteinlegung unseres Schillerdenkmals bestimmt ... Nach dem 9. Mai werde ich die Ehre haben, Ihnen wieder getreulich zu referiren.

[195]) Don Alfonso von Bourbon kämpfte an der Seite seines Bruders, des Prätendenten Don Karlos, in Spanien, trennte sich jedoch später von ihm und nahm in Graz Aufenthalt. Gegen ihn und seine Gattin „Donna Blanca" (sie hieß in Wahrheit Maria) wurde die Beschuldigung erhoben, daß sie an den karlistischen Greueln in Cuenca Anteil gehabt hätten. Das hatte gegen ihre Niederlassung in Graz in der dortigen Bevölkerung eine Mißstimmung erzeugt, die zu mehrtägigen ernsten Unruhen insbesondere unter der Studentenschaft führte, als diese Stimmung mit Ostentation nicht berücksichtigt wurde (Neue freie Presse 1875 Nr. 3835, 3836, 3837).

In seinem Antwortschreiben — Graz, 2. Mai 1875 — erklärte sich Grün zu dem gewünschten Fürwort beim Hauptvorstand der Schiller-Stiftung bereit, bestätigte auf Grund ihm zugegangener Mitteilungen die Notlage der Witwe Gilm's und fuhr fort:

Gilm's rein dichterische Verdienste und die darauf zu begründenden Ansprüche der Witwe wird der Vorstand der Hauptstiftung gewiß eben so wenig verkennen wie wir, obgleich Gilm's Hauptverdienst, ein früher Verkündiger der die Welt bewegenden Ideen gewesen zu sein, sich in einem engeren und mehr lokal-oesterreichischen Rahmen manifestirte, aber doch jetzt durch den weithin entbrannten Kulturkampf auch den entfernter Stehenden nahegerückt wird.

Um das Andenken Gilm's würde sich ein mit Kritik und Geschmack begabter Herausgeber einer neuen sorgsam ausgewählten Auflage seiner Gedichte unter Aufnahme der bisher davon ausgeschlossen gewesenen Stücke in dieselbe ein schönes Verdienst erwerben. Der frühere Herausgeber war einestheils zu wenig, anderntheils wieder zu sehr ängstlich. Während er, aus einer irregeleiteten Pietät vielleicht, viel sehr Unbedeutendes und Alltägliches aufnahm, unterdrückte er die vortrefflichen Antijesuitica, von denen übrigens einige köstliche Proben in dem Volkskalender des Liberal-politischen Vereines zu Linz abgedruckt zu finden sind. Das Beste aus den früheren zwei Bänden und das noch ungedruckte Trefflichste fände sehr guten Raum in Einem Bande,

der eine Zierde und Erquickung in jeder Bibliothek, ein schönerer und dauernder Ruhmeskranz auf dem Grabsteine des edlen Dichters werden müßte. Fielen dabei noch einige Körnlein Manna für die Erben ab, um so besser!

Gratz ist wieder beruhigt und krawallfrei seit zwei Tagen. Die intelligenteren Kreise sind nur einigermaßen beunruhigt durch des Ministers Stremayr Drohung, bei dem geringsten Anlaß die Universität sperren zu wollen. Ein guter Genius bewahre das Ministerium, das einen Namen trägt, welcher auch der meinige ist, vor einem Schritte von solcher Bedeutung und Nachwirkung! Aber es wehen in gewissen Regionen wieder Lüfte, die mir gar nicht gefallen wollen. Es giebt verhängnisvolle geistige Epidemien, die nur in bestimmten Höhegraden grassiren, deren sich aber, leider, sonst so gut und gesund organisirte Naturen, wenn sie in jene Luftregion gelangen, nicht zu erwehren vermögen.

In einem spätern Briefe — Graz, 21. Juni 1875 — äußerte sich Grün über die ihm mitgeteilten Vorschläge Schillings zu den Inschriften für das Schiller-Denkmal:

Die viel besprochenen Inschriftenverse betreffend kennen Sie bereits genügend meinen Vorschlag und dessen Motive, zugleich aber auch meine bereitwillige Unterordnung unter die Beschlüsse des Comités. Es wäre zu rathen, das Comité noch einmal zu einer Sitzung zu berufen und bei der Einladung zugleich die wichtige Tagesordnung, nämlich daß es

sich um das Definitivum der Inschriftenwahl handle, ausdrücklich zu betonen ... Schilling's Vorschläge sind schön und geistvoll gedacht, sie gehen aus einer weihevollen Künstlerseele hervor und gelten in erster Linie dem Dichter und Denker. Mein Vorschlag möchte diesen beiden Momenten noch den großen Weltbürger beigesellen, denn mir scheint — vielleicht von einseitigem Standpunkte — die Bedeutung eines Schillerdenkmals in Oesterreich allerdings auch eine literarisch-künstlerische, aber doch vorwiegend eine politisch-patriotische, nationale, darum der Werth, den ich auf die markirte Betonung des Reiches, des Gedankens, und des Werkzeuges, des Wortes, lege ... Aber wie gesagt, wozu sich das Comité nach reiflicher Erwägung aller vorliegenden Vorschläge entschließt, dem füge und beuge ich mich gerne und achtungsvoll ...

Ein Schreiben Grüns aus Thurn am Hart, 17. November 1875, dankt Frankl zunächst für die Übersendung seiner Balladen-Sammlung „Tragische Könige"[196]) und fährt dann fort:

Mit aufrichtigen Glückwünschen und fast mit einigem Neide, wenn dieser unter alten Freunden zulässig wäre, möchte ich die rüstige Produktivität begrüßen, von welcher diese neuen Schöpfungen wieder ein sprechendes Zeugnis geben. Dieses wiegt für Jeden um so schwerer, welcher Ihr so vielfaches erfolgreiches Wirken zu kennen in der Lage ist.

---

[196]) „Tragische Könige" Epische Gesänge von Ludwig August Frankl. Wien 1876.

Vom großen Interesse war mir Alles, was Sie mir über den Fortgang unserer Schiller-Denkmals-Angelegenheit mitzutheilen die Güte hatten .... Was Sie über die etwas kärgliche und sparsame Betheiligung der auswärtigen Fürsten sagen, möchte ich nicht bedingungslos unterschreiben, ... Auch würde durch eine größere auswärtige und fürstliche Betheiligung eben jener Charakter des Werkes, der mir dieses so werth und bedeutungsvoll macht, zum Theile verwischt werden, nämlich der Charakter eines durchaus volksthümlichen, aus den Mitteln und dem Geiste des oesterreichischen Volkes hervorgegangenen Kunstwerkes.

Sie sind so freundlich, sich um mein und der Meinigen Befinden zu erkundigen. Im großen Ganzen kann ich nur Befriedigendes melden. Die Gesundheit meiner Frau geht mit zwar langsamen, aber unläugbaren Schritten der gänzlichen Genesung entgegen. Unser Sohn streckt sich zusehends in die Höhe, studirt fleißig, reitet und jagt aber noch fleißiger in seinen freien Stunden. Nur mit mir selbst bin ich weniger zufrieden. Der Jahre Last drückt mich sowohl auf dem Rücken, als auch unter dem Hute, d. h. ich bemerke, eben nicht zu meiner Freude, die allmähliche Abnahme der physischen, wie geistigen Kraft. Was ist zu thun? Sich zu fügen und mit Grillparzer zu sagen: Sei's!"

Frankl erwiderte: (Wien, 26. November 1875) u. a.:

... Es ist eigenthümlich, daß Sie in Ihrem letzten Schreiben, wenn ich mich recht erinnere, zum

Erstenmale Klage über Ihr Alter — das Sie nebenbei gesagt durch frische Gesundheit und lebendige schöpferische Kraft verleumden — führen, und daß fast in demselben Momente ich Ihnen von einer Thatsache zu berichten habe, welche mit Ihrem am 11. April 1876 eintretenden 70. Geburtstage zusammenhängt.

Die „Concordia"[197]) hat nämlich beschlossen, denselben durch Prägung einer Medaille auf Anast. Grün zu feiern. Bereits legt der akad. Prof. Radnitzky Entwürfe für die Reversseite vor, die den Dichter symbolisiren werden, die Aversseite wird selbstverständlich der Kopf schmücken.

Die „Concordia" würde am Liebsten die Angelegenheit, die ihr eine weihevolle ist, als eine Überraschung behandelt haben; da sie aber nicht voraussetzen kann, daß ihr Beschluß von den Zeitungen verschwiegen werden wird, so beehrte sie mich mit dem Auftrage, Sie davon in Kenntnis zu setzen und zu bitten, daß Sie bei Ihrer nächsten Hierherkunft es gütigst mit in Ihre Zeitberechnung aufnehmen, dem Künstler etwa an drei Tagen je eine Stunde zu sitzen.

Und so hat die Furcht vor dem Ausplaudern der Zeitungen jedenfalls das Gute, ein Bild nach dem Leben zu gewinnen, während der Künstler sonst auf Büsten und Photographien, die kein

---

[197]) Der Wiener Journalisten- und Schriftsteller-Verein. Die Anregung zu dem Beschlusse war von Frankl ausgegangen.

sicheres Gelingen für die Ähnlichkeit bieten, angewiesen gewesen wäre.

Wenn Sie ein Bild in Öhl oder Wasserfarben aus Ihrer Jugendzeit von sich besitzen, so wäre das sehr wünschenswerth, um unbeschadet des jetzigen Ausdruckes Ihres Kopfes doch der Jugend ihr Recht widerfahren zu lassen.

So trefflich Göthe's Statuette von Rauch mit den Händen auf dem Rücken im langen Gehrock ist, das deutsche Volk liebt mehr die Büste, die ihn als den Olympier darstellt; ebenso mehr die Schiller's von Dannecker als von späteren Meistern und selbst unser Schillerdenkmal in Wien wird ihn jung bewundern lassen.

Das ist übrigens meine völlig subjektive Anschauung. Wenn Sie dieselbe theilen, so bitte ich mir die Bilder aus Ihrer Jugendzeit anvertrauen zu wollen. Wir bürgen Ihnen für die sorgfältigste Behandlung derselben, um sie Ihnen unverletzt wieder zurückzustellen . . .

Hier Grüns Antwort (Graz, 29. November 1875):

. . . Ich fühle mich über Verdienst geehrt und beglückt und für die gütigen Absichten der „Concordia" zu dem wärmsten und innigsten Danke aus tiefgerührtem Herzen verbunden. Sie sind wohl so freundlich, diese Gefühle betreffenden Ortes zur geneigten Kenntnis zu bringen. Aber auch eine inständige Bitte habe ich beizufügen. Wenn die hochverehrte Concordia mich zu noch größerem Danke verpflichten will, so möge sie, ich bitte

darum, den 11. April 1876, in so weit dieser mich betrifft, gänzlich ignoriren. Ich ging mein Lebtag am liebsten ganz unbeachtet meiner Wege und möchte auch an jenem Tage dessen karthäuserisches Memento in aller Stille und Zurückgezogenheit für mich allein sprechen. Ein solcher Lebensabschnitt enthält für Jeden, der ihn erreicht, einen herben, tiefernsten Kern, welcher sich mit Festblumen nicht verdecken läßt. In Wahrheit könnte ich an solchen Blumen, welche das Wohlwollen nachsichtiger Kollegen mir vielleicht zudachte, in der Richtung, daß ich dieselben unverdient erhielte, keine rechte Herzensfreude haben; denn ich weiß gar wohl, wie weit mein Thun und Können hinter meinem Wollen zurückgeblieben ist. Keinesfalls gehöre ich zu jenen Männern, auf welche man Medaillen prägt und zu deren Größe auch ich mit Achtung hinaufschaue. Darum bitte ich dringend, mich in Betreff der projektirten Medaille freundlichst zu dispensiren. Ich weiß zwar, daß es mir nicht zusteht, gegen die Beschlüsse der Gesellschafts-Vertretung Einsprache erheben zu wollen, und am allerwenigsten möchte ich so großes Wohlwollen mit einer Art scheinbaren Undankes erwidern; andererseits aber mögen die verehrten Mitglieder der Concordia es mir nicht verargen, wenn ich in richtiger Selbstprüfung keinerlei Grund zu der mir zugedachten Auszeichnung zu finden vermag und demgemäß zwar mit dankerfülltem Herzen, aber einem mächtigen und, wie ich glaube, richtigen Gefühle folgend, mich jeder

persönlichen Mitwirkung zu dem erwähnten Zwecke enthalten muß.

Das nächste Schreiben Grüns — Graz, 2. Dezember 1875 — kommt auf die Frage der Inschriften für das Schiller-Denkmal zurück:

Da mein Vorschlag, wie ich denselben ursprünglich gestellt und motivirt hatte, keine Aussicht hat, durchzudringen, so accomodire ich mich hiermit gerne dem Vorschlage des Prof. Schilling. Ich finde in dieser Variante doch das Wesentliche meiner eigenen Anschauungen wiedergegeben. Damit aber kein Mißverständnis obwalte, fasse ich die Hauptsache in Folgendem zusammen.

An der Stirnseite des Monumentes ganz allein der Name:

Schiller.

Rechts davon auf dem Seitenfelde:

„Mein unermeßlich Reich ist der Gedanke,
Und mein geflügelt Werkzeug ist das Wort."

Auf dem linksseitigen Felde:

„Was wir als Schönheit hier empfunden,
Wird einst als Wahrheit uns entgegengehn."

oder eventuell statt des Letzteren:

„Nur durch das Morgenroth des Schönen
Drangst Du in der Erkenntnis Land."

Die hier vorgeschlagenen Verse haben auch die rhytmische Ruhe, welche zu einem Steinmonumente paßt. Dazu sind wohl Jamben oder Trochäen geeigneter, als die hopsenden Pentameter und Hexameter. Und darum möchte ich das von Ihnen vor-

geschlagene Distichon, so passend es nach seinem Inhalte wäre, nicht befürworten.

Auf Grüns Bedenken betreffs der Medaille erwiderte Frankl (Wien, 6. Dezember 1875), er begreife vollkommen, daß Grün seine persönliche Mitwirkung hierbei ablehne; er wolle nun selbst für die nötigen Vorlagen Sorge tragen:

> Ich werde demnach jene Profil-Photographie, die Sie zu einem ähnlichen Zwecke auf meine Bitte vor mehreren Jahren mir zur Verfügung gestellt haben, Herrn Prof. Radnitzky, mit dem der Vertrag abgeschlossen ist und der bereits mit einem Entwurfe für die Reversseite beschäftigt ist, übergeben. Ihre Büste, die ein junger Mann vor mehreren Jahren angefertigt hat, ist dem Professor leicht zugänglich, da der talentvolle Künstler sein Schüler war. Und so wird hoffentlich die Ähnlichkeit gelingen, da es doch dem Künstler freisteht, den Sitzungen im Herrenhause von der Gallerie aus anzuwohnen, und so, ohne Ihr Zuthun, ohne Ihr Wissen, charakteristische Züge zu erschauen.
>
> Ihre Ansicht, daß Sie „keinesfalls zu jenen Männern, auf welche man Medaillen prägt, zählen," kann ich durchaus nicht theilen und würde derselben, wenn sie bekannt wäre, von jedem deutschen und für Poesie fühlenden Herzen widersprochen werden. Der Gedanke, daß nur Sie allein keine Ahnung davon in Ihrem Bewußtsein hätten, wäre geradezu zu beklagen für Ihr Glück. Wer auf eine so glorreiche Dichter-Laufbahn, auf seine im Dienste der

Kultur und Freiheit stehende politische, erfolgreiche Thätigkeit zurückblicken kann, der ist ein Glücklicher. Und auf solche Männer werden nicht allein Medaillen geprägt, es werden ihnen Statuen gesetzt und — mögen Sie zum Stolze, zur Freude des Vaterlandes und aller derer, die Sie persönlich ehren und lieben, noch lange leben — eine solche wird Ihnen dereinst werden.

Mit diesem festen Glauben schließe ich diese Zeilen. Ihr

Frankl.

Frankls Zusicherung hat sich erfüllt, er selbst hat nach Grüns Tode die Anregung gegeben,[198]) dem „oesterreichischen Dioskurenpaar", Lenau und Grün, Denkmäler zu setzen. Frankl hat als Vorsitzender des Comités die würdige Durchführung bewirkt. Die beiden Hermen stehen auf dem Schillerplatz. Auch in Graz und Laibach erinnern öffentliche Denkzeichen an Grün.

Aus Grüns Dankschreiben auf Frankls Glückwunsch zu Neujahr 1876 sei folgende Stelle wiedergegeben:

Was mich betrifft, so trete ich gerade dieses Jahr mit einem schweren und schmerzlichen Vorgefühle an. Doch enthalte ich mich aller weiteren Expectorationen, um nicht auch meinerseits dem boshaften Dictum Lasser's zu verfallen: „Freund S. habe in seiner letzten Rede dargethan, daß man mit

[198]) „Neue freie Presse", Nr. 4340 vom 24. September 1876.

60 Jahren ein alter Mann, mit 70 aber ein altes Weib werde. —

Frankls nächster Brief (11. Januar 1876) giebt eine Anschauung von den materiellen Schwierigkeiten, mit denen das Komitee zu ringen hatte:

.... Unser Cassastand ist nun folgender: Sämmtliche noch zu zahlenden Beträge an Schilling, die Erzgießerei, für Unterbau und Sockel (39000 fl.) die Auslage für die Medaille (1000 fl.) sind vollständig gedeckt und verbleibt uns noch ein Rest von 3000 fl. für die Enthüllungskosten und sonstige kleine Auslagen ...

Summa summarum wird das Monument, wenn es enthüllt da steht, 100 000 fl. gekostet haben. 100 000 fl. plus neunjähriger unabläßiger, hingebendster, selbstlosester Arbeit von einer kleinen Gruppe des dreißigköpfigen Comités, das selbst den Akt der Grundsteinlegung nicht der Mühe werth fand, zu erscheinen.

Es war, wir müssen es uns eingestehen, eine Zangengeburt, das oben genannte Kapital zusammenzubringen, und wahrlich kein vergnüglich Geschäft, dabei die Dienste des Accoucheurs zu versehen.

Es drängt sich aber noch eine Betrachtung auf, wie wenig Beträge auf den schönen und eindringlichen Aufruf uns zugekommen sind; ich meine spontan, im Ganzen vielleicht 2000 fl. Die übrige Summe mußte durch Theatervorstellungen, Konzerte „ergaukelt", durch tausend und tausend Briefe,

Besuche „erpreßt“, durch eine Lotterie „erschwindelt“ werden.

Die Begeisterung für den Dichter, selbst wenn es ein Schiller ist, wird kühl, wenn sie sich durch einige Gulden und Kreuzer manifestiren soll.

Und ist denn Schiller in den deutsch-oesterreichischen Landen wirklich, wie es heißt, bis in die untersten Schichten des Volkes gedrungen? Ich lebe seit zwölf Jahren jedesmal zwei Monate in Tyrol, Steiermark, Krain, Ober- und Niederoesterreich, ich verkehre da viel mit Geistlichen, Schullehrern u. s. w., noch nicht einmal fand ich bei Einem die Werke, welche Dank dem Grazer Nachdruck nur 5 fl. gekostet haben, oder auch nur irgend Eines seiner Dramen oder seiner Gedichte. Ich fürchte, daß Schiller erst durch unsere Monument-Agitazion in Kreisen die Aufmerksamkeit erregte, wo sein Wort bis dahin nicht geklungen hat.

Und selbst unter den Künstlern? Ich will dem übrigens namhaften Bildhauer nicht die Schmach anthun und ihn nennen; er kam zu mir und theilte mir mit, er wollte für das Denkmal mitkonkurriren, ich möchte ihm „gefälligst“ nur angeben, was er machen solle? Er habe nur Einmal die „Jungfrau von Orleans“ aufführen sehen und von den Gedichten sei ihm nur die „Glocke“ bekannt.

Nach diesem Allgemeinen sei mir nur noch die subjektive Anschauung auszusprechen gestattet, ob ich selbst berechtigt war, dem Unternehmen einen neunjährigen Aufwand von Zeit, Kraft und, ich

darf es sagen, von praktischem Talente widmen zu dürfen?

„Den schlechten Mann muß man verachten,
Der nicht bedenkt, was er vollbringt.“

Gewiß ist, daß ich der größte Kontribuent für das Zustandekommen des Werkes gewesen bin.

Ich spreche mir die Berechtigung hierzu völlig ab ....

Die Schwierigkeiten waren damit noch lange nicht zu Ende. Vor Allem stellte es sich nun heraus, daß das schiefe Terrain des Schillerplatzes die Einfügung einer Granitstufe unter das Denkmal nötig mache; ferner aber wollte die Inschriften-Frage noch immer nicht zur Ruhe kommen. Die seit mehr als Jahresfrist erwogene Angelegenheit hatte, wie man weiß, folgende Phasen durchlaufen. Nachdem das Komitee sich für keinen der eingebrachten Vorschläge hatte entscheiden können, war Grün zu einem solchen aufgefordert worden. Derselbe teilte das Loos seiner Vorgänger; er wurde verworfen. Nun beschloß das Comité Schillings Vorschlag einzuholen; Grün schloß sich dem Bildhauer an; das Resultat war gleichwohl dasselbe, obwohl Grün der betreffenden Sitzung (im Dezember 1875) persönlich präsidierte. Um nun endlich zu einer Entscheidung zu gelangen, wurde in der nämlichen Sitzung der Antrag gestellt, Grüns ersten Vorschlag zu acceptieren, und der Antrag wurde angenommen. Damit schien die Angelegenheit endlich erledigt; daß sie es nicht war, und welche Wendung

sie nun nahm, mag der folgende Brief Frankls vom 17. Februar 1876 berichten:

Je mehr ich mir dessen bewußt bin, wie unangenehm die sich immer erneuernden Schwierigkeiten des Schiller-Monumentes sind, darf ich sie Ihnen, damit Sie in genauer Kenntnis der Sachlage bleiben, nicht vorenthalten.

Endlich sandte Schilling nach zweimal wiederholter Bitte das von ihm erbetene Exposé zur Zeichnung des Schillerplatzes, ein zwei Oktav-Seiten starkes Elaborat, zu welchem er nur sechs Wochen verwendete. Es enthält aber eine um so stärkere und leider unabweisliche Forderung, nämlich es muß, um das Terrain mit seinen unglücklichen beiden Neigungen zu maskiren, unter unsere schwedischen Granitstufen noch eine 2′ hohe Stufe von ungeschliffenem Granit gestellt werden, was nach oberflächlicher Berechnung die unerwartete Mehrauslage von wenigstens 2500 fl. in Anspruch nehmen wird.

Wie sollen nun die wieder hereingebracht werden? Ich schäme mich schon weiter zu betteln und werde in dieser Richtung nicht mehr die Hand rühren. Ich erkenne den geistigen Verlust vollkommen, aber ich denke zu beantragen, die für die Enthüllungsfeier reservirten 2000 fl. für die Stufe zu verwenden und in der Nacht vom 9. auf den 10. November d. J. einfach die Hülle fallen zu lassen, damit das Denkmal, ohne Sang und Klang, des Morgens dastehe. Sollten die

2000 fl. noch nicht ausreichen — und wer weiß, welche Aufzahlungen noch kommen werden — so liegt es in unserer Macht, die Medaille aufzugeben.

Es ist eine wahre Zangengeburt, dieses Schillerdenkmal. Und wie sind wir in diese Kalamität hineingerathen? Die Fachmänner erklärten bestimmt, das Schilling'sche Projekt werde nicht mehr als 60 000 fl. kosten und nun sind es 99 000 fl. Wir hätten schärfer rechnen und demnach nur ein einfacheres Denkmal bestimmen sollen. Jetzt wird es freilich eine prächtige, neungestaltige, überlebensgroße Gruppe sein, der man die Arbeit, die Sorge, den Verdruß nicht ansehen wird, die sie veranlaßt hat.

Dabei frage ich mich selbst, verzeihen Sie, hochverehrter Freund! diese subjektive Einmischung, hatte ich das Recht, neun Jahre meines Lebens einer, wenn noch so idealen Sache zu widmen? Hätte ich so viele Zeit, Kraft und ich darf sagen praktisches Talent meiner Familie, der ich kein Vermögen zu hinterlassen haben werde, verwendet, so hätte ich mit Ruhe die Augen schließen können. Nun dürften Sie sagen, warum ich, da ich doch gesunden Verstand besitze, so Schädigendes unternommen habe? Ich dachte mir die Arbeit in längstens zwei Jahren vollendet, da für eine einfache Statue nicht schwer höchstens 20 000 fl. aufzubringen waren.

Sie kennen den Zustand der Krankheit, wenn

man sich auf hoher See befindet — aber man kann nicht aussteigen. Mir ist moralisch übel, aber ich bin auf hoher See des Unternehmens, bin ein Knecht der von mir selbst angeregten Idee, und ich werde sie getreulich bis zum letzten Momente durchführen helfen; treu und wenn auch sehr müde.

Doch ist es nicht allein das neue, an uns herantretende Postulat, was mir einen Wehschrei entlockt. Ich schrieb für Sonntag den 13. d. eine Sitzung aus mit dem rot unterstrichenen Passus: „Wir rechnen sicher auf Ihr gefälliges Kommen," weil Wichtiges zu besprechen war, namentlich die Inschrift noch vorgelegt werden mußte.

Kamen, nachdem ein volles Jahr keine Vollrathsitzung war, von dreißig Mitgliedern wirklich deren zwölf . . . .

Und was thaten die zwölf, die zur Sitzung kamen? Sie verwarfen die Zweitheilung der unter Ihrem Vorsitze beschlossenen Worte: „Mein unermeßlich Reich u. s. w." Es verwarfen sie selbst Einige, die früher für die Zweitheilung gestimmt haben.

Ich sende Ihnen die diesfällige Zuschrift an Prof. Schilling, weil sie Ihnen am Besten klar macht, was das Comité jetzt will . . . .

Ich bat die Herren, für die nächste, auf den 27. d. M. anberaumte Sitzung Vorschläge mitzubringen. Ich werde wieder alle Herrn einladen, noch dringender . . . .

Es ist dies kein heiterer Brief, am wenigsten im Fasching, aber wem sonst sollte man, allerdings egoistisch genug, seine Bedrängnis klagen, wenn nicht einem theilnehmenden Freunde. Noch Einmal, verzeihen Sie!

Grün nahm die Nachricht schweigend auf; Frankl aber, der in dieser, wie in jeder anderen Frage treulich Schulter an Schulter mit ihm gekämpft, hatte die Pflicht, dem Freunde am 29. Februar 1876 den verblüffenden Ausgang der kuriosen Angelegenheit zu melden:

Die Inschriftenfrage für das Schillermonument ist in der letzten, am 27. d. abgehaltenen Sitzung in eine überraschend neue Phase getreten. Gestatten Sie, daß ich Ihnen pflichtgemäß über dieselbe berichte.

Die anwesenden Mitglieder des Comités konnten sich nicht, bei aller Hochachtung Ihres Votums, für die Weglassung des nunmehr verhängnisvollen „Und" entschließen. Die Anbringung der beiden Verse auf Einer Seite scheint Schilling, der uns darüber schrieb, unzulässig, weil sie umbrochen werden müßten und dadurch den Raum von vier Zeilen einnehmen würden, der für solche entschieden zu klein ist, und würde, wenn die Zeilen nicht umbrochen werden, die Schrift zu klein, ja, nach einer eingesendeten diesfälligen Probe fast unleserlich sein.

Da beantragte Herr Prof. Tomaschek, die ohnehin kleinen Flächen ohne jede Inschrift zu

lassen, schon darum, weil das Monument keiner Erklärung bedürfe.

Prof. v. Lützow erinnerte, daß der Künstler schon bei seinem Entwurfe an eine Inschrift gedacht haben mochte und diese demnach als etwas mit dem Monumente Organisches komponirt habe; er hätte sonst gewiß die Flächen arabeskenhaft verziert.

Ober-Baurath v. Ferstel sprach sich aus technischen und künstlerischen Rücksichten entschieden gegen die Inschrift aus. Ihm schlossen sich — wohl auch, weil man an ebenbürtigen Worten verzweifelte — die meisten Herren des Comités an und vollends Alle, wenn Schilling selbst zustimmen sollte. Wenn dies nicht der Fall wäre, wäre lieber überhaupt von Versen abzusehen und allenfalls irgend einer Widmung in lapidarischer Prosa nachzudenken.

Doch ich lege das Protokoll bei und die nach demselben gefaßte Zuschrift an Schilling, damit Sie genau informirt seien, und erst, wenn Sie Ihre Meinung gütig ausgesprochen haben, werde ich den Brief abgehen lassen.

Sind Sie mit dem Beschlusse des Comités einverstanden, das ihn wie eine Erlösung von Sorge und nunmehr bald ein und einhalbjähriger Debatte betrachtete, so wird das sehr erwünscht sein; wo nicht, so möchte ich doch Ihr Votum als ein separates dem Briefe beischließen.

Es war kein Faschingsonntags-Vergnügen,

diese Sitzung, die von 6 bis 1/4 auf 10 dauerte und außer der Inschriftenfrage nur noch die Kosten der Granitstufe behandelte ...

Schwerer dürfte es sein, das Comité zu einer stillen Enthüllung des Denkmals zu bewegen, da es sich von einer feierlichen nicht allein einen ästhetischen, vielmehr einen ethischen und sozialen Erfolg verspricht. Meine diesfällige Andeutung fand nicht die geringste Zustimmung, was mir um so mehr leid thut, als es eine Wochen andauernde Arbeit sein wird, das Entsprechende zu veranlassen.

Die Herren haben, wie fast immer, leicht beschließen, um die Mühen kümmern sich nur sehr Wenige.

Fällt der uns zugesagte Rest des Erzes bedeutend aus, so wird für den gewünschten feierlichen Akt gesorgt und die Medaille vielleicht auch ermöglicht sein.

Ich hielt es für meine Pflicht, dem Comité in der zweifachen Richtung meine Bedenken vorzulegen.

Videant consules! d. h. mögen sie für die Herbeischaffung des Geldes Sorge tragen.

Und vielleicht geht das Ganze auch leichter, als es mir jetzt erscheint."

Also nach anderthalbjähriger Debatte keine Inschrift! Auch darauf schwieg Grün. Kurz darauf brachen die Ovationen zu seinem 70. Geburtstage über ihn herein. Hier sein Dankbrief auf Frankls Glückwunsch:

Gratz, 7. April 1876.

Verehrter Freund!

Fast halbtodt richte ich diese Zeilen an Sie. Seit circa 3 Wochen lebe ich eigentlich nicht mehr, denn ich bin nur noch eine Art Mechanismus, eine Species von Spieldose, welche das große Grundthema „Dank!“ in hunderterlei Modulationen zu variiren hat. Freilich pulsirt in diesem Räderwerk auch etwas Anderes, das man Herz nennt, und dieses weiß gar wohl all die Ehre, all das Glück und Wohlwollen, das ihm widerfährt, zu schätzen und hochzuhalten. Aber durch die Spieldose zieht doch ein wehmüthiges Ächzen der gar zu oft sich in einer und derselben Richtung herumdrehenden Walzen und Stifte, deren sich eine allmähliche Erschlaffung und Müdigkeit bemeistert.

Verkennen Sie nicht Ihren alten Freund, wenn er sich trotz eines größeren inneren Wohlgefühles einer mächtigen Sehnsucht nach Ruhe und Zurückgezogenheit nicht erwehren kann und sich unter Einem Ihre Nachsicht erbittet, einmal ausnahmsweise nicht nochmals das besagte Thema, wie schon so unzählige Male mündlich, brieflich und telegraphisch, zu variiren, sondern es einmal nackt und unverschleiert, wie die antike Schönheit und Wahrheit hinzustellen in dem einfachen Worte:

Dank!

Ihr Gemüth und Ihre Phantasie mögen und werden es zu seiner ganzen Bedeutung ergänzen.

Herzlich grüßend in alter treuer Gesinnung, wie immer

Ihr aufrichtig ergebener

A. Auersperg.

Noch am selben Tage ließ der Dichter einen zweiten Brief folgen:

Gratz, 7. April Abends.

Mein verehrter Freund!

Als ich Ihnen heute Morgens inmitten anderer Dankschreiben in aller Hast und Eile mein Dankgefühl für Ihre liebe und mir so wohlthuende Erinnerung aussprach, hatte ich noch keine blasse Ahnung von den Dingen, die da kommen würden, und insbesondere von der Pracht und Bedeutung des mir in Aussicht gestellten Festgeschenkes. Nachmittags, als man mir von der Eisenbahn eine große Gemäldekiste brachte, und ich in dem darin befindlichen herrlichen Göthebilde das mir zugedachte, aber alles Maß meiner Erwartung so weit überragende Xenion erkennen mußte, da war ich, offen gestanden, ebenso überrascht, als erschrocken und betroffen. Ich mußte mich fragen, wie in aller Welt komme gerade ich zu einem so werth- und prachtvollen, zu einem so kostbaren Geschenke? Kann und darf man ein solches annehmen? selbst wenn es von einem der ältesten und besten Freunde kommt? — Mögen Sie, verehrter Freund, in dem Auftauchen dieser Frage nicht etwa jenen dünkelhaften Hochmuthskitzel erblicken, welcher mir wirklich ganz fremd ist, sondern eine Mahnung, die aus edleren Quellen entspringt,

nämlich jenen der Gewissenhaftigkeit und des Zartgefühls. Aber ich kann es noch immer nicht wagen, jene Fragen zu bejahen.

Dies jedoch weiß ich, daß ich Ihre edle und freundliche Absicht nicht verkennen und heute nicht zu Bette gehen darf, ohne Ihnen aus gerührtem Herzen meinen innigsten und wärmsten Dank für all die mir auch in dieser Stunde erwiesene Güte, Freundlichkeit und Auszeichnung ausgesprochen zu haben. Und so schreibe ich unmittelbar vor dem Schlafengehen mit schon müdem Haupte und schon müder Hand diese Zeilen nieder, denen Sie die Eile ihres Zustandekommens wohl ansehen, aber auch nachsichtsvoll verzeihen werden.

Jetzt aber: Gute Nacht! und zugleich, — da der Brief erst morgen abgehen kann — Guten Morgen!

Mit herzlichem Gruße

Ihr treu und dankbar ergebener

A. Auersperg.

Einige Wochen nach der Feier schrieb er dem Freunde:

Gratz, 10. Mai 1876.

Mein verehrter Freund!

Allmählich sind die Wogen meiner Jubeltage und ihrer Leiden und Freuden verlaufen und letztere haben sich in eine große, wohlthuende und mich mit permanentem Dankgefühle erfüllende Erinnerung verschmolzen. Allmählich kehre ich wieder in meine gewohnte Tagesordnung zurück, nicht ohne doch

noch zeitweise den zahllosen Dankespflichten, welche ich abzustatten hatte, kleine Nachzügler folgen zu lassen. Und so erlaube ich mir, allerdings eine gar schlicht bescheidene Gegengabe für die schönen und werthvollen Festgeschenke, mit denen Sie mich bedachten, im Anschlusse an Sie zu übersenden, ein photographisches Gedenkblatt an den 11. April. Da es eine Herzensbotschaft ist, so wird ihr auch bei Ihnen freundliche Aufnahme werden. Es ist die Gruppe der Festgeschenke, nach den Andeutungen meiner Frau zusammengestellt und von einem hiesigen Photographen aufgenommen. Sie finden auf dem Blatte auch all die köstlichen Gegenstände, mit welchen Sie und das verehrte Schillerdenkmal-Comité den für mich so bedeutsamen Lebensmoment verschönert und bereichert haben.

Ich erlaube mir drei Exemplare beizulegen, wovon ich eines für sich zu behalten, das zweite allenfalls den Akten des Schillerdenkmal-Comités einzureihen, das dritte aber nebst meinen hochachtungsvollen Grüßen an Herrn Prof. Dr. v. Egger-Möllwald gelangen zu lassen bitte, welcher als Obmann des Schillervereines „Die Glocke" mich mit einem Ehrenmitgliedsdiplom dieses Vereines beehrt und erfreut hat. Da Sie öfter mit ihm in Berührung kommen, dürfte die gütige Besorgung dieses Anliegens Ihnen wohl nicht beschwerlich fallen.

Aus der „N. Fr. Presse" habe ich gestern ersehen, daß unsere Denkmals-Angelegenheit wieder

schrittweise vorgerückt ist. Glückauf zum baldigen Abschluß.

Eiligst aber mit herzlichsten Grüßen

Ihr aufrichtig ergebener

A. Auersperg.

Dieses Schreiben kreuzte sich mit einer Zuschrift Frankls, in welcher dieser, sicherlich nicht leichten Herzens, aber pflichtgemäß Grüns endgiltiges Votum in der — Inschriftenfrage erbat. Grün erwiderte — Graz 12. Mai 1876 — u. a.:

Die Jubeltage mit allem, was daran hing, sind vorüber; dafür aber tauchen jetzt die mittlerweile liegen gebliebenen Geschäfte und Obliegenheiten anderer und sehr verschiedener Art auf, daß meine Sehnsucht und mein Bedürfniß nach Ruhe auch jetzt noch ein unerfüllbarer frommer Wunsch geblieben ist.

Sie verlangen bezüglich der, wie es scheint, noch nicht ganz feststehenden Punkte — das Denkmal betreffend — von mir ein entschiedenes Eingreifen und ein nochmaliges Votum. So bereitwillig ich stets mein bescheidenes Scherflein zu den Zwecken des Unternehmens beitrage, so befinde ich mich Ihrer Aufforderung gegenüber doch in einiger Verlegenheit. Zu einem entschiedenen Eingreifen fühle ich mich durchaus nicht berufen; mein Votum aber und namentlich über die von Ihnen berührten obschwebenden Fragen habe ich ja bereits klar und deutlich abgegeben, und ich wüßte kein anderes auch jetzt zu formuliren.

Den in den rückfolgenden Sitzungs-Protokollen vom 13ten und 27ten Februar niedergelegten Schlußfassungen muß ich mich selbstverständlich in aller Bescheidenheit unterordnen und thue dies als alter Parlamentarier sogar sehr willig, aber zur Beruhigung darf es mir dennoch dienen, zu jenen Beschlüssen persönlich nicht mitgewirkt zu haben. Ich möchte nämlich nicht die Verantwortung mittragen, einen Schiller, der doch zu unserem Volke mahnend und aufrichtend sprechen soll, in dessen Mitte als inschriftlose Statue zu stellen und gewissermaßen zum Stummbleiben zu verurtheilen.

Die Duell-Angelegenheit Kolowrat-Auersperg[199]) ist mir persönlich sehr nahe gegangen, weil ich mit der Fürstlichen Familie zwar nur entfernt verwandt, aber durch freundschaftliche Beziehungen näher verbunden und durch die innigste Theilnahme ergriffen bin. Objektiv aufgefaßt hat aber die Sache eine viel tiefere, erschreckende Bedeutung. Ich kann in dem ganzen Vorgange mit allen denselben begleitenden Nebenumständen (welche aber geistig und sittlich zu Hauptfaktoren werden) nur ein neues schauerliches Symptom des unaufhalt-

---

[199]) Das Duell zwischen dem 22jährigen Wilhelm Fürsten Auersperg, dem Sohne des Generals Alexander Auersperg, und dem Grafen Leopold Kolowrat, fand den Zeitungsberichten zufolge wegen einer berühmten Schönheit der Aristokratie, der Komtesse B., statt, welche von beiden geliebt wurde, dem Grafen aber den Vorzug gegeben haben soll. Das Duell wurde am 7. Mai 1876 ausgekämpft und endete nach dreimaligem Kugelwechsel mit der tödlichen Verwundung Auerspergs.

samen und unverkennbaren staatlichen und socialen Niederganges unseres Oesterreich erblicken. —

Ein folgendes Schreiben Grüns, Thurn am Hart, 5. Juli 1876, erbat Frankls Verwendung für einen armen, in Steiermark lebenden Dichter. Frankl konnte dem Wunsche entsprechen. Ein nächster Brief Grüns bat, daß das Comité ein an ihn gerichtetes Gesuch eines Verlegers direct erledigen möge; der Buchhändler hatte Grün ersucht, das Denkmal-Comité möge — den Absatz einer von ihm verlegten Schiller-Biographie fördern helfen! Darauf erwiderte Frankl aus Gmunden, 2. August 1876 u. a.:

Vittore Emanuele hat in seinem Beglückwünschungs-Schreiben an den Präsidenten der Vereinigten Staaten denselben

„Mein lieber großer Freund!"

apostrophirt.

Erlauben Sie gütig heute dieses Plagiat. Sie wünschten in Angelegenheit der an Sie gerichteten Bitte der Buchhandlung K. eine Beschlußfassung des „Comités" provozirt. Ich setze voraus, daß Sie nur die des „Büreau" meinten, denn wo ist das „Comité"? Die Mitglieder sind in alle Welt zerstreut, und wie viele sind seit unserm Thätigkeitsbeginn uns schmerzlich durch den Tod entrissen: Grillparzer, Halm, Möring, Pratobevera, Schrötter, Streicher, Zelinka! Es ist erschreckend, nach einem Jahrzehnt zurückzublicken, wie viele näherstehende, zu einem gemeinsamen Streben verbundene Menschen in Gräber versunken sind. Man wandelt wie durch

einen Friedhof! Sie werden mir, dem seit einem Vierteljahrhundert, nicht immer anmuthig, verspotteten Nekrologisten diese Betrachtung lächelnd vergeben!

Wo aber ist das „Büreau?"

Wurzbach seit zwei Jahren in Berchtesgaden „angewest," Schröer auf einer Ferienreise in Ost-Preußen, Schey in Wien, Egger in Ischl.

Nichts desto weniger wandte ich mich, um Ihrem Wunsche nachzukommen, an den Letzteren als an unseren Schriftführer mit der Bitte, seine Meinung abzugeben und die des Kassaverwalters Schey einzuholen.

Und so kommt es, da ich erst heute — da überdies Egger einen mehrtägigen Ausflug unternommen hatte und nicht sofort in den Besitz meines Briefes gelangte — in der Lage bin, Ihnen unsere gemeinschaftliche Meinung zur Gutheißung vorzulegen, um, wenn diese beistimmend ist, sie sofort der genannten Buchhandlung vermitteln zu können . . . .

Ich will diesen Brief nicht schließen, ohne Sie auf ein sehr interessantes Buch: „Aus Halbasien" von K. E. Franzos[200]) aufmerksam zu machen, das, vor wenigen Monaten erschienen, schon die 2. Auflage und eine Übersetzung ins Englische und Französische erlebt. Es gewährt in schöner geistvoller Darstellung einen Einblick in uns genug

---

200) „Aus Halbasien." Kulturbilder aus Galizien, der Bukowina, Südrußland und Rumänien. Von Karl Emil Franzos. Zwei Bände. Leipzig 1876.

naheliegende — zu nahe! — fast völlig neue Zustände und macht mit psychologisch höchst merkwürdigen Persönlichkeiten bekannt. Zugleich ist das Buch sehr amüsant.

Grün war, als er dies Schreiben erhielt, bereits sehr leidend. Gleichwohl erwiderte er umgehend:

Dornau bei Pettau 6. VIII. 76.

Verehrter Freund!

Ihr sehr geschätztes Schreiben vom 2ten d. M. ist mir hierher nachgesandt worden.

Das sogenannte Plagiat, mit welchem Sie mich apostrophiren, könnte aus einer liebenswürdigen Hyperbel zu einer mich compromittirenden Parodie werden, wenn ich nicht vor allem Anderen bescheidentlichen Protest dagegen erhübe. So sehr mich jede Mittheilung von Ihnen jederzeit erfreut, so hätten Sie sich mit dem eingehenden Exposé über das K . . . 'sche Anerbieten eigentlich nicht zu bemühen gebraucht; denn ich habe in dieser Angelegenheit hier gar keinen Wunsch geäußert, die Sache einfach als mir nicht zustehend meinerseits abgelehnt und auf den für jeden Fall competenten Weg gewiesen, in der selbstverständlichen Voraussetzung, daß auf diesem die definitive und correcte Abweisung erfolgen werde. Will Herr K. seine neue Auflage Palleske's anläßlich der Enthüllung unseres Schillerdenkmals in Vertrieb setzen, so möge er dies auf eigene Faust und durch seine eigenen Kolporteure und Kommissionäre veranlassen, uns aber dabei aus dem Spiele lassen. Wenn Sie in

der Beantwortung seines Einschreitens das von Ihnen erwähnte Motiv betonen und höflichkeitshalber noch mit dem Ausdrucke „wahren Bedauerns“ versüßen wollen, so kann ich mich nur damit einverstanden erklären, in so fern Sie meine Privatansicht zu erfahren gewünscht haben.

Schließlich wünsche ich Ihnen einen genußreicheren Landaufenthalt, als mir heuer zugedacht scheint. Meine Gesundheit ist nicht mehr die beste, meine Nerven wollen nicht mehr in Ruhe und geregelte Haltung kommen. Die im März und April Tag für Tag auf mich einstürmenden Aufregungen haben mich zwar in moralischer Hinsicht erhoben und aufgerichtet, aber in physischer arg mitgenommen und herabgebracht. So steigt die eine Schale der Wage, während die andere sinkt. Ob sie je wieder ins Gleichgewicht kommen? — Das leibliche Unbehagen wirkt zugleich lähmend auf die geistige Thätigkeit, und ich hätte doch so Manches vor dem großen Stillstande noch gerne in Ausführung gebracht. Man räth mir Gebirgsluft an; vielleicht folge ich dem Rathe, während Frau und Sohn dem zweiter Cyklus der Wagner-Festspiele in Baireuth anwohnen. Ich will sie zwar auf der Reise dahin begleiten, dann aber ins Gebirge abfallen, da ich mich zu vier Abenden Wagner nicht stark genug fühle.

Mit den herzlichsten und hochachtungsvollsten Grüßen in alter Treue und Freundschaft

Ihr A. Auersperg.

Dies ist das letzte Document einer seltenen, nahezu lebenslangen Freundschaft, das wir mitzuteilen haben. Grün und Frankl haben einander von da ab weder geschrieben, noch gesprochen. Am 12. September 1876 starb Anastasius Grün in Graz.

Wir aber wollen dies Buch mit dem rührenden Nachruf schließen, den der Überlebende dem Toten widmete. Von Grüns Begräbnis heimgekehrt, schrieb Frankl:

> Langsam fuhr das Boot den Nil hinauf. In unserer kleinen schwimmenden Karawane befand sich auch ein Beduinenscheik. Ich sehe ihn noch in seinem Burnus aus braunen Kameelhaaren, mit seinem grünen Turban — grün, dem Zeichen der Prophetenabkunft. Er verstand weder zu lesen, noch zu schreiben, aber sein Geist war frisch, seine Phantasie — wie die eines jeden Arabers — lebhaft, seine Rede pathetisch, seine Haltung feierlich. Er war stets bemüht, uns die einförmig langsame Fahrt zu kürzen durch allerlei Erzählungen, Schilderungen von Wüsten-Abenteuern und Räthselfragen.
>
> Eines dieser Räthsel aus dem Lande der Sphynx fiel mir auf dem Leidensgange hinter dem Sarge Anastasius Grün's plötzlich ein, und die ganze phantastische Szene des Morgenlandes stand wieder vor mir.
>
> Der Beduinen-Scheik gab uns zu rathen auf: ‚Was macht unsterblich?' Wir rieten und rieten, er hörte lächelnd und immer mit dem Kopfe verneinend zu. Endlich sagte er: Eines allein macht nicht unsterblich, drei Dinge erst, wenn sie sich bei einem Sterblichen vereinigt finden, vollbringen es: ein Sohn, ein gutes Buch, ein guter Name!
>
> Das trifft, dachte ich sinnend, bei diesem Toten, den

wir zu Grabe geleiten, zu. Ein blühender, geistig begabter Sohn folgt dem Sarge. Der in diesem ruht, hat nicht Ein Buch allein geschrieben; jedes der sieben Bücher, deren glückliche Erben wir und die Nachwelt sind, verbürgt seine Unsterblichkeit, und sein guter Name wird geschrieben stehen auf den Fahnen, wenn es in den Kampf für Licht, Recht und Freiheit geht; er wird immerdar glänzen in dem goldenen Ehrenbuche unseres großen Vaterlandes das er aus vollem Herzen liebte und das er verklärte mit dem Glanze seiner Gesänge. Er wird genannt werden mit den Edelsten des deutschen Volkes, mit Walther von der Vogelweide, Ulrich von Hutten, Uhland und Lenau.

Das von allen Thürmen der Stadt herabtönende feierliche Glocken-Geläute stimmte gut zu den Gedanken, die mich auf dem langen Leidenswege durchwogten. Keine Lieder von den stumm mitziehenden Sängern, keine übliche Trauermusik störte, ich konnte still und bewegt weiterdenken.

Nur wenige Wochen noch, und wir werden das Denkmal des größten deutschen Freiheitssängers in Wien enthüllen. Er aber sollte den freudigen Moment, den er mitherbeiführen half, nicht erleben; und auch er war ein Sänger der Freiheit und des edelsten Menschthums. Wie die Bewohner der Berge früher als die, welche in den Thälern hausen, den Morgen anbrechen und die Sonne sehen, so sang er uns tröstend von Licht, als es noch ringsum nachtete.

Mir wurde, sann ich weiter, die schmerzliche Ehre zu Theil, im Namen der Genossen, die sich mit dem Hingeschiedenen zu dem idealen Werke vereinigt hatten, auf seinen Sarg einen aus Palmen, Lorbeern und Rosen gewundenen Kranz zu legen. Und symbolisirt er nicht den

Räthselspruch aus Egypterland? Lorbeer, den dieser Tote jung schon errang und der so herrlich, so hochragend gedieh, Palmen, die den Sieg und den Frieden bedeuten, und Rosen, das immer wiederkehrende Lieblingsbild in seiner Dichtung — sie sind das Symbol seines Familienglückes. Er war ein Glücklicher — der dreimal Unsterbliche. Und so mögen diese schmerzlösenden Gedanken um die Bahre geschlungen sein, etwa wie die Künstler der antiken Welt auf marmorne Sarkophage bacchische Züge, heitere Bilder des Lebens meißelten, damit die Schauer des Todes und die Trauer der Nachlebenden gemildert würden. Wie der Prophet, als er zum Himmel fuhr, den ihm trauernd Nachblickenden seinen Mantel vom feurigen Wagen herabfallen ließ, so hinterläßt uns der scheidende Dichter den königlichen Purpur seiner Lieder, und wir wenden auf ihn die Worte an, welche Friedrich Schiller von den Lippen der Muse ertönen läßt:

Sein unermeßlich Reich war der Gedanke,
Und sein geflügelt Werkzeug war das Wort.

Die Nachwelt wird es besser haben, denn wir; sie wird sich an dem glanzvoll entrollten Lebensbilde des Hingeschiedenen erfreuen, ohne die Qualen mitzuempfinden, die der Sterbende erdulden mußte, und deren Zeugen wir gewesen sind. Es ist entsetzlich für einen vom Leben Scheidenden, die Hand zum letzten Drucke, zum letzten Segen den Theuersten entgegenstrecken zu wollen und sie nicht regen zu können, weil sie der herannahende Tod schon früher gelähmt hat; es ist entsetzlich, ein Wort noch sprechen zu wollen, und jeder Laut ist den Lippen versagt. Grausames Geschick: furchtbare Tage, qualvolle Nächte lang noch, ehe der Tod seinen süßen Liedermund für immer verstummen machen sollte, war ihm der Rede Laut versagt, und es geht doch die Sage, daß der durch

sein ganzes Leben stumme Schwan sterbend Stimme gewinnt und sein Todeslied singt.

Die Nachwelt wird nur von unserer Begeisterung, von unserer Liebe, von den Freudenfeuern lesen, die wir an seinem siebzigsten Geburtstag angezündet haben, sie wird die Päane lesen, die ihm von tausend Herzen, von tausend Geistern angestimmt worden sind. Aber es wird ihr ein quälendes Gefühl, das uns erfüllt, erspart sein. Wie es Menschen giebt, die vom Schicksal zu Tode gequält worden, so haben wir ihn zu Tode gefeiert. Er wurde zum Märtyrer seines Ruhmes!

Nicht daß er sich die Pflicht auferlegte, jeden Brief, jedes Telegramm eigenhändig zu beantworten — das war es nicht, was seinen mächtigen, durch keine Krankheit je gebeugten Organismus, der ein höchstes Alter zu versprechen schien, zerstörte. Es war eine große, eine starke Tugend in ihm, ein edler Charakterzug, die mit der allerdings übergroßen Arbeit, welche er sich gewissenhaft selbst auferlegt hatte, ihn aufrieb: die Tugend tiefinnerster Bescheidenheit. Er war über den Jubel erschrocken und erstaunt, er machte ihn bis in die Lippen erbleichen und den gewaltigen Mann erbeben. Er, der es liebte, in glücklicher Verborgenheit den Eingebungen seiner keuschen Muse zu lauschen, ferne dem Getriebe der Welt Reben und seine Lieblingsblume, Rosen, zu pflanzen, er fühlte sich plötzlich persönlich in den Mittelpunkt isolirt auf eine leuchtende Höhe gestellt und in seinem Sinn als — ein Opfer umjubelt. Das griff zu stark in das Leben des Mannes . . .

Bald nach den Festen besuchte er mich in Wien. Er klagte über all die „beglückende Pein“, ‚hab ich denn all das verdient? Sie wissen, wie ich die Öffentlichkeit scheue, wenn sie eine persönliche ist.‘ Als ich ihm lächelnd ein-

Register.

(Die Ziffern bezeichnen die Seite.)

*

**



Berichtigungen und Ergänzungen.

Seite 8, 15. Zeile von oben, lies: Rathe statt Reiche.
" 10, 2. " " unten, " 210 statt 310.
" 10, 5. " " " " 3) statt 2).
" 16, 5. " " " " Fannitismus statt Fannilismus.
" 77, 15. Zeile von unten, lies: 1851 statt 1853.
" 142, 3. " " " " 1863 statt 1868.
" 143, 8. " " " " partibus st. partbus.
" 147, 1. " " " " 24 statt 240.
" 184, 12. " " " " K. Andersen statt O. Andersen.
" 212, 7. Zeile von " " 1821 statt 1831.
" 223, 4. " " oben " Berathung statt Berathnng.
" 227, 14. Zeile von unten, lies: alter statt aller.
" 277, 6. " " " " Ring statt Sieg.
" 287, 9. " " " " zu einem Schreiben vom 9. Dezember 1869 statt vom folgenden Tage.
" 290, 12. Zeile von oben, lies: 18. April st. 16. April.
" 306, 10. " " unten, " Andeutungen statt Bedeutungen.
" 338, 5. Zeile von oben, lies: In einem spätern statt In seinem nächsten.
" 339, in der Ueberschrift, lies: Franz Joseph statt Franz Josef.
" 341, die 12. und 11. Zeile von unten haben richtig zu lauten: Grün beruhigte Frankl am folgenden Tage. In einem späteren Schreiben, Gratz, 3. Jannar 1875 wiederholt er u. s. w.
" 352, 5. Zeile von oben lies: „In Jesuitam“ statt „In Jesuitum“.

Zum Vorwort. Von Ludwig August Frankl sind folgende Artikel über Anastasius Grün erschienen:

In der „Neuen freien Presse“: „Grillparzer und Anastasius Grün“, 15. September 1876 Nr. 4331. — „Drei Dinge machen unsterblich“, 24. September 1876 Nr. 4340. „Moritz Kolbenheyer, Friedrich Hebbel und Anastasius Grün“, 9. Jänner 1884 Nr. 6957. — „Politische Epigramme von Anastasius Grün“, 20. April 1886 Nr. 7776. — „Aus Anastasius Grüns Nachlaß, 9. April 1887 Nr. 8124. — „Briefe des Grafen Leo Thun und des Grafen Anton Auersperg“, 8. und 9. Jänner 1889, Nr. 8755 und 8756. — „Erinnerungen an Anton Grafen Auersperg“, 11. April 1890, Nr. 9206. — Gottfried Leitner und Anastasius Grün“, 11. April 1891, Nr. 9563. — „Briefwechsel zwischen Schmerling und Anast. Grün“, 18. Juni 1893, Nr. 10351. — „Anastasius Grün's Jugend“ (Aus dem Nachlasse), 13. März 1896, Nr. 11334. — In der „Heimat“: „Wiege und Grab“, 1877/78, Nr. 25.

Franzos, K. E., Aus Halb-Asien. Kulturbilder. 3. Aufl. 2 Bde. Gr. 8⁰. Geh. M. 10.—. Geb. M. 12.60.

—„— Vom Don zur Donau. Kulturbilder. 2. Aufl. 2 Bde. Gr. 8⁰. Geh. M. 10.—. Geb. M. 12.60.

—„— Aus der großen Ebene. Kulturbilder. 2 Bde. Gr. 8⁰. Geh. M. 10.—. Geb. M. 12.60.

—„— Die Juden von Barnow. Geschichten. 5. Aufl. Gr. 8⁰. Geh. M. 5.—. Geb. 6.40.

—„— Junge Liebe. Novellen. 4. Aufl. Min.-Ausgabe. Geh. M. 3.—. Geb. M. 4.—.

—„— Moschko von Parma. Erzählung. 2. Aufl. Gr. 8⁰. Geh. M. 5.—. Geb. M. 6.40.

—„— Stille Geschichten. 3. Aufl. Min.-Ausg. Geh. M. 5.50. Geb. M. 7.50.

—„— Ein Kampf um's Recht. Roman. 3. Aufl. 2 Bde. Gr. 8⁰. Geh. M. 10.—. Geb. M. 12.—.

—„— Mein Franz. Novelle in Versen. Min.-Ausgabe. Geh. M. 1.50. Geb. M. 2.50.

—„— Der Präsident. Erzählung. 3. Aufl. Gr. 8⁰. Geh. M. 3.—. Geb. M. 4.—.

—„— Die Reise nach dem Schicksal. Erzählung. 2. Aufl. Gr. 8⁰. Geh. M. 5.—. Geb. M. 6.40.

—„— Tragische Novellen. 2. Aufl. Gr. 8⁰. Geh. M. 4.—. Geb. M. 5.—.

—„— Die Schatten. Erzählung. 2. Aufl. Gr. 8⁰. Geh. M. 6.—. Geb. M. 7.20.

—„— Judith Trachtenberg. Erzählung. 4. Aufl. Gr. 8⁰. Geh. M. 3.60. Geb. M. 5.—.

—„— Der kleine Martin. Erzählung. 2 Aufl. Gr. 8⁰. Geh. M. 2.—. Geb. M. 3.—.

—„— Leib Weihnachtskuchen und sein Kind. Erzählung. 2. Aufl. Gr. 8⁰. Geh. M. 5.—. Geb. M 6.—.

L'Arronge, Adolph, Deutsches Theater und Deutsche Schauspielkunst. 2. Aufl. Gr. 8⁰. Geh. M. 2.—.

Meinhardt, Adalbert, Norddeutsche Leute. Novellen. Gr. 8⁰. Geh. M. 3.—. Geb. M. 4.—.

Olfers, Marie von, Backfische und alte Jungfern. Novellen. Gr. 8°. Geh. M. 3.—. Geb. M. 4.—.

Ottmer, F., Das Adoptivkind und andere Novellen. Gr. 8°. Geh. M. 4.—. Geb. M. 5.—.

Telmann, Konrad, Mann und Frau. Erzählung. Gr. 8°. Geh. M. 2.—. Geb. M. 3.—.

Willomitzer, Joseph, Ins Blaue hinein! Heitere Geschichten. Gr. 8°. Geh M. 2.50. Geb. M. 3.50.

Die Geschichte des Erstlingswerks. Selbstbiographische Aufsätze von Rudolf Baumbach, Felix Dahn, Georg Ebers, Marie von Ebner-Eschenbach, Ernst Eckstein, Theodor Fontane, Karl Emil Franzos, Ludwig Fulda, Paul Heyse, Hans Hopfen, Wilhelm Jensen, Hermann Lingg, Conrad Ferdinand Meyer, Ossip Schubin, Friedrich Spielhagen, Hermann Sudermann, Richard Voß, Ernst Wichert, Julius Wolff. Eingeleitet von K. E. Franzos. Mit den Jugendbildnissen der Dichter. Gr. 8°. Geh. M. 6.—. Geb. M. 7.50.

Die Berlinerin. Bilder und Geschichten von G. von Beaulieu, Georg Ebers, Georg Engel, Ulrich Frank, Karl Emil Franzos, Karl Frenzel, Max Grube, Max Kretzer, Fritz Mauthner, Alexander Moszkowski, Ludwig Pietsch, Alexander Baron von Roberts, Julius Rodenberg, Julius Stettenheim, Julius Stinde, Heinz Tovote, J. Trojan, Ernst Wichert, Ernst von Wildenbruch, Ernst von Wolzogen, Fedor von Zobeltitz. Herausgegeben von Ulrich Frank. Mit 90 farbigen Text-Illustrationen und einem Dreifarbendruck-Umschlag von Friedrich Stahl. Gr 8°. Geh. M. 5.—. Geb. M. 6.—.





